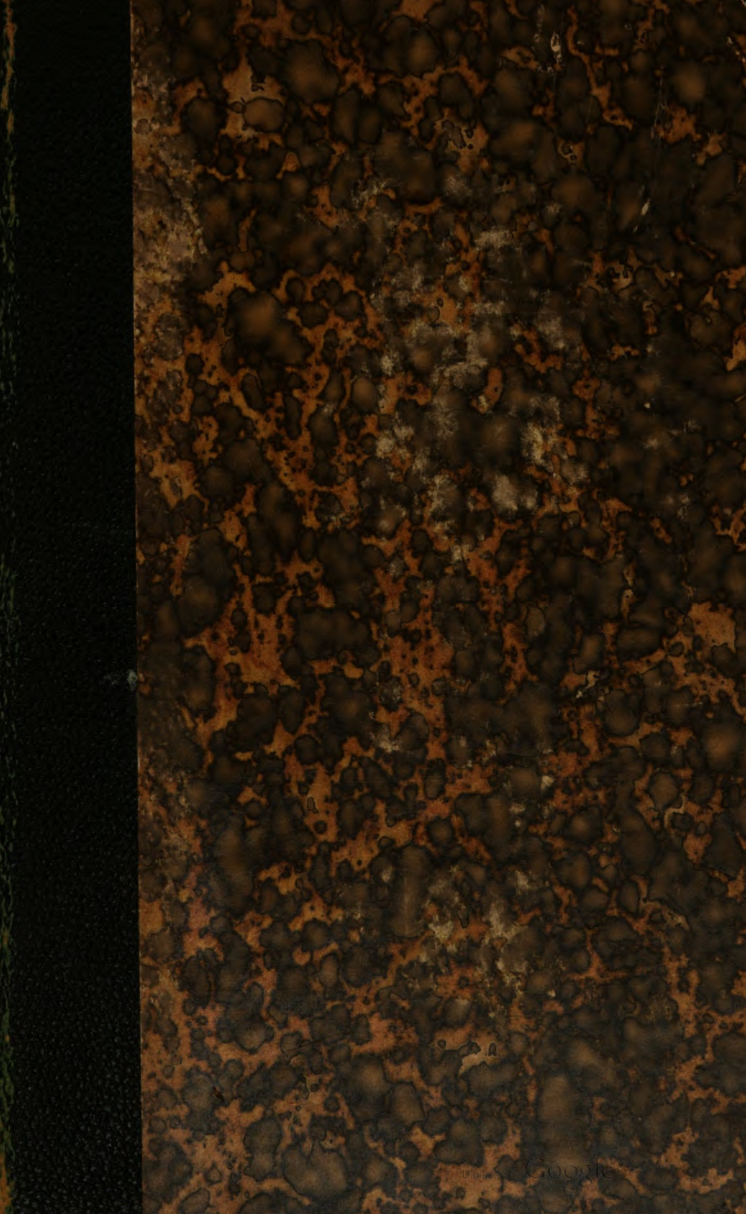
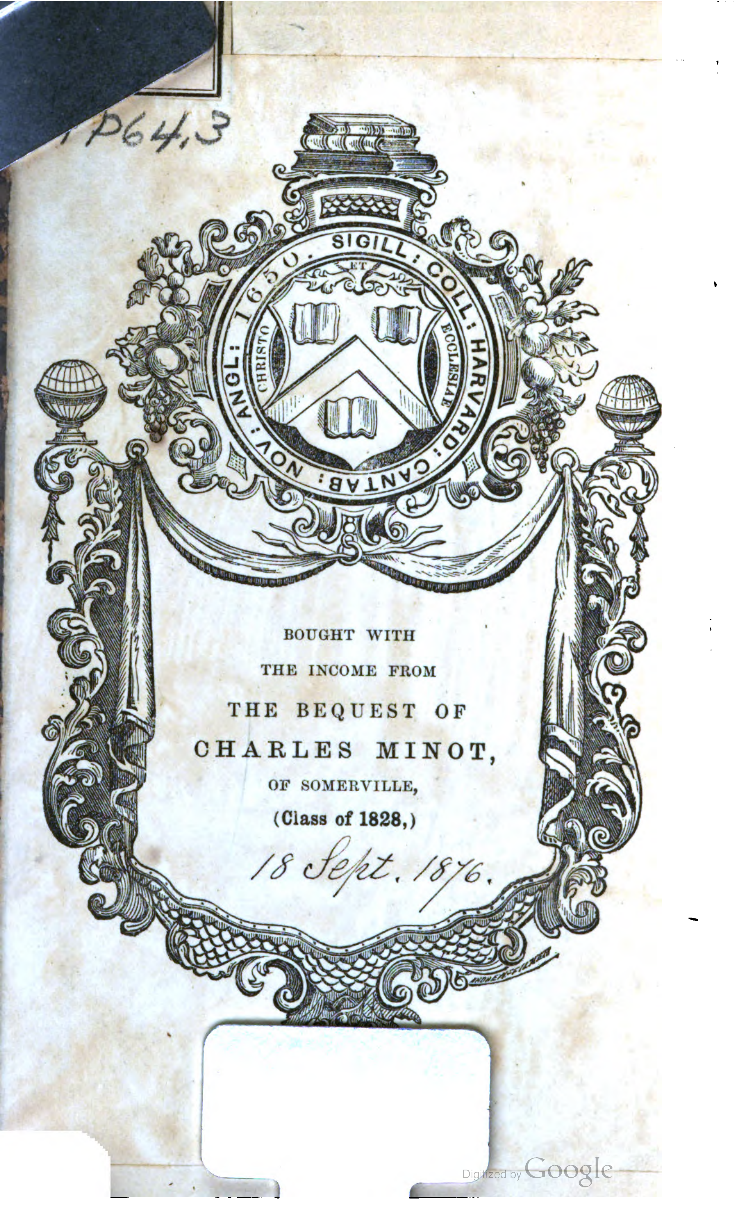



SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE

Historisches Taschenbuch.

Neue Folge.

Erster Jahrgang.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Neue Folge.

Erster Jahrgang.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1840.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Neue Folge.

Erster Jahrgang.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1840.

1876, Sept. 18.

Inhalt.

Seite

I. Gebhard Truchseß von Waldburg, Kurfürst und Erzbischof von Köln. Von F. W. Barthold. 1

II. Die Belagerung von Breda in den Jahren 1624 und 1625, durch Ambrosio Marquis von Spinola. Von Ernst Münch. 107

III. Die Frauen in der französischen Revolution. Skizzen und Zusammenstellungen. Von Karl Georg Jacob. 189

IV. Die Entwicklung der modernen Kunst aus der antiken bis zur Epoche der Renaissance. Von Eduard Kolloff. 275

V. Spanien in der ersten Periode seiner Abhängigkeit von Frankreich unter dem Stifter der neuen Dynastie Bourbon=Spanien. Von F. W. Schubert. 347

VI. Die Philosophie und die Philosophen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Von F. von Raumer. 463

I.

Gebhard Truchseß von Waldburg,

Kurfürst und Erzbischof von Köln.

Von

F. W. Barthold.

Erstes Capitel.

Zustand der deutschen Bisthümer nach dem Religionsfrieden. Der geistliche Vorbehalt. Verheirathete Bischöfe. Reformationsversuch in Köln 1543. Verfall der Sitten in den Klöstern. Kurfürst Salentin von Isenburg (1577) dankt ab. Gebhard Truchseß, Freiherr von Waldburg, erwählt 1577. Unsittlichkeiten an diesen damaligen Fürstenhöfen.

Der reiche Güterbesitz, mit welchem die fromme Einfalt der Deutschen zeitgemäß die junge germanische Kirche ausgestattet und die Diener der Religion, ganz unähnlich ihrer ursprünglichen Bestimmung, im Laufe der Jahrhunderte zu mächtigen Fürsten und weltlichen Gebietern erhoben hatte, gereichte einerseits der Ausbildung des Reichs in eine politische Einheit zu unübersehlichem Nachtheile und verhinderte anderseits den Segen, welchen eine allgemeine Verbreitung der Reformation dem Vaterlande bringen konnte. Wie viel furchtbare Zerrüttung im Mittelalter die doppelte Stellung des hohen Klerus als angesehener Glieder des Staats und als unmittelbar dem römischen Stuhle unterworfener geistlicher Beamten über das Reich verhängt, liegt am Tage; noch verderblicher wirkte dieses nach zwei Seiten

bedingte Verhältniß im Laufe der Kirchenverbesserung. Die gebieterische Rücksicht, durch den Uebertritt zur neuen Lehre den Verlust weltlicher Güter zu verschulden, erhielt, oft im Widerspruch mit sich selbst, freidenkende Kirchenfürsten in der Treue des päpstlichen Stuhls, und anderseits machte die Einziehung des kirchlichen Besitzes, als nächste Folge des Anschlusses an die Neuerung, auch uneigennützige weltliche Fürsten der Habgier verdächtig und verdunkelte die Reinheit ihrer Absichten, die an und für sich, wie bei Philipp von Hessen, zweideutig genug erschienen. So wurde in Deutschland eine rein geistige Bewegung in den Tummelplatz niedriger Berechnungen und Leidenschaften herabgezogen und verwirrte die klare Auffassung der Ereignisse in einer Weise, daß wir außer Stande sind, das Recht und Unrecht zu trennen.

Die endliche Wendung, welche die eben nicht löbliche Politik des Kurfürsten von Sachsen in dem Streite des Kaisers und der protestantischen Stände herbeiführte, und wodurch der alten Kirche der thatsächliche Sieg entwunden wurde, sollte zufolge des augsburger Religionsfriedens den Gliedern des lutherischen Bekenntnisses das bis dahin Erworbene sichern und den Anhängern des Alten eine Gewähr leisten, das zu behalten, was ihnen in den stürmischen letzten dreißig Jahren noch geblieben war. Zu diesem Zwecke stellte man katholischer Seits den sogenannten geistlichen Vorbehalt als Richtschnur auf, daß nämlich, wenn ein Erzbischof, Bischof oder ein anderer Kleriker von der alten Lehre abfiele, er auf der Stelle seinem Erzbisthume, Bisthume, seinen Pfründen und den Einkünften und Rechten derselben entsagen müsse, und die Capitularen oder wem sonst die Besetzung zustände, einen anderen Alt-

gläubigen an seine Stelle erwählten. Was damals bei dem Höhenstande des öffentlichen Elends und der Erbitterung als eine billige Maßregel erschien und von den Protestanten, wiewol widerstrebend, anerkannt wurde, bewies sich bald als ein unüberwindliches Hemmniß für die Verbreitung der augsburgischen Confession, indem ihr bei der großen Zahl geistlicher Staaten jeder Raum, Zuwachs zu gewinnen, zu einer Zeit abgeschnitten blieb, als die kirchliche Gegenpartei, vermöge des tridentinischen Concils als einig im Glauben hervorgegangen, eine hochbefähigte Reihe unablässiger Streiter für die Zurückeroberung des Entrungenen unter ihrer Fahne erblickte, die Glieder der Gesellschaft Jesu. Da begann man denn protestantischer Seits, um nicht ohnmächtiger zu werden, an dem Gebote des geistlichen Vorbehalts zu rütteln und zu deuteln, die einstimmige Annahme desselben als Hauptpunkt des Religionsfriedens zu leugnen, ein dialektisches Streben, welchem die katholische Kirche das unerschütterlichste Beharren am geschriebenen Buchstaben entgegensetzte. Unter der Regierung des Kaisers Ferdinand I, der, gewitzigt durch die Erfahrungen eines sturmbewegten Lebens und müde des Kampfes, mit vermittelnder Milde und Klugheit zwischen den Parteien stand, und Maximilians II, dessen Ueberzeugung der neuen Lehre sich zuneigte und dessen Halbheit den Zusammenstoß noch glücklich vermied, hatten die Protestanten die lähmende Fessel des geistlichen Vorbehalts noch nicht schwer empfunden; als aber Rudolf II, der Jesuitenzögling, den deutschen Thron bestieg und seine katholischen Mitfürsten der energischen Leitung des römischen Stuhls heimfielen, da fühlte die Lebenskraft der protestantischen Kirche sich umschnürt und begann sie, obein-

ein durch fanatische Spaltung entkräftet, die Ueberlegenheit der Gegner bei jedem Regungsversuche schmerzlich zu empfinden. Nach vielen kleineren Kränkungen und mannichfacher Bedrückung ihrer Bekenntnißverwandten durch die Unduldsamkeit katholischer Landesherren erfuhren die protestantischen Stände die erste entschiedene Niederlage in dem leichtsinnig, unredlich und ungeschickt unternommenen Reformationsversuche des Erzbischofs Gebhard von Köln, dessen Erzählung nebst dem berüchtigten, doch anziehenden Lebensromane jenes vielgestraften Kirchenfürsten die Aufgabe der folgenden Blätter sein soll.

Die im Umkreis protestantischer Landesherrschaften belegenen Bisthümer waren im ersten Verlaufe der kirchlichen Umgestaltungen sämmtlich den Ansprüchen der katholischen Partei entzogen worden, indem die regierenden Häuser sie zuerst durch ihre Glieder verwalten ließen und dann auch die bischöflichen Titel ohne geistliche Attribute mit dem factischen Besitz verbanden. Mehre von diesen Prinzen, welche verwandtschaftliche Rücksicht, keineswegs geistige Befähigung und Tugend, zu Bischöfen gemacht, hatten nicht Anstand genommen, sich zu verheirathen. Der erste in dieser Reihe war Magnus von Mecklenburg, Bischof von Schwerin, verheirathet seit 1543, dessen Nachfolger Prinz Ulrich ihm auch darin nachahmte, sowie Christoph von Ratzeburg. Da auch der Administrator des Erzbisthums Magdeburg, der Markgraf Joachim Friedrich von Brandenburg, beweibt war, zählte man in Deutschland damals sieben hohe Kirchenfürsten, die weltkundig evangelisch gesinnt waren (der Administrator von Magdeburg, Heinrich, Erzbischof von Bremen und Bischof von Paderborn und Osnabrück, Heinrich Julius von Halberstadt und Minden,

Eberhard zu Lübeck und Werden, Kasimir zu Kamin, Ulrich zu Schwerin, Christoph zu Ratzeburg), und weil drei von ihnen wirklich im Ehestande lebten, gehörte die Vorstellung von einem beweibten Bischofe keineswegs zu den unbekannten. Blieben nun diese bischöflichen Ländereien durch diese Besetzung für immer dem Protestantismus gesichert, so war auch anderseits, so lange der geistliche Vorbehalt aufrecht erhalten wurde, die Bevölkerung der katholischen Bisthümer ein eiserner Bestand der Kirche, indem nach damaligen Begriffen das Recht der Reformation nur dem Landesherrn zustand, und dieser, eine rein römische Person, nur als Katholik seine landesherrliche Stellung hatte und jede kirchliche Neuerung mit Strenge zu unterdrücken verbunden war. Zu dem Principe, daß auch in niederen Untersassen das Bedürfniß der Gewissensfreiheit im Widerspruche mit den weltlichen Herren erwachen könne, vermochte der dumpf befangene Sinn sich erst kaum nach zwei Jahrhunderten zu erheben; wol aber mußten zeitig die Protestanten diesen Gesichtspunkt ins Auge fassen und das Recht des Einzelnen gegen den katholischen Landesherrn in Schutz nehmen, ein Recht, dem sie, gegen sie selbst angewandt, allerdings nicht immer geneigt schienen. — Schon früh hatte im stark bevölkerten Erzbisthume Köln der Geist des Protestantismus sich geregt und Nahrung in der Nachbarschaft mit Holland gefunden; zumal gab es in den größeren Orten, in der freien Reichsstadt Köln und in der Grafschaft „Veste" oder Recklinghausen eine nicht geringe Zahl der neuen Lehre Zugewandter; aber öffentliche Duldung hatten sie nicht erringen können, bis auf einige vornehme Vasallen des Erzbisthums, aus denen wir die aus alter Zeit wegen ihrer Liebe zur geistigen Frei-

heit berühmten Grafen von Nuenar und von Mörs hervorheben. Unter diesen Verhältnissen hatte bereits im Jahre 1543 Hermann Graf von Wied, Erzbischof von Köln, ohne von weltlichen Rücksichten getrieben zu sein, die Kirchenverbesserung in sein Erzstift einzuführen gesucht, war aber dem Eifer der Gegenpartei unterlegen und hatte die kirchliche Würde aufgeben müssen; die Reste jener stillen Gemeinde, im Lande geblieben, hingen jedoch später mehr dem Calvinischen Bekenntnisse als dem augsburgischen an und harrten einer Zukunft entgegen, welche sie von dem Drucke erlöste.

Des Eifers späterer Erzbischöfe ungeachtet, hatte die Sittenzucht der Geistlichkeit, zumal in den Klöstern beider Geschlechter, sich nicht vortheilhaft gestaltet, vielmehr war die größte Verderbtheit, besonders unter den fürstlichen Pfründnern des Domstiftes und den adeligen Klosterfrauen eingerissen, welche, größtentheils gewohnt, ihre geistlichen Stellen als Versorgungen zu betrachten, ohne Scheu von der kanonischen Strenge sich emancipirten. Ergötzliche Belege über den damaligen Zustand des Lebens der Kanoniker und adeligen Nonnen in der Diöcese von Köln gewährt uns der bekannte fleischlich derbgesinnte schlesische Ritter Hans von Schweinichen, welchen die abenteuerlichen Kreuz- und Querzüge seines Herrn, Heinrichs XI, Herzogs von Liegnitz aus Piastischem Stamme, berüchtigt wegen seiner schlechten Haushaltung und seines bettelhaften Schuldenmachens, im Jahre 1576 an den Niederrhein geführt hatten. Der junge Protestant erschrak anfangs vor der in geistlichen Häusern herrschenden Unzucht, doch ließ sein fröhlicher Sinn die Dinge sich gefallen. Bei einem Domherrn Solms (im Drucke steht Sallmüß; wir werden bald

den Prälaten näher kennen lernen) fand er schöne Frauenzimmer, „sie waren aber", wie er sich naiv ausdrückt, „nicht hart genug, sondern wie sie bei den Geistlichen zu finden sind". Nicht weit von der herzoglichen Herberge lag ein Nonnenkloster, St. Maria, wo nur „Gräfinnen, Herrn- und Adelsstandes" aufgenommen wurden, die, wenn sie aus der Kirche kamen, sich weltlich kleideten, auch heirathen durften. Hans hatte dort schon seine gute Kundschaft, als sein Gebieter, dem keine Lustbarkeit anstößig erschien, ihn veranlaßte, der Aebtissin und ihren Jungfrauen auf den Abend „einen Mummenschanz" anzusagen. Auf erhaltene Erlaubniß der Oberin kleidete sich der Herzog mit zweien seiner Begleiter italienisch, drei andere mußten als Jungfrauen spanisch gekleidet hinten aufsitzen, und so zogen denn die ausgelassenen Paare unter Musik auf schönen Gäulen den stillen Klostermauern zu. Aber als Hans von Schweinichen im Hofe vor der complimentirenden Aebtissin und ihren Fräulein sich in galanten Reiterkünsten sehen lassen wollte und seinem Pferde die Sporen gab, warf das Thier seine hinter ihm huckende spanische Jungfrau, das ist den Herzog Heinrich selbst, in eine Pfütze, daß er sich waschen und rein umkleiden mußte, nichtsdestoweniger aber den Abend, mit den Nonnen tanzend und trinkend, sich belustigte, und zwar auf seine Kosten, indem für nicht weniger als für 22 Thaler Wein aus dem Wirthshause geholt wurde. Die Folgen eines solchen Faschings blieben nicht aus; die schlesischen Junker wurden im Kloster St. Maria so vertraut, daß eine Nonne, „ein schönes Mensch von Adel, des Geschlechts eine Reck", ein Kindlein davonbrachte, als die ausgelassenen Reisenden noch im Lande lagen. Ein so wüstes Treiben durfte geistlicher Seits um

so eher geduldet werden, als der damalige Erzbischof von Köln, Salentin, Graf von Isenburg, mit seinem Beispiele voranging. Gedachter Herr, ein sonst wackerer Mann, aber mehr Ritter und Krieger als Geistlicher, lebte unbefangen in weltlichen Vergnügungen, und trug sich schon 1576 mit dem Gedanken, seiner geistlichen Würde zu entsagen, um verheirathet neue Sprößlinge für sein dem Aussterben nahes Geschlecht zu erzielen. Auch diesen hohen Prälaten lernte Schweinichen näher kennen. Als das Hofgericht zu Köln auf die Klage des Wirthes, welcher des Piasten wandernden Hof borgweise lange unterhalten, auf Habe und Gut Heinrichs XI Beschlag legte, ritt Hans, in der Noth seines Gebieters nie rathlos, mit einem „Fürschreiben" zum Kurfürsten, der zwei Meilen von Köln im Lustgarten lag, um den Arrest zu erledigen. Von der Jagd zurückgekehrt, beschied der leutselige Herr den Schlesier zur Tafel im Garten, wohin die schönsten Jungfrauen zum Tanz geladen waren, und gab nach starkem Trunke die eines Fürsten und eines Katholiken würdige Antwort, „er dürfe durch seinen Befehl seine vereideten Gerichte nicht schwächen, und habe außerdem nicht sonderliche Ursache, dem Herzog von Liegnitz große Freundschaft zu erweisen, da dieser, ein Ketzer, zur Ausrottung der römischen Kirche von den Hugenotten sich habe bestellen lassen". Nach diesem bestimmten Bescheide lud Salentin den Junker ein, mit ihm lustig zu sein, der sich denn auch seines Herrn verdrießliche Lage aus dem Kopfe schlug, sich nichts anfechten ließ und tanzend den Abend verbrachte. Als er zuletzt ersah, daß der Kurfürst sich mit einer hübschen Jungfrau in ein Zelt verlor, deuchte es ihn nicht länger seines Thuns, allda zu sein, und ging er davon. Wir lassen es dahingestellt sein, wer

jene hübsche Jungfrau war, und berichten nur ferner, daß Erzbischof Salentin die Tadler seines freien Wandels verstummen machte; um sein uraltes Geschlecht, die reich belehnte Linie der älteren Grafen von Isenburg, nach dem Tode seiner kinderlosen Brüder zu erhalten, zu heirathen beschloß, vom Papst Gregor XIII, zumal er noch nicht Priester war, die Dispensation erhielt, zur Verwunderung der Welt am 13. September 1577 der kurfürstlichen Würde und allem reichen Einkommen als Erzbischof von Köln und Bischof von Paderborn freiwillig entsagte und die schöne Antonia Wilhelmine, Tochter des Grafen von Ligny und Aremberg, am 10. December 1577 heirathete. Die Hochachtung der Welt folgte dem wackern Manne nach, der, fortan nur wachsamer Freund des Erzbisthums, mit einem nicht gar bedeutenden Erbe sich begnügte; kalte Weltleute schüttelten den Kopf, und selbst der philosophisch-strenge August de Thou wußte nichts zu antworten, als ihm in Baden sein literarischer Freund Languet eine schöne Dame, die ihrem Gasthofe gegenüber am Fenster stand, mit der Frage zeigte: ob er wol einer solchen Schönheit das Erzbisthum Köln vorziehe? worauf er hinterdrein ihm eröffnete: es wäre Graf Salentin von Isenburg und dessen Gemahlin.

Als durch eine so seltene Verzichtleistung das Erzbisthum und Kurfürstenthum Köln mit allen seinen Landen am Rhein, mit dem Herzogthume Westfalen und der Grafschaft Weste oder Recklingshausen erledigt war, fiel die Wahl des Capitels auf einen vornehmen deutschen Herrn von ganz verschiedener Sinnesart, der ein weniger rühmliches Andenken in der Geschichte hinterlassen hat und durch sein Verschulden die Erbitterung der Kirchenparteien

in Deutschland unheilvoll steigerte. Das uralte Geschlecht der Freiherren von Waldburg stammte aus dem Hause der Grafen von Than in Algau und war zur Blütezeit des schwäbischen Herzogthums mit dem Truchsessenamte begabt worden. Die Truchsesse von Schwaben erhielten im Jahre 1538 durch den Erbtruchseß Kurfürsten von der Pfalz, Ludwig, den Titel des Erbtruchseß des Reichs für alle Zweige ihres in zerstreuten Besitzungen angesessenen Geschlechts und hatten dem Reiche schon manchen berühmten Rittersmann und Prälaten gestellt, aus deren Reihe wir nur den Freiherrn Georg, Feldhauptmann des schwäbischen Bundes, wegen seiner grauenvollen Strenge im Bauernkriege der Bauernherodes genannt, und Otto, Cardinal der römischen Kirche und Bischof von Augsburg, namhaft wegen seines Eifers gegen die Reformation und der Stiftung der Akademie zu Dillingen (1564), hervorheben. Als der älteste Sohn aus der Ehe Wilhelms, Erbtruchseß von Waldburg und Herrn in Scheer und Trauchburg, des ausgezeichneten Dieners Karls V und Maximilians II in vielen Gesandtschaften nach Spanien, Frankreich und Polen, mit der Anna, Tochter Friedrichs, Grafen von Fürstenberg, wurde Gebhard am 10. November 1547 geboren, und bei dem geringen Güterbesitz der Familie und dem bedeutenden Einflusse seines Oheims, des Cardinals Otto, früh dem geistlichen Stande bestimmt. Unter der persönlichen Aufsicht des hohen geistlichen Verwandten erhielt Gebhard, bei lebhaften Anlagen, eine nach Maßgabe des Jahrhunderts gründliche Bildung, erlernte die lateinische, französische und italienische Sprache und erwarb sich auch gute Kenntnisse in der Geschichte. Der viel verheißende Jüngling besuchte die berühmtesten Aka-

demien des In- und Auslandes, zuerst Ingolstadt, bald so verhängnißvoll für die Geistesrichtung katholischer Prinzen durch seine jesuitische Lehrkanzel, dann Dillingen, ferner Bourges, endlich Bologna; ein längerer Aufenthalt in Rom unter den Augen des Papstes und der Cardinäle vollendete seine Studien und schien die Gewähr zu leisten, daß der junge Freiherr, wie seine Vorfahren und Verwandten, zu den tüchtigsten Rüstzeugen der bedrohten römischen Kirche einst zu zählen sein würde. Kaum in das Vaterland zurückgekehrt, ward er auf Betrieb seines Oheims im Jahre 1562, erst sechzehn Jahre alt, Domherr in Augsburg, erhielt die gleiche Würde im hochfürstlichen Stifte zu Strasburg im Jahre 1567, und noch vor dem Jahre 1570 zu Köln. Schwerlich hatte der junge Herr, dessen weltliche Eitelkeit im Umgange mit den Fürsten und dessen Genußsucht auf Reisen früh geweckt war, durch Ernst des Lebens, Wissenschaft und geistliche Tugenden eine so zeitige Beförderung verdient: einmal die Hoffnung seines Geschlechts geworden, stieg er von Jahr zu Jahr höher in kirchlichen Würden, 1574 zum Dechant des Stiftes Strasburg und 1576 zum Dompropst in Augsburg, ohne noch zum Priester geweiht zu sein. Als nun im September 1577 Kurfürst Salentin seiner Würde entsagte, stellte der 30jährige Dompropst sich kühn in die Reihe der vornehmsten und angesehensten Bewerber um das erste Erzbisthum Germaniens und trug durch die Zusammenwirkung mehrer Umstände den Sieg davon. Das Haupt der Bewerber war Ernst, Herzog von Baiern, der Sohn Herzog Albrechts, und bereits Bischof von Freisingen, Lüttich und Hildesheim, unterstützt durch den Kaiser, den Papst und viele deutsche Fürsten; der zweite

Friedrich, Herzog von Sachsen-Lauenburg, Chorbischof von Köln, ein heftiger und entschlossener, kluger junger Mann, den der Einfluß seines Verwandten, des Kurfürsten August von Sachsen, zum Bisthum von Paderborn und zur gedachten Würde in Köln befördert hatte. Lange schwankten die Capitularen, wen sie auf den erzbischöflichen Stuhl setzen sollten; eine kleine Anzahl heimlich protestantisch gesinnter Domherren, in Verbindung mit Hermann, Grafen von Nuenar und Mörs, dem vornehmsten Vasallen im kölnischen Stifte, mochte gleich Neigung oder Wandelbarkeit im Gemüthe Gebhards gespürt haben, mochte die katholische Strenge des Baierfürsten fürchten und arbeitete daher, für den nicht fürstlichen Bewerber Stimmen unter den Wählern zusammenzubringen. Durch ihre Thätigkeit, der Gebhard sich stillschweigend zur Nachgiebigkeit im Punkte religiöser Freiheit verpflichten mußte, gelang es, daß der Truchseß am feierlichen Wahltage, am 5. December 1577 nach dreimonatlicher Spaltung eine Stimme vor dem Herzog Ernst voraus hatte, und unter unverhaltenem Unwillen des Besiegten, der fortan sein geschworner Feind wurde, das Ziel abergläubisch genährten Strebens erreichte. Der bedenklichen Beschwerde der Gegner ungeachtet, bestätigte Gregor XIII durch eine Bulle vom 14. April 1578 die Wahl des ihm früh empfohlenen und lieb gewonnenen Prälaten, der darauf das tridentinische Glaubensbekenntniß vor dem Kurfürsten von Trier eidlich ablegte und keinen Anstand nahm, den vorgeschriebenen inhaltsschweren Capitulationseid in die Hände dieses vom römischen Stuhle dazu bestimmten Erzbischofs vor einer großen Zeugenversammlung zu leisten.

Umlauert von arglistigen Gegnern, konnte der neue Kurfürst seine weltlichen Neigungen nicht lange verbergen und gerieth, in das Mittelgetriebe wichtiger politischer Angelegenheiten durch den Kaiser gestellt und zu prachtvoller fürstlicher Repräsentation veranlaßt, alsbald wegen seiner Schwelgerei und Wollust unter seinen Capitularen sowol als beim römischen Hofe in böses Gerücht. Wie wenig der junge Erzbischof schon in diesen Tagen auf religiösen Ernst und Anstand in seiner öffentlichen Erscheinung hielt, lehrt ein Geschichtlein, welches sich in „J. W. Zinkgräfs scharfsinnigen, klugen Sprüchen der Teutschen" erhalten hat. Als auf sein Dringen einmal ein kaiserlicher Gesandter mit ihm zur Kirche ging und während der langgedehnten Messe ein Pack Schriften aus dem Sacke zog und darin las, tadelte ihn der Bischof bei der Mahlzeit über solche Ungebühr; worauf jener zur Beschämung des Tadlers erwiderte: „Ich habe auch gesehen, daß Ew. Hochwürden unter der Predigt ohne Unterlaß mit Eurem Hündlein gespielet. An welchem ist am meisten gelegen, an meines gnädigsten Herrn Kaisers Briefen, oder an Eurem Hündlein?"

Die Folgen der Reformation hatten nur in einer geringen Zahl hochgestellter Bekenner beider Kirchen eine strengere Sittlichkeit geweckt; protestantische Fürsten, befreit von der Censur der Kirche und ängstigender Beichtväter, ergaben sich ohne Scheu der anstößigsten Lebensweise, zumal in ehelichen Verhältnissen, und unter den vornehmen katholischen Würdenträgern gab es nicht wenig Domherren und Ritterordensmitglieder, welche, wie jener Christopher von Löwenstein, Receptor des Johanniterordens in Ober- und Niederdeutschland und Brotherr des Dom-

mern Bartholomäus Sastrow, ein wahres Schlaraffenleben führten, „weder papistisch noch lutherisch waren" und dessen gar kein Hehl hatten. So lebte jener geistliche Ritter in seinem fürstlichen Hofhalt zu Niederwesel am Rhein neben andern Weibern in einem offenkundigen Concubinat mit Maria Königstein, Tochter des Rathschreibers zu Mainz, die, obenein sein Taufkind und Mündel, er in ihrem achtzehnten Jahre aus Mainz entführt und zur Gebieterin seines Hauswesens und zur Bettgenossin eingesetzt hatte. Auch die Weltgeistlichen legten sich wenig Zwang in ihrem unchristlichen Leben auf, weshalb kein Wunder, daß der weltlichen Fürsten Höfe vielfach Aergerniß gaben, wie z. B. der Köln benachbarte von Jülich, Kleve und Berg. Von der die katholische Kirche verneinenden Seite zeigte sich als Verächter der öffentlichen Meinung auch der hochgefeierte Wilhelm von Oranien; nachdem seine erste Ehe durch den Tod der Gattin etwas bedenklich geendet hatte, heirathete er zu einem prüfungsvollen Leben die Tochter des Kurfürsten Moritz von Sachsen, die unglückliche Anna, und ehe diese zweite Ehe in gesetzlich genügender Form geschieden war, nahm er am 12. Januar 1575 Charlotte von Bourbon, Tochter des Herzogs von Montpensier, eine Dame von mehr als zweideutigem Rufe, welche als Aebtissin von Jouarre im Jahre 1571 mit zwölf Nonnen und „schöner Begleitung von Edelleuten" nach Heidelberg geflohen war, zum dritten Weibe, zumal zum bittern Verdruß des Oheims Anna's, des Kurfürsten August von Sachsen, der sich durch geomantische Künste Gewißheit verschaffte, „die verlaufene französische Nonne sei als alte Hure zu ihrem treulosen Manne, dem Haupte aller Schelme und Aufrührer, gekommen."

Zweites Capitel.

Böser Ruf des jungen Erzbischofs. Der italienische Schwarzkünstler Hieronimo Scotto an deutschen Höfen. Liebe Gebhards zur Gräfin Agnes von Mansfeld 1579—1582. Gelöbniß der Heirath. Erster Entschluß der Religionsveränderung, gestützt auf die Stimmung kölnischer Bürger. Feindseligkeit des Capitels und des Rathes. Vorbereitung zum Kampfe im Jahre 1582.

Indem eine so schlechte Moral, überall durch hohe Beispiele kund gegeben, ihren unbefangenen Nachfolger am jungen, lebenslustigen Erzbischofe finden mußte, dessen wichtige weltlichen Beziehungen ihn ohnehin als Zwitterding zwischen Geistlichen und Weltlichen erscheinen ließen, hatte dessen unordentliches Leben bereits im Jahre 1579 so ärgerlichen Anstoß gegeben, daß er sich die Priesterweihe ertheilen ließ, um auf diese Weise seinen Ruf wiederherzustellen. Vielleicht mochte er zu Zeiten auch Schäm und Reue empfinden, da wir ihn nur für schwach, nicht für lasterhaft aus Grundsätzen halten dürfen; aber bald nach diesem Versuche, seinen Wandel zu heiligen, riß eine Leidenschaft, der es gewiß nicht an gemüthlicher Tiefe fehlte, den priesterlichen Fürsten zu einer Verbindung hin, die

ihn um Ehre und Glück brachte, das deutsche Vaterland in die schwersten Zerwürfnisse versetzte und die beiden kirchlichen Parteien noch feindseliger einander gegenüberstellte. Diese unbesiegliche Leidenschaft, welche den ersten geistlichen Fürsten des Reichs zu unerhörten Wagnissen trieb, schien so weit außerhalb des gewöhnlichen Laufes der Dinge zu liegen, daß schon die unmittelbaren Zeitgenossen einstimmig glaubten, Gebhard sei durch übernatürliche Künste berückt worden. An den Fürstenhöfen und in den Städten Mittel- und Westdeutschlands zog damals ein geheimnißvoller Italiener, Meister Hieronimo Scotto aus Parma, umher, wahrscheinlich aus der adeligen Familie der Scotti, welche in den Kämpfen der Guelfen und Ghibelinen Lombardiens im 14. Jahrhunderte eine historische Rolle spielen. Hieronimo, im Rufe der Kenntniß der verschrienen Wissenschaften eines Agrippin, Faust, Paracelsus, ja selbst des philosophischen Tiefsinns eines Albertus Magnus, ein Cagliostro des 16. Jahrhunderts, war zumal den fürstlichen Höfen zu einer Zeit willkommen, in der wir Nekromanten, Wahrsager, Sterndeuter, Wunderärzte, Goldmacher, Alchimisten überall in der Umgebung der frömmsten, verständigsten Fürsten und Herren finden. Der geschmeidige, gewiß nicht talentlose Italiener wußte einen jeden seiner hohen Gönner nach dessen Neigungen zu fassen und sich ihm durch die verschiedensten Künste unentbehrlich zu machen. In Mastricht, wo er 1579 weilte, erregte er die Bewunderung durch die sogenannte scientia cogitationum, indem er in den Seelen seiner Gläubigen die geheimsten Gedanken las, die sie im gegenwärtigen Momente hegten; an andern Orten setzte er seine Freunde in dumpfes Erstaunen, indem sie von seinen Zaubermahlen, wie von be-

nen des Albertus Magnus und Fausts; vollkommen gesättigt sich erheben und bald vom furchtbarsten Hunger sich geplagt fühlen; am berufensten aber machte er sich durch die Künste, die Sinne zu verbotener Liebeslust zu verführen, um entweder selbst sein freches Spiel mit vornehmen Weibern zu treiben, oder die Bethörten für andere Buhlen zu gewinnen. So hat er, dreizehn Jahre nach seiner noch zu erzählenden Verbindung mit Kurfürst Gebhard, den tragischen Ausgang einer jungen, fürstlichen Ehe herbeigeführt. Anna, die Tochter des frommen, aber gleichwol sehr abergläubischen Kurfürsten August von Sachsen, von dessen Hand auf der dresdner Bibliothek sich mehre Bände „Punktirungen" und geomantische Fragen finden, stand seit ihrem neunzehnten Jahre (1586) mit Johann Kasimir, Herzog von Koburg, dem gelehrten Sohne des unglücklichen Johann Friedrich II, in vergnügter Ehe, als im Jahre 1592 der Italiener auf die Ehrenburg kam und durch seine teuflisch lockenden Künste bald ein so nahes Verhältniß zur jungen Fürstin gewann, daß sie nicht allein mit ihm die Ehe brach, sondern sich auch zum buhlerischen Umgange mit dem Hofjunker Ulrich von Lichtenstein herabwürdigte. Ihre Untreue wurde im Herbst 1593 kundbar, worauf ihr Gemahl die Ehebrecherin mit dem Junker gefangen nehmen ließ (October), da zum Unglück der welsche Bube, „auch der Hexerei verdächtig," zeitig sich aus dem Staube gemacht hatte. Ulrich von Lichtenstein gestand ohne Fesseln und Zwang, unter beweglichen Worten und Thränen, sein Vergehen den Richtern auf der Veste Koburg, klagte den Scotto als den teuflischen Vermittler an und bat um ein ewiges Gefängniß auf seine Kosten, oder auf einem Grenzhause gegen die

Türken, was ihm großmüthig gewährt wurde, wie er denn auf der Veste Koburg im spätern Todtengräberthurme sein Leben endete. Die beklagenswerthe Frau, in der Residenz Ehrenburg verwahrt, bekannte am 17. November gleichfalls ihr Verbrechen unter Seufzen und Weinen, gestand, daß der Schelm Scotto sie als eine junge Fürstin betrogen und ins Unglück gebracht habe, und bat um Gnade. Zwei Tage darauf berichtete sie ihren geistlichen und weltlichen Richtern, der Schwarzkünstler habe sie Jahres zuvor gebeten, in sein Zimmer zu kommen, worauf er ihre Hand auf ein aus Papier geschnittenes, mit Charakteren beschriebenes Kreuz gelegt, unter welchem sich ein eiserner Draht befunden; nachdem er mehre unverständliche Worte gesprochen, aber auch die heilige Dreieinigkeit angerufen, habe der Draht sich geregt und um ihre Finger sich geschlungen, wonach er sie endlich dahin gebracht, daß sie mit ihm die Ehe gebrochen und letztlich ihm zugesagt, wann der Winter käme, mit ihm nach Welschland zu fliehen. Wegen des doppelten Ehebruchs ward die Ehe durch das geistliche Gericht am 12. December 1593 getrennt, die Prinzessin zu ewigem Gefängniß verurtheilt, in welchem sie, erst zu Eisenach und Kalenberg, auf der Veste Koburg, endlich nach zwanzig Jahren im Kloster Sonnenfeld unter Buße und christlichem Troste 1613 starb. Später ist vom Hieronimo Scotto in Deutschland nichts mehr gehört worden; aber im Jahre 1579 hatte ihn die Versammlung deutscher Fürsten und spanischer, wie niederländischer Gesandten nach Köln gelockt, wo Kurfürst Gebhard im Namen des Kaisers den Versuch machen sollte, die kriegführenden Parteien mit einander zu vereinigen. Zu Gebhard, dem der öffentliche Leumund bereits ein wüstes, ärgerliches

Leben nicht ohne Schuld beimaß, der, früh eitel und abergläubisch, hochstrebenden Träumereien sich hingegeben, konnte der gefährliche Mensch leicht Zugang finden; war dem jungen Domherrn doch schon sieben Jahre vor seiner Erhebung zum Kurfürsten seine künftige Größe durch einen wunderlichen Zufall verkündet worden. Denn als er im Jahre 1570 sich nach Antwerpen begeben, um dem Einzuge der Anna von Oesterreich, Maximilians II Tochter, beizuwohnen, welche mit großem Gepränge als Braut Philipps II nach Spanien zog, war ihm bei der Beschauung des Triumphbogens von den Bildern und Wappen des Kaisers und der Kurfürsten gerade der bemalte Schild des Kurfürstenthums Köln auf den Hut gefallen, welchen er, die Weissagung erkennend, mit den Worten an sich nahm: „das wird mein sein." So findet denn die Erzählung einigen Glauben, daß der Italiener, aufgenommen bei den traulichen Gelagen und Schmausereien des jungen romantischen Kurfürsten, ihn mit seinen Zauberkünsten ergötzte und ihm einst, berauscht vom Mahle, nach Entfernung aller Zeugen, das Bild der schönsten Frau, welche damals in Köln sich befand, zu zeigen versprach. Entweder schon im Herbst 1578, oder zur Zeit des Congresses, wo eine große Zahl von Fremden zusammengeströmt war, um die weltliche Herrlichkeit zu schauen, oder Theil zu haben an dem Ablasse, welchen die kostbaren Heiligthümer der heiligen Stadt verhießen, war auch Agnes, Gräfin von Mansfeld, Tochter des ersten lutherischen Grafen von der eislebischen Linie, nach Köln gekommen und wohnte bei ihrer Schwester Maria, welche dem Freiherrn Peter von Kriechingen als zweitem Gatten eben vermählt war. Agnes, obwol die Tochter eines lu-

therisch so eifrigen Vaters, war nach der Weise der Zeit, zumal sie viel unversorgte Geschwister hatte, als Kanonissin in das adelige Nonnenkloster Gerrisheim, unweit Düsseldorf, getreten, dessen sittliche Beschaffenheit nicht viel anders gewesen sein mag als Kölns Frauenstifter beim Besuch des schlesischen Edelmannes; obgleich damals wol schon in der Mitte der Zwanzig, galt sie als eine der schönsten Jungfrauen Deutschlands und konnte, obenein von vornehmer Geburt, dem spähenden Kurfürsten gewiß nicht verborgen geblieben sein; vielmehr erzählt man, er habe sie bei einem feierlichen Umzuge schon mit lüsternem Auge am Fenster betrachtet. Dem Italiener fehlte es wol nicht an geheimer Kundschaft, und kein Wunder deshalb, daß er dem schon Entzückten gerade das Bild der schönen Mansfelderin im Spiegel zeigte.

Wie es sich nun auch mit dieser geschichtlich so folgenreichen Liebschaft des Kurfürsten verhalten mag, ist es gewiß, daß im Herbste 1579 eine Annäherung von beiden Seiten stattfand; daß Gebhard, ohne Rücksicht auf seinen Stand, dieser Einen seine Huldigungen darbrachte, ohne daß öffentlich ein Wort über Heirath und Glaubensveränderung verlautete. Die verführerische Gelegenheit, beider Schicksale unauflöslich an einander zu knüpfen, bot sich, nach der Versicherung des ältesten Geschichtschreibers des unglücklichen Priesters, des streng katholisch gesinnten Michael v. Isselt, welcher bei der Zofe und dem Kammerdiener des unenthaltsamen Paares seine Kunde einzog, am 15. September desselben Jahres. Um die neuen Verwandten zu besuchen, reiste der Freiherr von Kriechingen mit seiner jungen Gemahlin und deren Schwester Agnes nach Thüringen und kam am Abend des gedachten Tages

nach Bruel, woselbst Gebhard im Schlosse seinen Hof hielt. Auf diese Nachricht lud der Kurfürst die Durchreisenden zu sich aufs Schloß, was jedoch wegen der Nacht abgelehnt wurde. Tages darauf fanden die Geladenen sich zur Mahlzeit ein. Geheime Gespräche, Wein, Tanz, die einbrechende Nacht führten die heiße Leidenschaft schneller zur Befriedigung. Als den einzelnen Gästen ihre Schlafgemächer angewiesen waren, unterhielt sich im stilleren Saale der von Wein und Liebe entbrannte Kurfürst mit der, ihrer eigenen Hut überlassenen, Klosterjungfrau und leitete sie endlich unter den Versicherungen seiner Treue in sein Schlafzimmer. Wol mochte die sich sträubende Scham ernstlicher und ehrenvoller Absichten des Geliebten versichert sein, und überhaupt die Dame nicht so leichtsinnig der Lust sich überlassen, als die Feinde beider erzählen, weil wir die Standhaftigkeit und die romantische Treue des Mannes nach der ersten Befriedigung nicht begreifen könnten; Agnes muß ihm hochwerth gewesen sein, da er um ihren Besitz später das Höchste wagte und auch im Unglück sie nicht verließ. Nachdem die verstohlene Lust mehre Nächte gedauert hatte und nur der schweigsamen nächsten Bedienung bekannt geworden, reiste der Freiherr mit seiner Gattin nach Thüringen, und begab sich Agnes, Abschied nehmend von den Verwandten, zwar nach Mörs zum Grafen Adolf v. Nuenar, dem vertrautesten Freunde Gebhards; dieser aber folgte ihr bald nach, führte sie nach Kaiserswerth, und genoß in der Verborgenheit vor aller Welt ungesättigt ihres Umganges. Amtmann der Stadt und Burg war damals Herr Peter von Spee, Vater des gemüthvollen Dichters der Trutznachtigall und Vorgängers des Thomasius als Schutzredner armer, der Hexerei be-

schuldigter Weiber, Friedrichs von Spee; Peter, dessen reiner Sinn auf den berühmten Sohn überging, schüttelte wol schon damals den Kopf über das anstößige Benehmen seines Gebieters. Einige Monate darauf kehrten die Verwandten aus Thüringen zurück und erhielten von dem gefälligen Kurfürsten die Kanzelei in Bonn als Wohnung zugewiesen, wohin Agnes unter dem Vorwande der Begrüßung sich eiligst begab und zwanglos bei ihnen bis zum Jahre 1582 weilte. Gebhard verlegte seinen Hofhalt nach dem Schlosse Poppelsdorf und hier oder auf der uralten Burg Godesberg oder in einem Hause zu Bonn, welches den Namen Rosenthal führte, verflossen ihnen im Freudenrausche die Tage, und die Gewohnheit des Umganges verbannte allmälig die Scheu und die Scham. So war denn das anstößige Verhältniß auch in den Mund des Volkes gekommen und Agnes mochte nicht aufgehört haben, den Geliebten zu einem ehrenvollen Entschlusse zu drängen, als die Brüder und Vettern von Mansfeld den schmählichen Handel erfuhren, und erzürnt darüber, daß ihre Schwester für eine Bischofshure gehalten würde, zu Anfang des Jahres 1582 Graf Hoyer, der Nachfolger in der Grafschaft, Peter Ernst und Jobst zum Kurfürsten reisten und ihm wie ihrer Schwester Agnes den Tod drohten, wenn er sie nicht nach Aufgebung seines Erzbisthums durch die Ehe wieder zu Ehren brächte. Der Kurfürst, den wir mehr wegen seiner passiven Treue als wegen seiner Energie zu loben haben, würde, obgleich erschrocken, doch wol nicht ohne Schutzmittel gegen die Drohungen der Grafen gewesen sein, hätte sich in seinem Innern nicht die Stimme des Gewissens, das Bewußtsein heiligen Versprechens geregt und das Beispiel seines Vorgängers im

Erzbisthume, sowie viele weltliche Veränderungen in Bisthümern, ihm dunkel die Möglichkeit, die Geliebte und alle Glücksgüter zu behalten, gewiesen. In Gegenwart Ernst Peters von Mansfeld, des Freiherrn von Kriechingen, dessen Gattin und einiger vornehmer Zeugen gelobte Gebhard zu Anfange des Jahres im großen Saale der Kanzlei zu Bonn, die Agnes mit Verzichtung auf sein Erzbisthum zu heirathen. Aber den letztern Entschluß durchzuführen, hatte der Bedrängte, dessen väterliches Erbe nur gering war, nicht die Kraft; die calvinisch gesinnten Freunde, zumal Graf Adolf von Nuenar, die Solms und Andere, drängten ihn zu dem kühnern Versuche, die Agnes mit dem Erzbisthume und der kurfürstlichen Würde zu behaupten, die katholische Religion zu verlassen, durch die Freistellung des Cultus seine Unterthanen zu gewinnen, und verhießen ihm zur Ausführung des Wagstücks die Beihülfe der protestantischen Fürsten und Stände. Auch Agnes, muthiger, da sie in einem lutherischen Hause erzogen war, stürmte mit schmeichelnden Künsten in den Wankenden, der in seinem Zweifel auch seine theologischen Kenntnisse zu Hülfe rief und aus der heiligen Schrift, den Concilien und dem kanonischen Rechte, der Gewohnheit deutscher Priester, bis auf Gregor VII, in der Ehe zu leben, sich in seinem eigennützigen Beginnen stärkte. So gern wir den Gestraften in Schutz nehmen möchten, so lassen doch die Zeugnisse der Zeitgenossen und der Neueren keinen Zweifel übrig, daß nicht eine innere Umwandlung und selbständige Ueberzeugung ihn auf evangelische Seite trieb, sondern daß die romantische Verwickelung seines Lebens ihn nöthigte, den innern Beruf als Vorwand weltlicher Pläne in Anspruch zu nehmen. War der Entschluß

gleich gefaßt, so wollte er nach dem Rathe der Freunde doch nicht plötzlich damit hervortreten, sondern klug geleiteten Umständen das Gelingen anvertrauen. Ein wesentliches Verhältniß, auf das Gebhards Partei sich zu stützen beschloß, war die religiöse Stimmung eines Theiles der Bürger und adeligen Vasallen im Kurfürstenthume, welche sich seit dem vereitelten Reformationsversuche Hermanns von Wied erhalten und durch die Verbindung mit den nahen Niederlanden verstärkt, aber an dem Eifer des Domcapitels und des aristokratischen Rathes der Reichsstadt Köln unüberwindlichen Widerstand gefunden hatte. Bereits war auf dem eben zusammenberufenen Reichstage zu Augsburg eine Vorstellung mehrer Bürger dem Kaiser übergeben, daß ihnen öffentliche Uebung ihres Gottesdienstes gestattet würde; der Kurfürst Gebhard selbst wurde auf der Fürstenversammlung erwartet, zögerte jedoch zu kommen, um erst die Stimmung der Reichsstände zu beobachten; als kölnische Bürger, ermuthigt durch die schon kundbaren Pläne des Erzbischofs und vom Grafen von Nuenar angetrieben, eine neue Bittschrift voll biblisch, theologisch und historisch gelehrter Gründe zur Motivirung ihres Gesuches dem Rathe zu Köln einreichten, aber einen entschlossenen, verweigernden Bescheid erhielten. Ja, es wurden sogar die Unterzeichner der Schrift zum Gefängniß „gemahnt." Ohne die Antwort des Kaisers und die erbetene Fürsprache der protestantischen Fürsten abzuwarten, versammelten die zwischen dem lutherischen und calvinischen Bekenntnisse schwankenden Bürger sich am 7. Juli 1582 in Mechteren, einem Dorfe unweit Köln, welches Graf Nuenar vom Domcapitel zu Lehen hatte, und hörten geschützt durch die bewaffneten Reiter des Grundherrn, die

Predigt des Zacharias Ursinus, eines Schlesiers, welchen der eifrige Streiter für die calvinische Lehre, Pfalzgraf Johann Kasimir, der Bruder des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, ihnen gesendet hatte. Erbittert über diesen Ungehorsam, einigte sich der Rath mit dem Domcapitel, am folgenden Sonntage die Thore zu verschließen; als dessenungeachtet viel Einwohner entweder Tages vorher oder sehr früh am Morgen nach Mechteren gegangen und die ausgeschickten Stadtdiener vor der Menge der Begleiter der Grafen Adolf, Solms, Bentheim sich zurückgezogen hatten, ließ der Rath einige Bäume, welche die Aussicht von den Festungswerken nach dem Dorfe hinderten, fällen, schwere Stücke auf das Bethaus richten, und verscheuchte durch Kugeln, deren eine den Grafen Adolf beinahe zerschmetterte, die andächtige Gemeinde. So wuchs die Erbitterung von Tag zu Tag; das Domcapitel verlangte vom Erzbischof, daß er die Vasallen ernstlich vom Schutz der ungehorsamen Bürger abmahne; zwar stellte sich Gebhard zögernd zu einer Zusammenkunft mit den Abgeordneten des Capitels und dem Grafen, welcher die mörderische Kugel, bezeichnet mit der Jahrzahl und dem Tage, vorwies und Rache drohte, ein; aber an entschiedenes Einschreiten seiner Seits war nicht zu glauben, obgleich Graf Adolf mit seiner Partei die Predigt abzustellen sich verpflichtete, um nicht zu hastig ans Werk zu gehen. Die unverkennbare Gemeinschaft des Erzbischofs mit den Neuerern, das Ausbleiben desselben von Reichstagen, die Kunde von seiner bevorstehenden Vermählung und seinem Religionswechsel nöthigte das Capitel zu entschiedenen Schritten und deckte bald den Bruch auf; mit herausfoderndem Eifer übernahm Herzog Friedrich von Sachsen-Lauenburg,

der Chorbischof und Vorfechter im Streite gegen Gebhard, die Sendung nach Augsburg; benachbarte Fürsten, wie der Herzog von Kleve und Jülich und der berühmte spanische Feldherr in den Niederlanden, der Herzog Alexander von Parma, erboten sich dem Rathe und dem Capitel zum bewaffneten Schutze und stärkten in dem Grade jener Entschlossenheit, daß sie nicht allein den Ketzern in Monatsfrist aus der Stadt zu weichen befahlen, sondern auch die dringlichen Fürschreiben der protestantischen Kurfürsten und Stände, welche zur Duldsamkeit mahnten, Monate lang unbeantwortet ließen. — Unter diesen Umständen schien der zweite entschiedene Schritt gerechtfertigt; am 18. September überreichten viele Glieder der Ritterschaft, die Städte Bonn, Linz, Neuß, Rheinbergen, Kempen, Urdingen, Linne und einige westfälische Bürgermeistereien, nicht ohne Einwirkung des Grafen Nuenar, dem Kurfürsten eine Supplik, in welcher sie die Beschwerung ihres Gewissens, die öffentliche Ausübung ihres Gottesdienstes versagt zu sehen, mit Wärme schilderten, den Kurfürsten als ihre ordentliche Obrigkeit um Gewissensfreiheit und die Uebung der evangelischen Lehre baten, und das friedlichste und gehorsamste Verhältniß gegen das Domcapitel und gegen ihre katholischen Mitbürger gelobten. Was jedoch an sich nach ewigen Gesetzen der Humanität und des Naturrechtes gesetzlich und recht ist, das erwies sich in dem geschraubten und so künstlich vermittelten politisch-kirchlichen Zustande Deutschlands als Unrecht, als verwerfbar; denn die Verpflichtungen, welche eine fanatische Zeitgenossenschaft dem neuerwählten Erzbischofe auferlegt hatte, machte die Erfüllung einer so natürlichen Bitte von der Zustimmung der gesammten ständischen Bevölkerung der Kurlande ab-

hängig. — Gebhard hielt sich während des Herbstes 1582 im Herzogthum Westfalen auf, noch immer unentschlossen, ob er dem Kaiser und dem Reiche sich in Augsburg stellen dürfe; dort ward er durch seine und des Capitels Stellvertreter täglich erwartet; er gab aber die Reise gänzlich auf, als seine Zwischenhändler, der Graf Adolf von Solms und Doctor Schwarz, so leise auftretend sie anfragten, ob Freistellung der Religion, Ehe eines Priesters ohne Verlust des Beneficiums auf dem Reichstage zu erlangen sein könnte, kein Gehör gefunden hatten. Würdevoller für die allgemeine Sache der Geistesfreiheit wäre es gewesen, wenn in der Versammlung der deutschen Stände die protestantischen Glaubensgenossen offen die kölner Angelegenheit betrieben und ihre männliche Beistimmung gegeben hätten; so aber hemmte Furcht, Uneinigkeit und, wir dürfen es nicht verhehlen, das Bewußtsein, gegen menschliche zeitweise Satzungen zu verstoßen, die Gemüther, und einem trugvollen geheimen Parteikampfe ward eine Angelegenheit heimgestellt, die schon längst bei den Besseren als die heiligste galt. In der Gewärtigung gewaltsamen Widerstandes sammelt Gebhard unter dem Vorwande, seine spanischer Seits bedrohten Lande zu schützen, größere Scharen Bewaffneter als gewöhnlich, trennt sich von seinen katholisch eifrigen Räthen, ordnet aber in Westfalen noch in altkirchlichem Sinne eine Landesvisitation an und folgt darauf zu Anfange Novembers seinem vorangeschickten Obersten Kaspar v. Heien nach Bonn, um die angesehenste Stadt der Kurlande, nächst Köln, in seine Gewalt zu bringen.

Drittes Capitel.

Gebhard bemächtigt sich der Residenzstadt Bonn. Kleiner Krieg zwischen Kurfürst und Capitel. Abmahnungsschreiben aus Rom und vom Kaiser. Theilnahme der protestantischen Stände an den kölner Unruhen. Erfolgloser Schriftwechsel; drohende Landtagsbeschlüsse der kölnischen Stände. Heirath Gebhards und Abreise nach Westfalen zu Anfange Februars 1583.

Gab es freilich wol viele unter den Bürgern Bonns, welche eine kirchliche Veränderung wünschten, so gedachten sie doch keineswegs bei dieser Umwälzung ihre bürgerliche Freiheit zu gefährden; die Kriegsrüstungen des Rathes im benachbarten Köln hatten sie argwöhnisch gemacht, und nur durch List und Ueberraschung vermochte Gebhard, seinem bewaffneten Hofgefolge, seinen Trabanten und geworbenen Schützen Eingang in die feste Stadt zu verschaffen. Die Bürgerschaft war bestürzt, als fremde Haufen ihre Straßen erfüllten; sie hielt gleichfalls gerüstet auf ihren Lärmplätzen, während ihr Bürgermeister, der kurfürstliche Voigt Eick auf einem eilig zubereiteten Gastmahle in der Herberge „zur Blume", neben welcher die schöne Anstifterin aller Verwirrung, Agnes, mit ihren Verwand-

ten wollte, durch den Kurfürsten begütigt wurde. Noch waren die Schlüssel der Stadt in den Händen des Rathes, und es galt einen schweren Kampf, der wachsamen Obrigkeit diese Pfänder ihrer Privilegien und ihrer Sicherheit zu entwinden. Lange wurde im Rosenthal, dem gewöhnlichen Aufenthalte der Agnes, und im Rathhause berathen; die Versicherung Gebhards, er gedächte ihre Stadt, ohne Kränkung ihrer Privilegien, nur gegen die Ränke einiger ungehorsamer Domherren zu schützen, fand taube Ohren. Schon drohte der Kurfürst, bei der Verweigerung mit dem Schwerte heftig auf den Tisch schlagend, dem standhaften Bürgermeister mit dem Tode, als ihn die Freunde noch besänftigten und er, nach unruhvoller Nacht, den Bescheid des versammelten Rathes folgenden Tages abzuwarten beschloß. In Sorge, durch Gewaltschritte die Gemüther der Bürger sich gänzlich zu entfremden, hörte Gebhard, ernüchtert vom Rausche, die Entschuldigungsgründe des Rathes, weshalb er die Schlüssel nicht herausgeben könnte, ruhiger an, obgleich sehr betroffen, daß jener das Gutheißen des Domcapitels in dieser Angelegenheit erst einholen wollte. Man gelangte zu einem Vergleiche, kraft dessen die Rathsherren heilig sich verpflichteten, die Stadt streng zu hüten, Tumult zu verhindern, ohne sich ihres Freiheitkleinods zu berauben; und in brennender Ungeduld harrte der Kurfürst, seinen Zorn unterdrückend, daß der neuerwählte Stadthauptmann, ihm gefügiger und den Bürgern beliebter, das wichtige Geschäft der Schlüsselbewahrung in seine Hände bringen werde. — Diese stürmischen Vorgänge schienen um so bedenklicher, als gleichzeitig der Herzog Franz von Alençon seine zweideutige Rolle in den niederländischen Händeln zu spielen begonnen hatte und das

Gerücht sich verbreitete: Gebhard sei ein geheimer Verbündeter desselben und Frankreichs, was dem wachsamen Herzoge von Parma die Gelegenheit geboten hätte, mit dem spanischen Heere ins Bisthum einzurücken. Diesem Scheine suchte Gebhard durch Briefe zu begegnen, und fuhr unterdessen fort, durch seinen adeligen Anhang, der von Tag zu Tag aus den Grafen der Wetterau und des Niederrheins anwuchs, größere Söldnerhaufen zu werben und die benachbarten Burgen und Klöster zu besetzen, zumal Poppelsdorf, Godesberg und Dietkirchen. Zur Seite stand, zu neuem Beginnen anfachend, dem leidenschaftlichen Manne, welcher leicht wieder zur Reue gescheucht werden konnte, die Energie des Grafen von Nuenar, der Solms und der Freiherren von Winnenberg und Kriechingen. Rauschende Vergnügungen, der offene Umgang mit der schönen Gräfin, die übertriebene Hoffnung auf den Beistand der protestantischen Fürsten, welche die Freunde ihm erregten, ließen ihn nicht zur ruhigen Würdigung seiner Lage kommen. Schon entzog er sich den äußern religiösen Vorschriften, speiste Fleisch an Fasttagen, schmälte auf den Papst, fragte einmal, ein Schwert in der einen, ein Buch in der andern Hand, die anwesenden Gäste: ob sie ihm in der Handhabung der reinen Lehre beistimmen wollten? und erhielt nur von dem aufrichtigen Amtmanne zu Kaiserswerth, Peter von Spee, eine verneinende Antwort. Die auffallendste Umwandlung trat jetzt an dem Hofe des geistlichen Fürsten, der bei aller weltlichen Lustbarkeit die öffentliche Meinung noch bisher gescheut hatte, ein; fern waren seine grauen geistlichen Räthe, in seiner Umgebung nur Kriegsleute und reisiger Troß mit wüstem Lärmen; Tag und Nacht wurde getanzt und gezecht, und es traf

sich wol, daß einmal, als der Kurfürst mit seinen Gästen einen tollen Reigen aufführte, ein Bettelmönch zufällig eintrat, das jährliche Almosen für sein Kloster erbittend, und ein wilder Geselle, Theme von Hürden, aufgefodert, den Kuttenträger packte, um mit ihm zur Kurzweil ein Tänzchen zu machen. Ungeachtet der arme Mönch den Kurfürsten fußfällig anflehte, ihn mit so schändlichem Ansinnen zu verschonen, mußte er dennoch unter unmäßigem Gelächter der ungestümen Auffoderung Folge leisten, und wurde endlich mit einem Thaler in seiner Capuze und dem gewöhnlichen Geschenke des Kurfürsten athemlos entlassen. Aber Behagen und Ruhe, Heiterkeit und Frieden floh den unglücklichen Herrn, obgleich er seine Sinne unaufhörlich zu betäuben strebte und jeder Tag neue, drängende Geschäfte brachte; bleichen Antlitzes und nachsinnend schritt er einher; gepeinigt durch Furcht und Argwohn, saß er oft stumm und ohne zu speisen an der getümmelvollen Tafel, genoß er nicht der Wohlthat des Schlafes, und sein Arzt aus Westfalen konnte ihm im Ernste Glück wünschen, daß er in dieser Zeit nach vielen schlaflosen Nächten einmal einige Stunden geschlummert hätte. Zum innern Zwiespalt und den Vorwürfen des eignen Gewissens, zu der Furcht vor Papst, Kaiser und Reich gesellten sich noch die Schmähungen der sittlich strengern Verwandten, wie denn in diesen Tagen die Gemahlin seines Schwagers Karl, eine geborene Gräfin von Sain, auf Befehl des Gatten das verrufene Hoflager von Bonn verließ, nachdem sie vorher der kölnischen Helena, der weinenden Agnes, „den Text mitsammt der Glosse derb gelesen".

Indem bei so unklaren Verhältnissen beide Parteien, das entschlossene Domcapitel mit dem Rathe der Reichs-

stadt Köln und der in sich uneinige Kurfürst mit seinen leidenschaftlichen Helfern, zum unvermeidlichen Waffenkampfe sich vorbereiteten, galt es, wer am listigsten und keckſten zugriffe, um am stärksten dazustehen, sobald es auf Gewalt ankam. Den Versuch Gebhards, einige „Gaffeln" oder Zünfte in Köln durch freundlich mahnende Briefe und Erbietungen vom Rathe, das gedrückte Volk von den herrischen Patriziern zu trennen und den Schein des Angriffs auf die Gegner zu werfen, vereitelte die wachsame Obrigkeit durch offen Ausschreiben (am 28. November), indem sie die freiheitliebende Reichsbürgerschaft mit der wol nicht ungegründeten Furcht schreckte, durch den Kurfürsten in ihren Rechten gekränkt zu werden; aber gleichzeitig gelang es den Freunden Gebhards, die im Schlosse Brüel aufbewahrten Kostbarkeiten an Silber und werthvollen Dingen zur Nachtzeit nach Bonn zu führen und auch im Herzogthume Westfalen sich in Besitz mancher Vortheile zu setzen. Hatten gleich die Dinge überall schon ein so feindliches Ansehen gewonnen, so schickte doch noch am 2. December 1582 in der zögernden, bedächtigen Weise, wie sie sich so spottwerth in den Händeln der Liga und der Union wiederholte, das Capitel Abgeordnete nach Bonn, um den so höchst verdächtigen Herrn zu befragen, ob das Landgerücht gegründet sei, der seinerseits sich nicht so weit herausgab, sondern die Boten mit dunkelm, zweideutigem Bescheide und mit Klagen spät abfertigte.

Bereits aber zog schon das Gewitter von jenseits der Alpen auf. Gregor XIII, geirrt in seinen günstigen Erwartungen von dem Pflegesohn der Kirche durch die eingelaufenen deutschen Berichte, hielt im farnesischen Palaste eine Congregation der Cardinäle, denen die deutschen An-

gelegenheiten oblagen, fertigte am 6. December den Secretair des Cardinals Madruzzo, Minutius de Minutiis, nach Deutschland ab, um sich gründlich nach dem Stande der Dinge zu erkundigen, und machte durch vertraute Briefe an die kölner Prälaten die Ankunft jenes Cardinals im Voraus bekannt. Der Papst, von dem gefährlichen Plane und dem Abfalle des geliebten Sohnes noch nicht überzeugt, erließ am 17. December ein väterlich warnendes Breve an denselben, meldete ihm seinen Schmerz über das böse, bis nach Rom erschollene Gerücht und foderte ihn zur Rechtfertigung auf, zugleich meldend, daß er den Erzbischof von Trier beauftragt habe, mit dem Angeschuldigten zusammenzukommen. Auch Kaiser Rudolf II, von den gefährlichen Neuerungen unterrichtet, ließ den Kurfürsten durch den Hofrath Dr. Gail an die Folgen, die für seine Ehre, seinen Ruf, sowie für den Frieden des deutschen Reiches aus seinen Plänen unvermeidlich hervorgehen müßten, nachdrücklich erinnern; Gebhard dagegen glaubte thöricht allen Beschuldigungen durch ein Ausschreiben vom 19. December zu begegnen, in welchem er bezeugte, daß, obgleich aus der Finsterniß des Papstthums errettet, er ohne Beschwerde des Gewissens seinen Unterthanen die öffentliche Uebung der reinen Lehre zulassen wolle, er keineswegs gesonnen sei, die Freiheit und Ordnung des Erzbisthums aufzuheben; er vielmehr dem Domcapitel im Falle seines Todes oder seiner freiwilligen Abdankung die freie Wahl eines Oberhauptes verbürgte. Wie bei der ersten ernsthaften Verbindung mit der Agnes Gebhard wol an Entsagung gedacht haben mochte, war er damals fern von der Absicht, die Kurlande an seine Familie zu vererben; aber da er sich einmal leichtsinnig dem

Strudel der Ereignisse übergeben, mochte später die schmeichelnde Möglichkeit solches Gewinnes sich ihm vor die Seele stellen. Schon nicht mehr Herr und Lenker seiner Pläne, war er das Werkzeug einer Zahl kleiner Dynasten der Rheinlande geworden, die, ohne Gefahr für sich, aus einer gänzlichen Umwälzung nur Vortheil ziehen konnten. Ihn umgaben die Grafen von Nassau, der Bruder und die Verwandten des Oranien, die Solms, Winnenberg, Heroldseck; seine Brüder Karl und Ferdinand; größtentheils dem calvinischen Bekenntnisse zugeneigt, verhinderten sie theils den eigenes Rathes unfähigen Mann, in seiner Reform nicht zu rasch zu verfahren, theils wirkten sie, die Städte des Oberstiftes in Vertheidigungsstand zu setzen. Solchen Rathgebern entfloß die kecke Antwort Gebhards auf das päpstliche Breve, „durch eigne Prüfung überzeugt vom Verfall der apostolischen Lehre, erkläre er seinen dem Papste geleisteten Eid für unverbindlich; er berufe sich, um die Misbräuche der Kirche darzuthun, auf die Kirchenväter, bestreite das Verbot der Priesterehe und bitte den heiligen Vater, auf die nöthige Reformation der römischen Kirche zu denken". So zerriß der Verblendete das Band, welches ihn mit dem Katholicismus vereinigte, ehe er irgend eine Gewähr hatte, daß die mächtige Gegenpartei, die protestantischen Fürsten, seiner sich entschieden annehmen würden. Zwar verbreitete er das Gerücht: gewisse Fürsten hätten ihm bedeutende Hülfe an Kriegsvolk und Geld zugesagt; aber seine unzweifelhafte Annäherung an den Calvinismus entfrembete ihm zeitig die Gemüther der lutherisch eifrigen Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und der Pfalz, und das Einzige, was in seiner Sache geschah, war, daß die evangelischen Stände, bisher

ohne Antwort auf ihr Intercessionsschreiben für die Kölner, den Pfalzgraf Johann von Zweibrücken an den Rath jener Reichsstadt abordneten, um kategorischen Bescheid zu verlangen. In Gegenwart der Gesandten des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz und der andern Pfalzgrafen und Fürsten entledigte sich zwar jener seines Auftrages vor dem Rathe, mahnte ernstlich von der Bedrückung der evangelischen Mitbürger ab, erinnerte an den Religionsfrieden; aber seine „treuherzige Warnung und Fürbitte," ohne Drohung gehörigen Nachdrucks von Seiten seiner Absender, mußte um so eher eines raschen Erfolges entbehren, als der Rath im Falle eines feindlichen Angriffes spanischen Beistandes sicher sein konnte.

Widerwärtiger und unerquicklicher ist nichts in den wirren Händeln der deutschen Kirchentrennung als der salbungsreiche, affectirt patriotische, um Deutschlands Ehre, Würde und Glück schmerzlich bekümmerte Ton der öffentlichen Ausschreiben und Zuschickungen; die Betheurung von Uneigennützigkeit, Biedersinn und deutscher Einfalt und Offenheit, die Schminke der Freundnachbarlichkeit und Bruderliebe, mit welcher Parteien, die einander recht herzlich haßten, sich amusirten und in einer Zeit der traurigsten Selbstsucht und des unbefangensten Verrathes an der Sache des Vaterlandes einander belogen. Zumal zerrt sich der vorliegende Streit durch eine kaum übersichtliche Masse solcher diplomatischer Lügenstücke und verhüllt und verbrämt den historischen Zusammenhang, wo eine entschiedene Gesinnung, eine kräftige That uns mit der Kläglichkeit einer ganzen Zeit noch einigermaßen versöhnen würde. Wir möchten in dieser Beziehung behaupten, daß Guttenbergs göttliche Erfindung, also angewandt, dem

deutschen Gemüthe und der deutschen Thatkraft zu entschiedenem Nachtheile gereichte, indem diese dialektischen Kunstwerke, durch die Presse der Oeffentlichkeit, wie immer geschah, übergeben, nicht allein jener unerträglichen Weitläuftigkeit in allgemeinen Angelegenheiten die Hand bot, der schon früher die deutsche Verwaltung unterlag, sondern auch durch gewandte rabulistische Behandlung der Gegenstände die Unmittelbarkeit der öffentlichen Meinung bedauernswerth trübte, der einfach entschlossenen Gesinnung die Spitze abstumpfte und den Ruhm deutscher Redlichkeit und deutschen Mannswortes als bittere Selbstironie erscheinen ließ. Wir übergehen daher gern den Inhalt und die Form dieser, den Sammlern der Zeitgeschichte sonst hochwichtigen, Acten und deuten nur diejenigen an, in welchen die thatsächliche Entwickelung sich fortbewegte.

Bisher hatte der Rath zu Bonn die Auslieferung der Schlüssel verweigert, standhaft bei allen Drohungen und Versuchungen auf die nöthige Genehmigung des Capitels sich berufend; eine unwürdige List spielte dieses Unterpfand der Freiheit in die Hände des Kurfürsten. Nach der Mittheilung eines untergeschobenen Briefes von Köln überreichte dasselbe der Bürgermeister mit zwölf Rathsherren bei einem Schmause im Hofe „zur Blume" (12. December 1582); die Bürgerschaft erfuhr den Betrug einige Stunden darauf, als der ganz anders lautende Bescheid des Domcapitels einlief, und sah sich alsbald entwaffnet, von der Bewachung ihrer Stadt verdrängt, widerstandslos in die Gewalt der fremden Söldner hingegeben.

Wie die Anschläge Gebhards so unverhohlen überall durchblickten, konnte der Vermittelungsversuch des Pfalzgrafen Johann mit der Stadt und dem Domcapitel keinen

günstigen Erfolg haben; die Parteien standen schon zu entschieden einander gegenüber, und nur aus Achtung für die Person des Gesandten entließ der Rath Kölns die bisher gefangenen evangelischen Bürger gegen geleistete Urfehde. Unmittelbar nach der Abreise Johanns von Zweibrücken begann am 6. Januar 1583 der entschlossene Chorbischof die Feindseligkeiten, indem er mit der geworbenen Mannschaft des Capitels die für Gebhard gesammelten Zollgelder, sowie ein reich beladenes Schiff, welches von Westfalen nach Bonn bestimmt war, wegnahm und mit großer Umsicht sich bemühte, den noch nicht entsetzten Oberherrn auf den geringsten Raum in den Kurlanden zu beschränken. Solcher Energie noch vor dem gänzlichen Bruche vermochten die Schreiben der protestantischen drei Kurfürsten an den Kaiser nicht zu begegnen; vielmehr foderte Rudolf durch einen zweiten Abgesandten, den Dr. Jakob Kurtz von Senftenau, den Erzbischof nochmals auf, seine Absichten offen zu erkennen zu geben, worauf jener zwar dunkel und zweideutig, mündlich und schriftlich, antwortete, gleichzeitig aber (16. Januar 1583) durch ein gedrucktes und überall in Bonn angeschlagenes Edict seine Trennung von der römischen Kirche öffentlich beurkundete. In dieser „christlichen Erklärung in Religionssachen" bezeugte er, daß er auf die Bitte einer nicht geringen Zahl aus seiner Ritterschaft und seinen Landständen, als christliche Obrigkeit, nach reifer Ueberlegung die gänzliche Freiheit des Gewissens gestattet habe, die augsburgische Confession schützen und handhaben wolle; er foderte seine Unterthanen zu christlicher Bescheidenheit, zum Frieden und zur Eintracht auf, und betheuerte nochmals, daß, falls er sich in die Ehe begäbe, er keinen Privatvortheil für sich bezwecke, sondern

die freie Wahl des Capitels, im Falle seiner Resignation oder seines Todes, ungekränkt lasse. — Aber so versöhnlich diese Worte klangen, traute er ihnen doch keine Einwirkung auf die Gegner zu, und säumte nicht, seine Residenz Bonn förmlich in Belagerungszustand zu erklären. Nach diesen Vorbereitungen und Schritten sollte man eine schnellere Entwickelung der Sache erwarten; dennoch dauerte das Schwanken einige Zeit lang fort; der Erzbischof Heinrich von Bremen, Bruder des Chorbischofs und Domherr zu Köln, ein Anhänger Gebhards, durfte es wagen, sich mit Schützen, welche brennende Lunten führten, bis zur Capitelsstube geleiten zu lassen, und neue Briefe der protestantischen Stände, zumal der Kurfürsten, liefen beim Domcapitel ein, unter andern ein sehr ernstliches Schreiben Augusts von Sachsen an den Chorbischof, welches jenen der Undankbarkeit für empfangene Wohlthaten beschuldigte und drohend von aller Feindseligkeit gegen den Kurfürsten Gebhard abmahnte. — Am Ende des vergangenen Jahres hatte das Domcapitel, ohne sich durch die Einwendungen und Verbote des Erzbischofs abhalten zu lassen, einen Landtag der kölnischen Stände auf den 27. Januar berufen. Vom Kaiser zur Widersetzlichkeit gegen die Neuerungen ermächtigt und des Beistandes benachbarter Fürsten gewiß, waren die entschlossensten Gegner bereits zusammengekommen, um sich vorläufig über ihre Maßregeln zu berathen, jedoch ohne sich der kecken Anhänger Gebhards erledigen zu können, die in ihre Versammlung sich mischten. Eine wunderlichere Erscheinung möchte in den Zeithändeln nicht aufzuweisen sein als die persönliche Berührung von so haßentbrannten Männern, welche wechselsweise alle äußerlichen Vortheile in den Kur-

landen durch Waffengewalt sich zu entwinden strebten und neben der unverdeckten Kriegführung mit unendlich langem Schriftwechsel und mündlichen Deductionen, also mit den abgebrauchtesten und stumpfsten Waffen, an einander sich versuchten. Fast alle fürstlichen Freunde Gebhards waren entweder in Person in Köln beisammen, oder hatten ihre Bevollmächtigten geschickt; nur die Landstände des Herzogthums Westfalen entschuldigten ihr Ausbleiben mit der Besorgniß, in ihrer Abwesenheit möchte der Kurfürst ihrer Schlösser und Städte sich bemächtigen. Als nun in den vorläufigen, noch gemeinschaftlichen Berathungen auf die Absetzung des Kurfürsten gedrungen wurde, entfernte sich, furchtsam oder unentschlossen, der Erzbischof Heinrich von Bremen, mit den Anhängern Gebhards, und ließ, alle Vermittelungsversuche aufgebend, den feindseligen Landtag am 28. Januar im Dominikanerkloster den Anfang nehmen. Hier nun wurden alle weltkundigen Umtriebe, Eingriffe in die Rechte des Capitels, die Summe der durch den Kurfürsten begangenen Thaten vorgelegt. Die anwesende kaiserliche Gesandtschaft erhöhte den Muth der Versammelten, und so wurde denn am 1. Februar beim Ende des Landtags, der Protestation der Freunde Gebhards ungeachtet, der Schluß gefaßt: die Erblandesvereinigung einmüthig zu beschützen, sich zur Gegenwehr zu stellen, die von jenem genommenen Städte zu besetzen und beim Kaiser darauf anzutragen, daß er beim päpstlichen Stuhle die Absetzung des Erzbischofs bewirke. Ja, man war nahe daran, sogleich zu einer neuen Wahl zu schreiten, zumal der kaiserliche Gesandte die römische Einwirkung nicht für nöthig erachtete, hätte man nicht die nahe bevorstehende Ankunft des päpstlichen Legaten erwarten wollen.

Als diese Beschlüsse, welche zu vereiteln, die Anhänger Gebhards nach Köln sich begeben hatten, in Kraft treten sollten, befand sich jener, immer noch in Hoffnung, daß auf dem Landtage der Sieg ohne Gewalt auf seine Seite sich neigen werde, im nahen Bonn und gewann, während ihm der Verlust weltlicher Ehre und Güter kund wurde, nur zweierlei: erstens: die wichtigsten geheimen Documente des Erzstiftes, welche er aus dem bonner Archive wegführen ließ und die ihm doch nimmer zum Besitze des Verlornen verholfen haben würden, und zweitens: den durch kirchliches Band gesicherten Besitz seiner geliebten Agnes. Am 2. Februar segnete Zacharias Ursinus, jener reformirte Prediger, im Hause „zum Rosenthale" die verhängnißvolle Ehe ein; die reich geschmückte Braut wurde darauf in der Kanzlei von den anwesenden Fürsten und Herren als Frau begrüßt, die kirchliche Handlung dem versammelten Volke bekannt gemacht und unter den bangen Verhältnissen die tobende Lust einer fürstlichen Hochzeit zur Schau getragen. Daß gerade bei dieser drohenden Wendung der Dinge, unter der Kunde von dem Landtagsbeschlusse, der leidenschaftliche Mann ohne Zögerung jenen nie zurückzunehmenden Schritt that, läßt uns einen tiefen Blick in die bewegte Seele desselben thun; er machte, blind in die Gefahren springend, jeden Rücktritt sich unmöglich, stellte sein Verhältniß zur Kirche auf die Spitze, und hatte dann doch für sich die Genugthuung, wie sein Geschick auch sich wenden möge, unauflöslich mit seiner Geliebten verbunden zu sein. Aber während noch die Gäste sich stürmischen Gelagen überließen, nahm der Chorbischof, dem Landtagsbeschlusse gemäß, mit einem geringen Haufen Bewaffneter die Stadt Kaiserswerth und mit List und Gewalt die dor-

tige noch wichtigere Burg, welchen herben Verlust der Neuvermählte nicht mehr in seiner Residenz erfuhr, indem er, seinem jüngern Bruder Karl diesen Haltpunkt seiner Partei vertrauend, am 4. Februar unerwartet erst nach Dillenburg zum Grafen von Nassau reiste, und von dort nach Arensberg in Westfalen sich begab, um unter jenen Ständen Stützen für seine sinkende Macht zu suchen. An Umsicht und Kraft ließ es unterdessen der neue Befehlshaber Bonns, Freiherr Karl Truchseß, nicht fehlen, um das Vertrauen des furchtsamern Bruders zu rechtfertigen; seiner Besatzung durch einen Eid versichert, gedachte er vergeblich auch die Bürger durch einen Schwur zu verpflichten: sie blieben den Abmahnungen des Domcapitels zugänglich, mußten aber stumme Zeugen sein, wie der Befehlshaber ihre Stadt zur Abwehr der Belagerung rüstete, Vorräthe zusammenhäufte und die Auffoderung des Capitels, aus Bonn zu weichen, entschlossen abwies. Eine gleiche Thätigkeit entwickelten die Grafen von Solms und Nuenar in andern Theilen des Stiftes, und nöthigten, nach der Einnahme von Linne, die besorgten Prälaten, den Grafen von Aremberg mit den früher angebotenen spanischen Truppen zu Hülfe zu holen.

Viertes Capitel.

Kleiner Krieg in den Kurländern. Landtag in Arensberg. Unentschlossenheit der protestantischen Stände. Die Blitze des Vaticans. Verpfändung der Kurlande an den Pfalzgrafen Johann Kasimir. Wahl Herzog Ernsts von Baiern am 26. Mai 1583. Vergeblicher Kriegszug des Pfalzgrafen. Kurfürstencongreß zu Frankfurt und Gebhards Trotz gegen dessen Ausspruch.

So drohte durch das höchst bedenkliche Einschreiten einer fremden Macht am Niederrhein ein gefährliches Kriegsfeuer aufzugehen; der Kaiser war mit den katholischen Kurfürsten und Fürsten bereits einverstanden in den Ueberwältigungsmaßregeln gegen den Abtrünnigen, als von protestantischer Seite nichts zu thatkräftiger Hülfe des neuen Glaubensverwandten geschah und desselben Entschuldigungsschreiben und der Aufruf des Kaisers gegen die Ränke und Nachstellungen seines Domcapitels, gleichwie der Antrag der drei protestantischen Kurfürsten und insbesondere Ludwigs von Pfalz Auffoderung an den Grafen von Aremberg, die spanischen Truppen vom Reichsgebiete wegzuschaffen, ohne allen Erfolg blieben. Beschränkt auf den Besitz von Bonn und einiger festen Punkte im Ober-

und Unterstifte, gedachte Gebhard im Herzogthume Westfalen, wo es eine nicht geringe Zahl Evangelischgesinnter gab, festen Fuß zu fassen, und berief daher die dortigen Stände zu einem Landtage nach Arensberg, zu welchem sie sich auch am 11. März einstellten, ungeachtet das Domcapitel, an die verbindliche Erbeinigung erinnernd, auch hier dem Kurfürsten entgegenzuarbeiten versucht hatte. Ohne daß wir den weitläuftigen Instructionen und Nebeninstructionen eine gewinnende Gewalt zuschreiben, mit welchen Gebhard seine Commissarien versah, enthaltend seine Rechtfertigung gegen alle Beschuldigungen — in Beziehung auf seine Ehe hatte er unverhohlen gestanden, „daß er die Gabe der Keuschheit nicht besäße, und es für besser befände, eines Weibes Mann zu sein als zu brennen" — mochte der Grund und Boden Westfalens seinen beabsichtigten Schöpfungen doch günstiger sein; die Stände dankten dem Kurfürsten, daß er das Seelenheil seiner Unterthanen sich habe angelegen sein lassen, und versicherten ihn ihrer Treue, baten aber, so viel als möglich zu sorgen, den Krieg zu verhüten, welches furchtsame Verlangen allerdings mit den drohenden Zeitläuften in Widerspruch stand. Wie wenig Thatkräftiges selbst hier zu erwarten war, eine wie geringe Begeisterung, geht auch aus der zaghaften Antwort der Stände auf das früher empfangene Schreiben des Domcapitels hervor. So begegnen wir überall statt entschlossener That einem Wuste papierner Versicherungen und aufeinanderfolgender Apologien, die wol genügend gewesen wären, einen Streit zu schlichten, welcher vor einem bestimmten Forum seinen ordentlichen Gang ging, aber sich ohnmächtig erwiesen, da die leidenschaftlichen Parteien mit gezückten Schwertern schon einander gegenüberstanden.

Obgleich der Kaiser den Ungehorsam des Domcapitels gegen das weltliche und kirchliche Oberhaupt vor dessen Entsetzung bereits sanctionirt hatte, so fand sich dennoch zu Arensberg noch ein dritter Abgeordneter desselben, der Freiherr Hans von Preuner ein, um mündlich mit dem Schwerangeschuldigten zu verhandeln, was wiederum die weitläufigsten Erörterungen veranlaßte, die immer als Zeichen gelten können, wie sehr ein allgemeiner gefährlicher Krieg von Rudolf gefürchtet wurde.

Unterdessen ging die Fehde am Rheine fort und hatte die katholische Partei einen tüchtigen Feldherrn für ihre Sache gewonnen. Denn als von Bonn aus durch Karl Truchseß ein Versuch gemacht wurde, sich des wichtigen Passes von Andernach zu bemächtigen, bat das Domcapitel den ehemaligen Kurfürsten Graf Salentin von Isenburg, die Vertheidigung des bedrohten Erzstifts zu übernehmen, der sich jener, ein bewährter Kriegsmann, auch um so eifriger unterzog, als er, in ähnlicher Lage wie Gebhard, einen ehrenvolleren Ausweg gewählt hatte.

Die Ankunft eines Prinzen aus einem mächtigen katholischen Hause, den die öffentliche Meinung als künftigen Erzbischof von Köln begrüßte, zumal er früher mit Gebhard sich um diese Würde beworben hatte, mußte den Umschwung des Streites schneller herbeiführen. Jener Herzog Ernst von Baiern, Bischof von Lüttich und Freisingen und Administrator von Hildesheim, hatte sich, als Domherr des Stifts, am 10. März persönlich nach Köln begeben, ungeirrt durch die schriftlichen Drohungen des Pfalzgrafen Johann Kasimir, der seinerseits das Schreiben des Kaisers nicht achtete, kraft dessen er ihn von Werbungen und Kriegsrüstung zu Gunsten Gebhards abmahnte, und

seine Keckheit noch steigerte, indem er dem in Deutschland erwarteten Cardinal die Wege verlegte. Auf Betrieb dieses entschlossenen Calvinisten hatten auch einige evangelische Stände eine Zusammenkunft in Worms (27. März) besucht und sich anheischig gemacht, die dem Kaiser auf dem Reichstage zu Augsburg versprochenen acht Römermonate zu Gunsten des Kurfürsten zu Köln zu erlegen. Solches geschah aber von süd- und mitteldeutschen Städten allein; die mächtigen drei weltlichen Kurfürsten begnügten sich, den Kaiser durch eine Gesandschaft auf die Gefahr eines allgemeinen Krieges aufmerksam zu machen und ihn dringend zu ersuchen, die fremden Kriegsrotten vom Reichslande zu entfernen. Zu einer persönlichen Berathung in Erfurt instruirte jedoch der vorsichtige Kurfürst August von Sachsen seine Abgeordneten dahin, den Handel nicht bis zu einem offenen Kriege auf sich zu nehmen, und war ehrlich genug, auf freiwillige Resignation des Kurfürsten gegen „eine Ergötzlichkeit und Sicherstellung der Gewissensfreiheit kölnischer Unterthanen" hinzudeuten. Von Hülfsgesuchen bei auswärtigen Mächten, bei England und Dänemark, war gleichwol schon die Rede; Gebhard hatte zwar mehrmals feierlichst gegen das Gerücht protestirt, daß er mit dem Herzoge von Alençon in den Niederlanden, dessen zweideutige Rolle in Antwerpen ohnehin geendet, in Verbindung stände; doch mußte im Rathe des Königs Heinrich III von Frankreich die Rede von Einschreitung gewesen sein, wie aus den Denkwürdigkeiten des Herrn von Plessis-Mornay hervorgeht.

So schwankten die Dinge in Deutschland: ein kleiner verwüstender Krieg dauerte mit wechselndem Erfolge in den Stiftslanden fort, in denen die katholischen Glaubensge-

noffen entschieden die Oberhand hatten; in einigen westfälischen Städten war hier und da nicht ohne Gewaltthätigkeit die neue Lehre eingeführt worden; die großen protestantischen Stände blieben lau und unentschlossen und die Partei des Domcapitels zu jedem äußersten Mittel bereit, während der Kaiser sich den Schein der Mäßigung gab und die Nachbarstaaten des Reichs mit Spannung auf den Verlauf der Ereignisse blickten: als von Rom aus die Blitze des Vaticans das Geschick Gebhards und seiner Anhänger in den Kurlanden entschieden. Bereits hatte ein geheimes Consistorium die deutschen Angelegenheiten berathen; mit Köln war unmittelbare Verbindung eingeleitet, obgleich der Cardinal Andreas von Oestreich, schon bis Speier gekommen, wieder umkehren mußte, weil Johann Kasimir ihm aller Orten den Weg versperrte. Glücklicher dagegen hatte der Bischof von Vercelli, als legatus a latere, auf weiten Umwegen durch Lothringen und die Niederlande am 20. April in Köln sich eingeschlichen, um in Person den inzwischen ergangenen Beschlüssen der Curie den unausbleiblichen Nachdruck zu verleihen. Denn am 22. März a. St., 1. April n. St. erneute Gregor XIII, berühmt durch die in diesem Jahre eingeführte Verbesserung des Kalenders, einen Act der Machtfülle, welcher selbst im Mittelalter nicht ohne Widerspruch von Seiten des Reichs geduldet war, den er aber jetzt unbedingt wagen konnte; er publicirte die merkwürdige Bulle: Humani generis conditor et redemtor, kraft welcher er, „durch Christus über Königreiche und Völker gesetzt, den Kurfürsten Gebhard wegen seines lasterhaften, schändlichen Lebens, seines vertrauten Umganges mit Ketzern, seines Abfalles von der katholischen Religion, seiner Verheirathung, der seinen Un-

terthanen gestatteten Freiheit u. s. w. als einen furchbaren, mit unzähligen Lastern befleckten Ketzer, als meineidigen Rebellen der Kirche in den Bann that, ihn aller seiner Aemter und Würden entsetzte, das Erzbisthum Köln für erledigt erklärte, die Geistlichkeit, die Vasallen und Unterthanen ihres Eides entband und das Domcapitel ermahnte, sogleich zur Wahl eines neuen Oberhauptes zu schreiten." Hatte Kaiser Rudolf bis dahin noch immer gütlicher Ausgleichung geneigt geschienen, so änderte er jetzt seine Sprache, als er am 11. April von der Sentenz des Papstes Kunde erhielt; er ertheilte zu Presburg den Abgesandten der Pfalz, Sachsens und Brandenburgs am 12. April 1583 die Antwort: „nach dem Banne des Papstes könne wegen der Person Gebhards keine Unterhandlung mehr stattfinden; weil der Proceß nicht auf die kurfürstliche Hoheit, Weltlichkeit, sondern auf das Amt des Bischofs sich bezöge, könne er, der Kaiser, sich nicht mit Dingen beladen, die nicht seines Berufs seien;" zugleich schickte er seinem Gesandten in Köln den Befehl, das Domcapitel zu einer kanonischen Wahl zu ermahnen.

Mächtig erschraken die Kurfürsten über diese unerhörte Wendung der Dinge und bereuten zu spät, daß sie sich bisher durch die kaiserliche Verheißung gütlicher Mittel von ernstlicher Unterstützung abhalten lassen. In neuen Schreiben setzten sie die gefährlichen Folgen dieses päpstlichen Schrittes beredtsam auseinander, drohten und klagten wiederum bewegt und treuherzig über die erfahrene „Täuschung, indem keineswegs der Herzog von Parma auf den Befehl des Kaisers seine Truppen abberufen hätte, sondern dessen General, der Graf von Aremberg, mit seinem Schwager, dem Grafen Salentin und dem Chorbischof in

den Stiftslanden den Meister spielte." Ehe die Kurfürsten, der gewechselten Staatsschriften müde, einen kräftigen Entschluß fassen konnten, war bereits ihrem neuen Glaubensverwandten nicht mehr zu helfen. Nach der Kunde von dem vernichtenden Banne hatte Gebhard am Rhein alle Vesten bis auf Bonn und einige unbedeutende Orte verloren und dafür nur hier und da in Westfalen und in der Grafschaft Recklingshausen der neuen Lehre, zum Theil mit bilderstürmender Gewalt, eine vorübergehende Geltung verschafft. In der Vorahnung dessen, was in Rom gegen ihn im Werke sei, hatte der rathlose Mann, um seines muthigsten Bundesgenossen fester sich zu versichern, schon am 2. April 1581 das Erzstift Köln mit allen Städten und Gefällen an den Pfalzgrafen Johann Kasimir in bester Form verpfändet, damit er dasselbe so lange inne behalte, bis er zum Ersatze seiner bisher aufgewandten Kosten gekommen. So begab sich der weltlich und geistlich bedrohte Kurfürst, von Verwandten, selbst seiner Mutter, zu spät mit Bitten um Sinnesänderung bestürmt, schon jetzt seines Besitzes, und übertrug einem Andern die Leitung eines Kampfes, in den er sich blind gestürzt, ohne die Fähigkeit und Kraft zu so hochbedenklichem Unternehmen sich zuzutrauen, und selbst ohne die innere Beruhigung, daß er Alles zur Beförderung des göttlichen Wortes begonnen habe.

An demselben Tage, an welchem das Domcapitel die Entsetzungsbulle des Papstes aus den Händen des Nuntius erhalten hatte (26. April), warf man zum Zeichen der Erledigung des Stiftes die Stäbe (fasces), welche an der Wand der Domkirche die Zahl der Regierungsjahre des Erzbischofs nach altem Brauche bezeichneten, herunter, ließ

nur einen für den neu zu wählenden Erzbischof hängen, und vereinigte sich, um die Wahl alsbald einzuleiten, mit dem Rathe der Stadt, damit er für die öffentliche Sicherheit Sorge trage. Alle stimmberechtigte Capitulare wurden zu dieser wichtigen Handlung auf den 22. Mai nach Köln eingeladen. Vergebens erließ Gebhard von seinem Schlosse Arensberg aus, gleichzeitig mit dem Pfalzgrafen und seinen Anhängern, Warnungsschriften an die Domherren und an die Stadt Köln; 2000 bewaffnete Bürger und Soldaten standen auf den Plätzen und in den Gassen der alten Reichsstadt, als die sämmtlichen Domherren, mit Ausnahme der weltkundigen Parteigänger Gebhards, im Capitelhause sich versammelten und einmüthig, mit Uebergehung des geschäftigen Chorbischofs, den Prinzen von Baiern zum Oberhaupte erkoren, weil die Macht seines Hauses der Wahl den nöthigen Nachdruck versprach. Unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten, der Erhebung des neuen Erzbischofs auf den Hochaltar, seiner Einführung in den kurfürstlichen Palast, der Treuversicherung der Beamten des Erzstiftes u. s. w. begann der Bischof von Vercelli, als päpstlicher Nuntius, die Untersuchung wider die der Glaubensänderung verdächtigen Domherren, citirte den Grafen Hermann Adolf von Solms, den Freiherrn Johann von Winnenberg und den Dompropst Georg von Sain und Grafen von Wittgenstein, um sich wegen der beschuldigten Ketzerei zu reinigen. Er entsetzte dieselben, da sie nicht erschienen, auch nur zum Theil protestirt hatten, sowie den Freiherrn Thomas von Kriechingen ihres Kanonikats und aller geistlichen Benefizien. Nach vielartiger Geschäftigkeit und selbst einer Untersuchung gegen einige der Simonie und des Concubinats beschuldigte Geistliche

verließ im August der Nuntius die Stadt Köln und kehrte über Wien im Triumph nach so folgereichen Thaten über die Alpen zurück.

Als Erzbischof Ernst in den bis auf Bonn unbestrittenen Besitz der Stiftslande gekommen war, hauste der Abgesetzte in Westfalen mit seinem bewaffneten Gefolge und ließ seinem gereizten Gemüthe den Zügel, indem er an mehren Orten stürmisch den katholischen Cultus abschaffte, nach der Aussage seiner Gegner die Kirchen ihrer Kostbarkeiten beraubte, Pfarrherren und Priester zwang, Weiber zu nehmen, und andere Gewaltthätigkeiten trieb, welche weder geeignet waren, seiner Macht sichere Stütze zu gewähren, noch die kirchliche Ueberzeugung befestigten. Gleichzeitig tobte der Krieg schonungsloser in den Rheinlanden; im Juli wurde von den Scharen des Truchseß Deutz mit seinem Kloster erobert, in Brand gesteckt, die Mauern niedergebrochen und in der wildesten Art der Einzelkampf fortgesetzt, bis das Erscheinen des Pfalzgrafen mit seinem geworbenen Heere (August 1583), als Pfandinhabers der Kurlande, wenn auch nicht die endliche Katastrophe, doch einen entschiedenern Charakter des Kampfes erwarten ließ.

Pfalzgraf Johann Kasimir, seit seinen Zügen zu Gunsten der Hugenotten längst gewohnt, die Satzungen des Reichs und die Befehle des Kaisers geringzuachten, wiewol nie säumig, beim Kaiser sich zu entschuldigen, ihm schriftlich die gebührende Ehrfurcht zu erzeigen und Gehorsam zu betheuern, hatte am Mittelrhein ein aus allerlei Volk, Franzosen, Lothringern, Welschen, Deutschen zusammengesetztes Heer geworben, um nach seinem Sprichworte „sein Pferd lieber an des Feindes Zaun zu binden,

als daß jener ihm seinen Gaul in sein Gehäge brächte." Ein hoher, freudiger Rittersinn loderte sonst in diesem Fürsten, der auch jetzt, um Andern ein muthiges Beispiel zu geben, das Ding angriff und dem Freunde um so mehr sich verpflichtet hielt, als Gebhard seine Schritte von seinem Rathe abhängig gemacht hatte. Johann Kasimir betrat im August das Gebiet des Erzstifts mit einem Ausschreiben von seiner Hand, in welchem er in hohen Worten sich vermaß, daß er „allein zur Rettung des wider Land- und Religionsfrieden bedrängten Kurfürsten Gebhard, zum Schutz der wahren Religion und der Freiheit des deutschen Vaterlandes gegen die Tyrannei des Papstes zu Rom, zur Beschirmung des in seinen Rechten gekränkten Kaisers die Waffen ergriffen habe." So rückte Johann Kasimir mit seinem Heere nach Bonn (21. August a. St.); unter ihm, mit gleich kecker Hinwegsetzung über die kaiserlichen Mandate und die Androhung der Reichsacht, Markgraf Jakob von Baden-Durlach, die Grafen von Nassau, Wied, Nuenar, Solms, jener entsetzte Domherr. Bei so gewaltigem Anzuge bange geworden, veranstaltete der Erzbischof Ernst Kirchengebete, vermehrte die Fasten, ließ fleißig Almosen vertheilen, um sich des göttlichen Beistandes würdig zu machen. Aber fromme Vorbereitung und geistliche Mittel vermochten nicht allein, die bedrohten Städte zu schützen, aus deren Mitte die geheimen Anhänger der neuen Lehre durch zweideutige Priester Verbindung mit dem vertriebenen Herrn unterhielten und reiche Kaufleute Kölns Waffen aufkauften, um sie auf Treue und Glauben dem bis Deutz gekommenen Heere des Truchseß und des Pfalzgrafen zu überliefern.

Auf die Kunde von der Ankunft des ersehnten Helfers war Kurfürst Gebhard aus Westfalen an den Rhein geeilt (Anfang Septembers) und weilte mit ihm in Lelsdorf, einem Schlosse und Kloster im Herzogthume Berg, der Stadt Bruel gegenüber; zwar zu neuer weltlicher Hoffnung gekräftigt, aber, zum bösen Zeichen, seine innere Unruhe in täglichem Rausche betäubend. Ungeachtet das Heer des neuen Erzbischofs, dem aus der bairischen Heimat noch kein Beistand angelangt war, in ziemlich furchtsamer Haltung um Sechtern bei Bonn sich zusammengezogen, geschah selbst jetzt nichts Anderes, als daß Gebhard durch geheime Briefe versuchte, die Zünfte zu Köln gegen den patrizischen Rath und das Capitel aufzuwiegeln, indem er ihren Druck durch die Pfaffen schilderte, die Absichten der Spanier herausstellte und ihnen Besorgniß und Behauptung ihrer Reichsfreiheit einflößte. Er offenbarte ihnen nämlich, wie Herzog Alba weiland zu seinem Vorgänger, Salentin, gesagt habe: wenn er ihm folgen wolle, gedenke er ihn aus einem Bischofe von Köln zu einem Bischofe in Köln zu machen, und warnte sie vor jenem Isenburg, jetzt dem Feldobersten des Stifts, welcher sich einst in einem Streite mit den Bürgern zu dem Schwure vermessen hätte, „er wolle nicht eher sterben, bis er im Blute der Kölner bis an die Knöchel gegangen sei." Selbst der Pfalzgraf ließ die Zeit zu einer entschlossenen That verstreichen, indem er am 7. September den Grafen Fabian von Dohna, später bekannt durch seinen unglücklichen Kriegszug mit deutschen Reitern zu Gunsten Heinrichs IV, an den Rath von Köln absandte, um mit ihm auf gütlichen Fuß sich zu setzen; doch wie er darauf versuchte, auf das linke Rheinufer überzugehen, da es seinem Heere im Ver=

gischen bald an Allem zu mangeln anfing, fand er durch die Wachsamkeit des Grafen Salentin alle Pässe besetzt, zog deshalb stromabwärts in die Gegend von Deutz, und wandte sich, als der Rath von Köln mit bewunderungswürdiger Vorsicht und Entschlossenheit sich verhielt und jeden gefoderten Vorschub abgeschlagen, mit seinen schwachbesoldeten, verwilderten Truppen nach Mühlheim, wo er elf Tage still lag. Ohne den Einmuth der Patrizier und des Domcapitels stand Köln vor seinen evangelischen oder halb katholischen Bürgern in nicht geringer Gefahr; ging doch am 6. October die Keckheit eines Priesters, als die Schutzheiligen unter Baldachinen von der bigotten Menge durch die Gassen getragen wurden, so weit, daß er ungestraft auf der Kanzel fragen konnte: „Welcher Teufel hat uns hier zu Köln so andächtig gemacht, daß ein Jeder muß seinen Kükelöriß (seine Narrendocke) haben und umtragen?“ Aber streng wachten Klerus und Rath, und Kleinmuth beschlich Gebhards Bundesgenossen und Verfechter, dessen Enthusiasmus besonnener Ueberlegung Raum zu machen begann; beide bereits im Zwiespalt, weil jener diesen beschuldigte, die verpfändeten Städte und Schlösser nicht einzuräumen und die Söldner nicht zu bezahlen.

Noch unheilvoller als diese Uneinigkeit war für Gebhards Sache der Mangel an Geld, um die Söldner in Bonn und andern Orten zusammenzuhalten, zumal ein kaiserlicher Herold mit geschärftem Abrufungsmandate am Rhein umherzog und am 10. October im Lager des Pfalzgrafen bei Engers, wohin derselbe nach manchem erfolglosen Versuche gerückt war, sofort die Vollziehung der Acht und Oberacht gegen den Fürsten und seine Haupt-

leute verkündigte, wenn sie nicht sogleich die Waffen niederlegten. Diese Avocatorien wirkten so stark auf die unzuverlässigen Haufen, daß sie obenein stürmisch ihren rückständigen Sold begehrten, ehe sie dem kaiserlichen Befehle willfahrteten. Eben hatte am 12. October der Pfalzgraf seinem Kurfürsten diesen Drang der Umstände gemeldet, als er die Nachricht vom plötzlichen Tode seines Bruders, des Kurfürsten Ludwig, erhielt und hastig diese Gelegenheit benutzte, um mit Ehren aus dem halbverlorenen Spiele sich zu ziehen; da ihm die Vormundschaft für seinen unmündigen Neffen oblag. Er brach daher ungesäumt am 15. October nach der Pfalz auf, befriedigte sein Kriegsvolk, so gut es ging, und überließ den durch ihn so übelberathenen Erzbischof seinem widrigen Geschicke. Wegen des Todesfalles Ludwigs unterblieb auch der von diesem geradgesinnten Herrn nach Mühlhausen in Thüringen ausgeschriebene Convent der evangelischen Kurfürsten und Stände; ohne diesen Helfer mußte gleichfalls der Tag zu Frankfurt, welchen Mainz, Trier, Pfalz und Brandenburg beschickten, eine ungünstige Wendung für den Truchseß nehmen, da die Abgeordneten des Herzogs Ernst, des neuen Erzbischofs, sich in keine Disputation mit dem Truchseß einlassen wollten, weshalb nach langer Erwägung der Gründe beider Theile die Sache des Baiern für bündiger und reichsconstitutionsmäßiger erachtet und vorgeschlagen wurde: „Der Truchseß solle die Waffen niederlegen, das Erzstift aufgeben und mit einer Pension aus den Gefällen der Kurlande sich begnügen.“ So ehrenvoll und verheißlich dieser Vorschlag war, verwarf ihn dennoch trotzig der Gebannte, weil ihm die westfälischen Stände eben auf einem Landtage

Treue, Gehorsam und Beistand zugesichert hatten und das Waffenglück trügerisch zu lächeln begann. Der letzte Versuch gütlicher Ausgleichung zerschlug sich; die Kurfürsten beschlossen (16. November), entfernte Zuschauer zu bleiben, und die Lösung des Streites blieb den Waffen anheimgestellt.

Fünftes Capitel.

Einstweilige Waffenvortheile Gebhards. Junker Eitel Heinrich. Bonn umlagert. Noth des Karl Truchseß. Kleinmuth und Verrath der Besatzung. Gefangennahme des Befehlshabers und Uebergabe der Stadt. Grausamkeit der Baiern. Gebhard, aus den Kurlanden verdrängt, zieht sich nach dem Falle Junker Heinrichs nach Holland. Kurfürst Ernst unbestrittener Sieger (Sommer 1584).

Jene verführerischen Kriegsvortheile waren aber im untern Erzstifte davongetragen worden, als Johann Kasimir sich nach Heidelberg zurückgezogen und Karl Truchseß die Umgegend von Bonn mit den Schlössern Godesberg und Poppelsdorf noch behauptete. Karl Truchseß und der Graf von Nuenar im Unterstifte, nicht gesonnen, den Abrufungsbefehlen des Reichsheroldes Folge zu leisten, hatten den Krieg muthig fortgesetzt, ungeachtet der Bruder des neuen Erzbischofs, Herzog Ferdinand von Baiern, 3000 Landsknechte aus Baiern an den Rhein geführt und mit den Spaniern unter Aremberg und den Kriegsvölkern des Grafen Salentin vereinigt, Anstalt machte, den Waffensitz der Gegenpartei, Bonn, enger zu umschließen. War es doch dem Grafen von Nuenar am Martinstage gelungen, den kriegslustigen

Chorbischof Friedrich mit Schimpf und Verlust von dem befestigten Flecken Hulst unweit Mörs weichen zu sehen; denn ein neuer fürstlicher Abenteurer, Junker Eitel Heinrich, der Bastard Herzog Heinrichs des Jüngern von Braunschweig, schlimmen Andenkens, und der schönen Eva von Troth, hatte zur rechten Zeit in Niedersachsen ein Heer von 1200 Reitern und 2000 Mann zu Fuß, unter denen wir auch Herrn Johann von Buch aus der Mark Brandenburg, den durch kein Mißgeschick entmuthigten Helfer der protestantischen Sache finden, zu Gunsten Gebhards zusammengebracht und durch seinen Sieg den abgesetzten Kurfürsten zu jenem Trotz vermocht, in welchem er die freundliche Anerbietung des Fürstenconvents zu Frankfurt thöricht abwies.

Aber nur kurz dauerte diese Siegesfreude; am 14. November ergab sich das stark befestigte Schloß Poppelsdorf und am 17. September sank die herrliche Burg Godesberg, erbaut, wie die Sage geht, auf einer Verehrungsstätte Wodans, durch die Gewalt der Minen in jene bewunderten, malerischen Trümmer; noch vor Ende des Jahres, merkwürdig wegen der Einführung des verbesserten Kalenders, umzog in der Länge einer Meile ein festes Lager, besetzt mit 26 Fahnen Reiter und 60 Fahnen Fußknechten, aus allen Nationen, Burgundern, Italienern, Spaniern, Wallonen und Deutschen, die Stadt Bonn, die, obwol mit Korn und Wein gut versorgt, an Salz, Holz und Brennmaterial bald empfindlichen Mangel verspürte. Die Belagerer dagegen genossen der Fülle an allen guten Dingen, zumal an Gelde, wozu das Haus Baiern und die römische Curie reichlich beigesteuert hatten, und schritten selbst in der Strenge des Winters freudig zum Werke. Noch

war der Strom offen; allein ein zu Bruel, der Stadt gegenüber, aufgeworfenes Bollwerk, mit Stücken versehen, schoß das Wachtschiff in den Grund und wohlgezielte Schüsse schreckten den Oberbefehlshaber, Karl Truchseß, selbst aus seiner Wohnung, dem prächtigen kurfürstlichen Zollhause, dicht am Ufer des Rheins. Derselbe Aberglaube, welcher in seinen Jugendtagen Gebhards Gemüth mit hochfahrenden Planen erfüllt hatte, diente jetzt, bei sinkendem Glücke, die Seele seiner treuesten Anhänger zu umdüstern. Eine schwere Kugel war durch mehre Zimmer bis in das Schlafgemach des jüngern Truchseß gedrungen, hatte sein Schwert und seinen Commandostab, welche über dem Bette hingen, zerschlagen und die Karte Westfalens, auf welche der bekümmerte Feldherr mit Trost zu blicken pflegte, zerrissen. Bedenklich wurde auch bemerkt, daß das Wappenschild Gebhards, mit den drei schwäbischen Löwen im goldenen Felde, ohne äußere Gewalt vom Zollhause abfiel. In kleinmüthigen Briefen beschwor daher Karl Truchseß seinen Bruder, ihn vom Unterstifte aus zu entsetzen, wenn er nicht das letzte Pfand des Erzbisthums verlieren wolle.

Verlassen zwar von dem Beistande der protestantischen Fürsten, aber eines gewissen populären Ansehens unter den Niederdeutschen genießend, konnte Gebhard durch den Junker Eitel Heinrich und den Grafen von Nuenar noch ein Heer von 5000 Mann aufbringen, welches, versehen mit allerlei Vorräthen, mit großer Schnelligkeit, obgleich mitten im Winter, gegen Bonn aufbrach, in der Hoffnung, den Sieg von Hulst zu erneuern. Aber der Anmarsch wurde den Baiern zeitig verkundschaftet und die Heranziehenden durch den Herzog Ferdinand beim Uebergange über die Agger unweit Siegburg so unvermuthet überfal-

len (2. Januar 1584 n. St.), daß ein großer Theil in der Verwirrung dem Feinde erlag, Viele in den Flüssen Agger und Sieg, deren Brücken brachen, ertranken und die Belagerer 45 Wagen, mit allerlei guten Dingen, auch mit Pulver und Waffen, unter Jubelgeschrei in ihr Lager führten. Die Verheißung der zu Brilon versammelten westfälischen Stände, einen zweimonatlichen Sold aufzubringen, und des steuerfreien Adels, mit einer Anzahl Reiter im Felde zu erscheinen, vermochte den verzagenden Herrn um so weniger nach der Niederlage zu trösten, als diese Hülfe nur zur Vertheidigung des Herzogthums dienen sollte; in Angst, seinen Bruder Karl aus den Händen der Belagerer zu retten, dem allerdings im Falle der Bezwingung Bonns ein unglückliches Geschick drohte, sandte er ihm einen Boten mit einem offenen Briefe, welcher die Hoffnung des nahen Entsatzes aufrecht erhalten sollte, daneben aber eine geheime Auffoderung, für seine Person durch die Flucht Sicherheit zu suchen. Beide Briefe fielen den Gegnern in die Hände, welche den zweiten der Besatzung listig zukommen ließen, worauf jene, um das Unterpfand möglicher Befreiung nicht zu verlieren, ihren Befehlshaber genauer bewachte. Der Erzbischof Ernst, unterrichtet von dieser unzuverlässigen Gesinnung der Besatzung, ließ, um Menschenblut und um die Kosten einer längern Belagerung zu sparen, unter den ernstlichsten Angriffszurüstungen derselben einen Theil des Soldes versprechen; und obgleich Karl Truchseß durch strenge Mittel das heimliche Einverständniß der Seinen mit dem bairischen Lager zu hemmen suchte, gelang es dennoch dem Grafen Aremberg, zur Nachtzeit dem Wachtposten auf der Mauer ein Gespräch abzugewinnen, in welchem er ihm das Todes-

verbrechen des Ungehorsams gegen die kaiserliche Abrufung, die man ihnen listig verschwiegen habe, schilderte, sie unter Androhung des härtesten Looses zur gütlichen Ergebung ermahnte und die Freigebigkeit des rechtmäßigen Kurfürsten anpries. So vollends in ihrer Treue wankend gemacht, wählten die Belagerten aus ihrer Mitte nach ihrem Brauch drei Ambossaten, um auf Kundschaft zu Gebhard nach Westfalen zu gehen und sich von der Lage und der Gesinnung desselben zu unterrichten. Einer von diesen, Niklas Seiler aus Speier, kam zuerst mit der Kunde zurück: „in Westfalen fehlte es an Kriegsvolk und Geld: bei den Bauern lägen etwa drittehalb Mann und viertehalb Pferd auf der Streu und es wäre wol auch ein halber Hut Geldes vorhanden." Auf diese böse Zeitung begann der Verrath offener auszubrechen: am 22. Januar 1584 wurde ein Söldner von Karl Truchseß Leibcompagnie, welcher zur Ausdauer und Treue ermahnte, mit dem Schwerte aus dem Ringe seiner auf die Wacht ziehenden Kameraden getrieben und andern Tages die Meuterei in größerer Zahl auf dem Markte fortgesetzt. Karl Truchseß wagte sich in ihre Mitte, hielt eine bewegliche Rede voll der Hoffnung des nahen Entsatzes, der wegen der geschwollenen Flüsse und winterlichen Wege noch zögere, bat, noch vierzehn Tage auszuharren, da sie noch keinen Mangel an Lebensmitteln und gutem Quartier hätten; warnte sie vor dem Undank und dem Wortbruche der Feinde, und beschwor sie bei der Ehre des deutschen Namens, nicht durch Untreue eine so hochwichtige Unternehmung scheitern zu lassen, da das ganze Werk von der Behauptung Bonns abhinge. Allein solchen Vorstellungen war die verführte, gereizte und für ihr Leben bange Menge nicht mehr zu-

gänglich; tumultuarisch verlangte sie die Vorlesung des kaiserlichen Abmahnungsschreibens, sowie ihrer Bestallung, welches erstere Karl Truchseß vergeblich dadurch zu entkräften suchte, daß es vom Kaiser allein und nicht vom ganzen Reiche erlassen sei; jene beklagten sich, daß man die Punkte der Bestallung nicht erfüllt habe, tobten, daß man sie in einem unredlichen Kampfe der Gefahr preisgäbe, als Hochverräther vom Feinde, wie die Gefangenen auf Godesberg, erwürgt zu werden und vergaßen allen Gehorsam soweit, daß sie den Obersten und seine Hauptleute mit den Schwertern in ihr Quartier trieben, ihre verhafteten Mitgesellen befreiten, einen Anführer aus ihrer Mitte erwählten, den Fähndrichen die Fahnen abnahmen und endlich unter Bewahrung der Thorschlüssel den Karl Truchseß nebst den andern Hauptleuten scharf auf dem Rathhause bewachten.

Als so die schreckenerfüllte Stadt der Gewalt einer erhitzten Soldateska anheimgefallen, trat die Besatzung in Unterhandlung mit dem Kurfürsten. Ernst um einen Stillstand, wechselte Geißeln und erklärte sich zur Uebergabe Bonns bereit, wenn man beweisen würde, daß auch der gemeine Knecht vom Kaiser bei Strafe der Acht abgemahnt und der neue Kurfürst der rechtmäßige Herr sei. Am 26. Januar stellte sich Herzog Ferdinand von Baiern, der Graf von Aremberg, Don Juan Manrico nebst andern Obersten vor dem Stadtthore zur Unterredung mit dem Ausschusse der Besatzung ein, zeigten die fraglichen Originaldocumente und übergaben Abschriften davon. Nach eintägiger Berathung brachte der Ausschuß zwar die Vollmacht der ganzen Besatzung, allein man glaubte bairischer Seits den Eingeschlossenen noch nicht recht trauen zu dürfen, foderte die Gesammtheit auf, auf der Stadtmauer

am Stockarthore versammelt, unter freiem Himmel zu schwören, daß sie die Handlung des Ausschusses als rechtskräftig und bündig anerkennen wollten, und begehrte endlich noch vor Abschließung des Vergleichs die Auslieferung des Karl Truchseß und der andern vom Kaiser geächteten Offiziere. Nach diesen umständlichen Vorgängen kam denn die in deutschen Kriegshändeln unerhörte Capitulation am 28. Januar zu Stande: die Besatzung versprach, die Stadt Bonn ihrem rechtmäßigen, unzweifelhaften Kurfürsten zu überliefern, erhielt die Zusicherung von 4000 Kronenthalern als Entschädigung des rückständigen Soldes, gelobte, den Karl Truchseß nebst zwei Hauptleuten folgenden Tages durch Bewaffnete abholen zu lassen. Zu ihrer Sicherheit wurden ihnen vier Geißeln für die Bezahlung der 4000 Kronen gestellt; allen gemeinen Soldaten freier Abzug mit Ober- und Untergewehr, mit Weib und Kind, mit aller ihnen unbestritten zugehörigen Habe verbürgt; ein Gleiches sollte den niedern Offizieren, jedoch mit Abreißung der Fahnen, gestattet sein und alle, welche dem neuen Kurfürsten nicht dienen wollten, mit einem unter Kurfürst Ernsts Hand und Siegel ausgestellten Freipasse versehen werden.

Nach der eidlichen Bestärkung dieses Vertrages nahm ein Commando den unglücklichen Karl Truchseß mit den Hauptleuten Christoph Bruin und Kaspar Kocher in Verwahrsam und führte sie, den erstern nach Poppelsdorf in Arrest, die andern nach Bruel; eingedenk seiner Reichsfreiherrnwürde hatte der Truchseß sich geweigert, auf Befehl des Spaniers Manrico sein Schwert von den Händen eines gemeinen Trabanten abgürten zu lassen, und es nur einem deutschen Edelmanne überliefert. Am 31. Januar

wurde das Geld vertheilt und einem jeden, welcher abziehen wollte, der Paß eingehändigt; Tags darauf marschirte die Besatzung, 700 Mann stark, nachdem sie auf dem Markte ihre Fahnen von den Stangen gerissen, mit klingendem Spiele bis an das Thor, übergab die Schlüssel und räumte, vorsichtig in wechselnden Zügen, die verödete Stadt. Aber ungeachtet aller ängstlichen Verklausulirungen wurde der Accord bairischer Seits nicht durchaus gehalten: man hielt beim Auszuge verschiedene Offiziere und gemeine Soldaten, auch Personen aus dem Dienstgefolge des Truchseß an und war fanatisch und unredlich genug, zwei evangelische Prediger zu greifen und sie, an Händen und Füßen gebunden, in den Rhein zu werfen, von denen jedoch der eine, Johann Northus, sein Leben auf eine wunderbare Art rettete. Zwanzig verschiedene Männer, theils Soldaten, theils aus der Dienerschaft Gebhards und zwei Bürgermeister von Bonn wurden obenein als Ruhestörer und Hochverräther auf dem Markte schimpflich aufgeknüpft. Nach so zweideutigem Siege und so unritterlichen Thaten zog Kurfürst Ernst am 2. Februar mit seinem Bruder Ferdinand und den Obersten triumphirend in Bonn ein und dankte in der Münsterkirche, wo der katholische Gottesdienst wiederum eingeführt war, für den Beistand des Himmels. Des geängstigten Freiherrn Karl wartete auf dem Schlosse Huy bei Lüttich ein ungewisses Geschick, bis ihn, den zärtlichsten Bruder, späte Großmuth des Siegers mit dem gefallenen Haupte seines Geschlechts vereinigte. —

Eine so unglückliche Wendung der Dinge am Rhein, die keineswegs ehrenvoll für den neuen Erzbischof ausschlug, raubte dem entsetzten noch nicht alle Hoffnung;

wiewol die westfälischen Stände auf dem Landtage zu Ruden ihre Lauheit hinlänglich zu erkennen gaben und der Gegner, der Kurlande mächtig, nachdem er Stadt und Schloß Bedburg der hartnäckigsten Vertheidigung abgewonnen, den Spanier Don Juan Manrico bereits gegen die Grafschaft Recklingshausen schickte, zog sich der kleine Krieg noch durch den Märzmonat 1584 hin, bis Herzog Ferdinand von Baiern mit dem ganzen Heere vor Dorsten erschien. Zu schwach, um solchem Gegner die Spitze zu bieten, zog Gebhard, dem seine Agnes mehr auf der Flucht als mit dem Hoflager folgte, gegen Wesel im Herzogthume Kleve, wo die Grafen von Nuenar und Hohenlohe ihm riethen, dem Feinde zu weichen, bis sie ihm einige Tausend Mann aus Holland zugeführt hätten. Jetzt nun schon weit über sein Gebiet hinaus, in die Grafschaft Zütphen, gedrängt, sah der Rathlose auch hierher vom Baiernherzoge sich verfolgt und beim Flecken Burg an der Yssel am 31. März unvermuthet eingeholt. Ein Heer, so bunt aus Spaniern, Wallonen, Burgundern, Franzosen, Italienern und Deutschen zusammengesetzt, wie nur irgend unter Tilly im 30jährigen Kriege, unter einem Nicolaus Basta, Arcanazzo, Don Manrico de Lara, Torayse, war freudig, dem armen, gehetzten deutschen Erzbischof das Garaus zu machen, welchen seine Landsleute, verblendet, uneinig, berückt, unklug und untreu, so ganz im Stiche gelassen hatten. Auch Verdugo entsetzlichen Namens, der „Henker" der Rebellen Spaniens, rüstete sich, zum Mordfest herbeizueilen. Noch hatte der Bastard von Braunschweig den Muth, mit 600 Reitern und 200 Schützen sich entgegenzustellen, und schlug dreimal die Baiern in die Flucht: aber als immer neue Scharen auf die Ermüdeten andrangen, trennte sich das

Häuflein und ward größtentheils erschlagen oder in die Yssel geworfen. Junker Eitel Heinrich, wie er seinen Fähndrich, einen Baron aus Meißen, im Gedränge der Verfolger sah, eilte ihm zu Hülfe, ward aber mit drei Wunden zu Boden gestreckt und gefangen zum Baiernfürsten geführt. Dem unbekannten blutbedeckten Manne ließ jener einen Trunk Weins reichen und schickte ihn unter den Händen der Wundärzte nach Kaiserswerth. Zwar Gebhard, dem es besonders galt, war schon entronnen mit seinem Gefolge; aber das Hauptlager mit mancher schönen Beute, mit den Wagen, Gezelten, goldenen Ketten und zierlich vergoldeten und versilberten Waffen fiel in die Hände des Siegers. Als Anzeichen der völligen Niederlage des Truchseß gewann der Baier auch die Hauptfahne, aus Damast mit dem schwarzen Kreuz in weißem Felde, dem Wappen des Erzbischofs, im Kreuze das Wappen des Truchseß, über dem Rande der rothe Kurfürstenhut. Zu spät kam Verdugo mit seinen Reitern herbei: bereits hatte der Truchseß mit dem Grafen Nuenar mit etwa noch 1000 Reitern über die Yssel und den Rhein sich gerettet und zwischen dem Leck und der Waal sich verschanzt. Die Ausgetriebenen dort ihrem Geschicke für jetzt überlassend, wandte Herzog Ferdinand sich nach Westfalen zurück (16. April), brachte ohne Mühe die Grafschaft Arensberg unter den Gehorsam des Bruders, bestürmte Recklingshausen, dessen Besatzung nach mannhafter Gegenwehr sich am 4. Mai auf Gnade und Ungnade ergab. Als auch das Schloß Westerholt gefallen war, ganz Westfalen zu Dorsten und Werl dem Kurfürsten Ernst gehuldigt und den Krieg mit 33,000 Thalern büßte, stellte der Baier die kirchliche Neuerung überall wieder ab, legte in Lüttich den erzbischöflichen

Eid in die Hände des Kurfürsten von Trier nieder (27. August), und bald darauf in das Kurfürstencollegium aufgenommen, galt er als unbestrittener Herr der Kurlande und als katholisches Oberhaupt des ganz katholischen Erzbisthums. Die protestantischen Fürsten und Stände hatten unterdessen, daß ihnen die Gelegenheit entfloh, in einer Zeit, in welcher Gewalt den Ausschlag gab, ihre Lehre am Niederrhein und in Westfalen zu befestigen, den ihnen glimpflich angetragenen verbesserten Kalender als einen päpstlichen glücklich abgewehrt.

Sechstes Capitel.

Gebhard in Delft bei Wilhelm von Oranien, sucht Hülfe in England. Beschämender Brief von Elisabeth. Schimpfliche Abweisung der Agnes aus London 1584. Gebhard behauptet standhaft seine Würde. Neue Hoffnung. Hermann Friedrich Kloot und Martin Schenk. Neuß für Gebhard erobert (Mai 1585). Neuer Krieg um Köln. Gebhard unter der Fahne Leicesters. Herzog von Parma eilt dem Kurfürsten Ernst zu Hülfe (Juli 1585).

So war der Hauptact der kölnischen Reformation beendet bis auf ein noch zu erzählendes blutiges Nachspiel: Graf Nuenar, seiner Besitzungen beraubt, trat in die Dienste der Holländer; auch Gebhard, für jetzt seinem Geschicke weichend, überließ den Rest seines Heeres den Generalstaaten und begab sich zu Wilhelm von Oranien nach Delft (26. April), der ihn mit seiner Agnes zwar sehr freundlich empfing, ihm einen anständigen Aufenthalt im Haag gewährte, aber keineswegs Willens war, seine Stellung durch Unterstützung des Fremden noch mehr zu gefährden. Bald darauf, am 10. Julius 1584, erlag der heldenmüthige Vertheidiger der bürgerlichen und kirchlichen Freiheit dem Anfalle des Meuchelmörders Balthasar Ger-

hard und der Exkurfürst hatte die traurige Ehre, bei der glänzenden Bestattung den zweiten Sohn und den Erben des väterlichen Ruhmes, den Grafen Moritz von Oranien, hinter dem Sarge zu geleiten. Mehr häusliche Sorge als die Möglichkeit, durch auswärtigen Beistand das Verlorene wiederzügewinnen, trieb den armen Verwaisten, aus dem Haag um Hülfe an die Königin von England, auf welche die bedrängte protestantische Kirche immer als Retterin geblickt hatte, einen flehenden Brief zu schreiben. Zwar erhielt er vom englischen Gesandten 2000 Thaler ausgezahlt, ward dagegen brieflich von der jungfräulichen Königin wegen der unedeln Motive seines Reformationsversuches derb abgekanzelt. In seinem Bittschreiben hatte der Truchseß betheuert: „Um sein Gewissen und das seines Volkes zu retten, habe er den römischen Götzendienst verlassen, und daß es ihm gewiß mit dem letztern gelungen wäre, wenn man ihm nicht überall Hülfe versagt.“ Dagegen empfing er nun folgende empfindliche Antwort: „Herr Gebhard Truchseß, mein Vetter! Mit großem Wohlgefallen habe ich Euren Entschluß und Eure gute Absicht vernommen, die Religion in Eurem Kurfürstenthume zu verbessern, aber um so mehr hat mich die Kunde von Eurer Heirath betrübt, indem Ihr deutlich zu erkennen gabt, daß Ihr nicht sowol durch den Geist des Glaubens getrieben wurdet, als durch den fleischlichen Stachel weltlicher Lust. Euer Misgeschick ist von allen Verständigen vorausgesehen worden, weil das Fundament, welches im Fleische und nicht im Geiste gelegt ist, nicht anders als ohne Bestand sein kann. Klaget nicht, daß Ihr von den Andern verlassen seid, sondern vielmehr, daß Ihr durch Eure ungeregelte Aufführung sie genöthigt habt, Euch zu

verlassen. Ich bedaure Euer Unglück um so mehr, weil ich nicht ein Mittel, Euch zu trösten, sehe. In Eurem Misgeschick könnt Ihr Trost nur von Euch selbst empfangen, indem Ihr Euch mit noch einmal so viel Geduld waffnet, als Ihr anfänglich Klugheit in Euren Händeln nöthig gehabt hättet. In Betreff Eures Verlangens, nach London zu kommen, um hier zu verweilen, habe ich jetzt einige Gründe, welche mir nicht erlauben, ihm zu genügen, worüber schon mein Gesandter mit Euch gesprochen haben wird. Inzwischen bitte ich Gott den Herrn, daß er Euch, mein Vetter, in seine heilige Obhut nehme."

Nach dem Empfange dieses beschämenden Briefes und dem britischen Almosen wagte der unglückliche Mann dennoch einen Schritt, welcher noch schimpflichere Folgen nach sich zog. Die schöne und anmuthige Agnes faßte, ohne Kenntniß des weiblichen Herzens, den Entschluß, in Person nach England zu gehen, in der Hoffnung, durch die Thräne der Unglücklichen das schwesterliche Herz zum Beistande zu bewegen. Wol hätten die nassen Augen eines schönen Weibes einen Stuart leicht für sich gewonnen; aber konnte man erwarten, daß die prüde Keuschheitswächterin auf dem Throne, die schon um jene Zeit das Trauerloos einer beklagenswerthen, schönen Sünderin, der Maria, vorbereitete, mitleidig auf die schmeichelnde skandalöse Verführerin eines Mannes blicken würde? Die Absicht der Dame war aber nicht, die Königin um bewaffneten Beistand der Sache ihres Gemahls anzuflehen, sondern ihm nur großmüthige Aufnahme in ihr Reich zu gestatten. Mit diesem Entschlusse schiffte sie sich in Holland ein und kam zum bösen Vorzeichen nach einem heftigen Sturme in London an. Höchst unbedacht, aber doch nach kleiner weiblicher Klug-

heit, wandte sich Agnes sogleich an den mächtigen Günstling Elisabeths, den Grafen von Essex, um durch ihn den Schutz seiner Freundin und Gebieterin zu erlangen; und der galante Herr, sei es aus wahrem Beileid für das Geschick der unglücklichen Dame, oder daß er sich als Ritter verpflichtet glaubte, einer fremden Frau alle Höflichkeit zu erweisen, oder endlich, daß er andern Gedanken Raum gab, nahm die schöne Gräfin in sein Haus auf, räumte ihr ein Gemach ein und bot der weltberühmten Schönheit alle Bequemlichkeit, um sich von der anstrengenden Seereise zu erholen. So weilte Agnes zwei ganzer Tage in Essex's Wohnung, ohne an den Hof der Elisabeth zu gehen, welche sich gerade in Hamptoncourt befand. Die jungfräuliche Königin, welche nicht die tugendhaftesten Grundsätze bei der deutschen Dame voraussetzte, ward unmittelbar von den dauernden nächtlichen Conferenzen ihres Günstlings mit der fahrenden Frau unterrichtet; bei aller ihrer Sittenstrenge von Unruhe und Eifersucht angewandelt, schickte sie den Master Smith an den Grafen mit dem Befehle, die Deutsche sogleich aus seinem Hause zu schaffen, und ließ derselben durch den gedachten Boten ihre Befremdung melden: „daß die Gräfin sich habe beikommen lassen, ohne ihre Bewilligung ihre Staaten zu betreten, zumal sie, die Königin, dem Herrn Gebhard ihre Willensmeinung bereits ausgesprochen. In Rücksicht auf den Bann des Kaisers erinnere sie sie, so schnell als möglich ihr Reich zu verlassen." Mochte der harte Befehl wol aus mehren Gründen hervorgehen, aus sittlichem Aergerniß über eine Heirath, wegen welcher der eine Theil sein Erzbisthum, der andere das Kloster verließ; aus Geiz, um ihren Hof nicht mit einem Paare zu beladen, das ihr

manche Kosten veranlassen mußte: so war doch wol Eifersucht die Haupttriebfeder, weil sie des Grafen übereilte Höflichkeit nicht anders deuten konnte, als daß er durch die wunderbar verschriene Schönheit der Agnes besiegt sei. Elisabeth, die Sache tief zu Herzen nehmend, wollte den Grafen nicht eher sehen, als bis die Dame abgereist sei; der mit Ungnade bedrohte Günstling mußte seine anmuthige Clientin aufgeben, die, nachdem sie von London weiter nichts als das Haus des Grafen gesehen hatte, ohne Verzug durch Smith, jedoch kostenfrei, bis an den Hafen geführt wurde und zur Linderung des Schimpfes und des Schmerzes vor der Einschiffung ein Geschenk von 1000 Thalern erhielt.

Ob der so bitter Getäuschte das nächste Jahr der Trübsale und Armuth mit Geduld und heroischem Muthe ertrug, können wir aus Mangel an Nachrichten nicht angeben, zweifeln aber daran nach unserer Kenntniß seines Charakters; unser Lob dagegen verdient es, daß er von seiner Gemahlin sich nicht trennte. Ungeachtet er keinen Fußbreit Landes mehr besaß, hatte er die Hoffnung auf den Wiedergewinn noch nicht aufgegeben, nannte sich noch immer den rechtmäßigen Kurfürsten und erregte durch seine Protestation dem bairischen Prinzen nicht wenig Unruhe. So als im Jahre 1585 die gewöhnliche Visitation des Reichskammergerichts durch Kurköln vorgenommen werden sollte, protestirte er feierlich zu Utrecht am 25. April gegen die Berufung des Erzbischofs Ernst, und wagte es sogar, einen Grafen von Solms und seinen Schwager von Mannsfeld als seine Abgeordnete nach Speier zu schicken, welche den Visitationsproceß ohne Zuziehung ihres Herrn für nichtig erklärten, wiewol sich der Visitationsrath an

ihre Einwendungen nicht kehrte und beide Bevollmächtigte mit Zurücklassung ihrer Protestation wieder abreisen mußten. Der heftiger entbrannte Krieg zwischen Spanien und den Generalstaaten, zwischen der katholischen Ligue in Frankreich und dem Könige Heinrich von Navarra erfüllte den unruhigen Mann um diese Zeit mit neuen Hoffnungen und verschaffte ihm auch einigen kriegerischen Vortheil, indem entschlossene Abenteurer dem Abgesetzten ihr Schwert widmeten. Unter diesen haben durch die Keckheit ihrer Anschläge, durch das Glück ihrer Unternehmungen und den raschen Wechsel ihres Geschicks sich einen berufenen Namen erworben zwei Niederdeutsche, Martin Schenk und Hermann Friedrich Kloot, beide aus der ernsten Kriegsschule des Jahrhunderts, aus der Schule des Herzogs von Parma. Ehe noch Antwerpen nach der weltberühmten Belagerung fiel und Königin Elisabeth den Grafen Robert von Leicester nach den Niederlanden schickte, hatte Martin Schenk von Niedeck im Lande Jülich, erzogen von dem hochbewährten Herrn Christoph von Isselstein, die spanische Partei verlassen, der er mehre Jahre mit großer Auszeichnung gedient, ohne darum zu vornehmern Würden befördert worden zu sein. Martin galt als einer der frischesten, hurtigsten Kriegsleute, unübertrefflich in schnellen Listen, schweigsam, witzig, unüberboten kühn; wenn er einen Anschlag vorhatte, pflegte er, während andere Offiziere tranken oder spielten, nachsinnend im Gemache auf- und abzugehen, bis er, wenn er den Rath bei sich gefunden, ein Schnippchen mit dem Finger schlagend, die Worte rief: Die Glocke ist gegossen, Trompeter, blast zu Pferde, und dann unverweilt aufsaß. „Wenn seine Feinde meinten, er schliefe oder sei voll Weins, stand er auf ihrer Mauer

oder an ihren Pforten." Als Martin sich neuerdings wieder von Parma übergangen sah, nachdem man ihn spanischer Seits schon zweimal ohne Loskaufung der Gefangenschaft überlassen, begab er sich im Mai 1585 zum Grafen Adolf von Nuenar und Gubernator von Geldern, der nicht ruhte, seine Grafschaft Mörs und seines Freundes, des Truchseß, Kurfürstenthum wiederzugewinnen, in dessen Diensten auch Hermann Friedrich Kloot bereits stand. Alle Drei vereinigten ihren Muth und Scharfsinn, ihre Kenntniß von der Beschaffenheit der feindlichen Vesten, wo sie überall heimliche Kundschafter hatten. Dem Martin Schenk glückte es noch im Mai mit mehren Schlössern; das Größere gelang dem Hauptmann Friedrich Kloot, nämlich dem Truchseß einen festen Fuß in den Kurlanden selbst zu verschaffen. Die Mauer von Neuß, berühmt, daß es der Macht des Herzogs Karl von Burgund mit Erfolg getrotzt, ward in der Nacht vom 10. Mai durch eilig aufgebrachte Mannschaft unter Führung des Grafen von Nuenar und Kloots erstiegen, das Thor mit den Hämmern einer nahen Eisenschmiede erbrochen, die Bürgerschaft übermannt und die stattlichste Beute gewonnen, welche in unruhiger Kriegszeit die Nachbarschaft dorthin geflüchtet hatte. Harte Mishandlungen erfuhren zumal die geistlichen Personen, und Friedrich Kloot, zum Befehlshaber des Orts ernannt, verkündete durch schonungslose Plünderung der Umgegend, daß der Stern des Kurfürsten Gebhard wiederaufgegangen sei. Zwar wurde am 25. Juni der Graf und Martin Schenk durch das Kriegsvolk des Spaniers Verdugo mit Verlust überfallen; aber da es dem Letztern bald darauf gelang, Ruhrorts sich geschwind zu bemächtigen, faßte Gebhard neuen Feldherrnmuth und sein

Panier wehte am Anfange des Jahres 1586 im Heere des Grafen Leicester, welchen die Staaten zum Oberstatthalter erwählt hatten. Mit ihm hoffte auch Glückswechsel durch britische Waffen Don Antonio von Crato, der vermeintliche eheliche Sohn des Prinzen Ludwig von Beja, der durch König Philipp II aus seinem Anrechte auf die Krone Portugals verdrängt war. — Des Briten Fähigkeiten reichten zwar nicht aus, die Stelle Wilhelms von Oranien zu ersetzen, dessen würdiger Sohn Moritz sich zu seiner großen Rolle vorbereitete; für den Truchseß aber war es immer Gewinn, daß seine Sache mit in den weltgeschichtlichen Kampf zwischen Katholicismus und Protestantismus aufgenommen wurde, den auf verschiedenen Bühnen, in Frankreich Heinrich von Navarra gegen die Ligue der Guisen, in den Niederlanden die Spanier gegen Elisabeth und die Generalstaaten und in Deutschland mehr die erbitterte öffentliche Meinung als die Waffen Einzelner führten. An der Westgrenze Deutschlands berührten die kolossalen Streitmächte sich am nächsten und ein hier errungener Sieg des protestantischen Europa konnte dem Truchseß seinen entrissenen Kurhut wieder aufs Haupt setzen. Gewinn für den Augenblick verschafften dem unruhigen Manne seine unverdrossenen Parteigänger: im März 1586 zogen Martin Schenk und Friedrich Kloot über den Rhein, eroberten in raschem Ueberfalle die Stadt Werl in Westfalen, trieben die aufgesessenen Edelleute mit ihren Bauern blutig in die Flucht, räumten aber, als der Herzog von Parma den schrecklichen Verdugo ausschickte, den ausgeplünderten Ort wieder und eilten zum Grafen von Leicester zurück, von welchem Martin zum Ritter geschlagen und mit vier schweren goldenen Ketten beschenkt wurde, und gleich darauf

durch Erbauung der Schenkenschanze seinem Namen über die Dauer seines kurzen Kriegslebens hinaus ein Andenken erwarb.

Unter dieser wilden Kriegführung war das Kölner Niederstift der Schauplatz der kläglichsten Greuel geworden und überall ein mittelalterlicher Zustand der Unsicherheit eingetreten. Aus ihren festen Städten und Schlössern, zumal aus Neuß und Rheinbergen, fielen Schenk, Nuenar, Kloot weit und breit in die Landschaft aus und rächten an den armen Unterthanen die katholische Hartnäckigkeit des Domcapitels, welches den beweibten Bischof verworfen hatte. Nur in bewaffnetem Geleite durften Bauern und Bürger die Nachbarstadt besuchen und auch bei dieser Vorsicht wurden am 3. Juli viele Hundert Menschen, welche aus allen Ständen und Altern sich zusammengethan, um von Berokhem aus auf den Markt nach Köln zu reisen, bei Junkersdorf, eine halbe Meile von Köln, durch räuberische Scharen plötzlich überfallen, gegen dreihundert Personen, unter ihnen schwangere Weiber und säugende Kinder, barbarisch ermordet und die nahe Hauptstadt mit Grauen und Entsetzen auch durch die Flammen brennender Dörfer an den geächteten Truchseß erinnert. In der Noth seiner Unterthanen wandte sich Kurfürst Ernst an den Herzog von Parma und foderte ihn bittend auf, den Hauptwaffenplatz der Feinde, Neuß, zu erobern, von wo aus Kloot sein heilloses Spiel trieb. Als Alexander Farnese, voll beschäftigt durch den eigenen Krieg und in Erinnerung an die Beschwerden der deutschen Fürsten über spanische Einmischung, zögerte, reiste Ernst selbst verkleidet nach Brüssel, stellte ihm seine verlassene Lage vor, da auch sein Bruder Wilhelm nicht die Kräfte seines Herzog-

Panier w[illegible] [illegible] olte, drohte,
des Grafen [illegible] Ordnung denn
hälter erwa[illegible] [illegible] n anderes Vor-
durch brin[illegible] [illegible] Anwachsen der
meintliche [illegible] Katholicismus
durch [illegible] daß die pro-
Portu[illegible] [illegible] Absicht,
ten zu [illegible] Klagen beim
ersetze[illegible] [illegible] Macht zuziehn wür-
Roll[illegible] [illegible] jener Reichs-
Ger[illegible] [illegible] zur Eile; war doch
Ka[illegible] [illegible] Angst und
ge[illegible] [illegible] den Bischof von
re[illegible] [illegible] Wie nun
i[illegible] [illegible] V mit der Gabe
([illegible] [illegible] nach Brüssel kam
[illegible] für die katho-
[illegible] Farnese, als gälte
[illegible] von 18,500
[illegible] Hauptleute
[illegible] auf den Weg und schlug
[illegible] Kloster Gna-

Siebentes Capitel.

Alexander von Parma belagert Neuß; gewinnt es mit Sturm. Unwürdiges Ende Kloots. Convent der protestantischen Fürsten zu Lüneburg, Juli 1586. Leicesters Abzug. Martin Schenk, Feldmarschall Gebhards, gewinnt Bonn, 23. December 1587. Bonn belagert durch die Spanier. Schenks Eifer und deutsch-protestantische Klugheit. Fall Bonns. Rheinbergen bedroht. Schenks und Nuenars Untergang im J. 1585.

Neuß, jetzt eine mittelmäßige Fabrikstadt, damals ein angesehener, seit dem burgundischen Einfalle geschichtlich berühmter Ort, und durch den kriegerischen Scharfblick seines Befehlshabers Kloot in der Eile noch mehr befestigt, wurde durch etwa 1000 alte gediente Soldaten, unter denen sich auch Engländer befanden, sowie durch eine muthige protestantisch gesinnte Bürgerschaft vertheidigt. Alexander umstellte das weite Gebiet, verbunden durch die Flüsse Rhein, Erft und durch Kanäle, die verschiedenen Nationen besonders abtheilend; zunächst begann ein blutiger Kampf um die verschanzte Insel zwischen Stadt und Rhein, welche endlich durch die Spanier und Italiener behauptet ward, ungeachtet die Besatzung, durch den Commandanten

thums auf das rheinische Stift verwenden wollte, drohte, seine Würde niederzulegen, welche letztere Drohung denn den spanischen Statthalter vermochte, sein näheres Vorhaben einstweilen hintenanzusetzen, da das Anwachsen der Ketzerei am Niederrheine Spaniens und des Katholicismus Herrschaft vollends gefährdete. Die Sorge, daß die protestantischen Stände, unterrichtet von des Herzogs Absicht, den Reichsboden zu betreten, nach erneuerten Klagen beim Kaiser, der Veste Neuß mit vereinter Macht zuziehn würden — eine Sorge, welche die Unentschlossenheit jener Reichsglieder keineswegs rechtfertigte — nöthigte zur Eile; war doch Erzbischof Ernst im festen Bonn in beständiger Angst und wurde nur durch den päpstlichen Nuntius, den Bischof von Vercelli, von der Flucht nach Baiern abgehalten. Wie nun auch ein römischer Abt im Namen Sixtus V mit der Gabe des geweihten Hutes und Schwertes nach Brüssel kam und den Herzog von Parma zum Streite für die katholische Kirche aufrief, machte der berühmte Farnese, als gälte es einem zweiten Antwerpen, mit einem Heere von 18,500 Mann, befehligt von einer Schar bewährter Hauptleute aus allen Nationen Europas, sich auf den Weg und schlug am 10. Juli sein Hauptquartier beim festen Kloster Gnadenthal auf.

Siebentes Capitel.

Alexander von Parma belagert Neuß; gewinnt es mit Sturm. Unwürdiges Ende Kloots. Convent der protestantischen Fürsten zu Lüneburg, Juli 1586. Leicesters Abzug. Martin Schenk, Feldmarschall Gebhards, gewinnt Bonn, 23. December 1587. Bonn belagert durch die Spanier. Schenks Eifer und deutsch-protestantische Klugheit. Fall Bonns. Rheinbergen bedroht. Schenks und Nuenars Untergang im J. 1585.

Neuß, jetzt eine mittelmäßige Fabrikstadt, damals ein angesehener, seit dem burgundischen Einfalle geschichtlich berühmter Ort, und durch den kriegerischen Scharfblick seines Befehlshabers Kloot in der Eile noch mehr befestigt, wurde durch etwa 1000 alte gediente Soldaten, unter denen sich auch Engländer befanden, sowie durch eine muthige protestantisch gesinnte Bürgerschaft vertheidigt. Alexander umstellte das weite Gebiet, verbunden durch die Flüsse Rhein, Erft und durch Kanäle, die verschiedenen Nationen besonders abtheilend; zunächst begann ein blutiger Kampf um die verschanzte Insel zwischen Stadt und Rhein, welche endlich durch die Spanier und Italiener behauptet ward, ungeachtet die Besatzung, durch den Commandanten

selbst geführt, wüthende Ausfälle wagte. Als bereits die Stückschüsse, von kundigen Italienern gerichtet, die Mauern zum Theil niedergelegt hatten, erbot Alexander und der Kurfürst Ernst, welcher in Person herbeigekommen, sich zu günstigen Bedingungen; aber mitten unter den deshalb angeknüpften Unterhandlungen ward, unentschieden bleibt, wer anfing, das Schießen erneuert und von Seiten der Belagerten naiv damit entschuldigt: „Der Commandant hätte von diesem Bruche nichts gewußt, da er schliefe." Zwar nahm man den Versuch wieder auf; aber Kloot schöpfte aus der Nachsicht Parmas, der selbst nur durch ein Wunder bei jenen unterbrochenen Unterhandlungen dem Tode entgangen war, frischen Muth und erwiderte am 24. Juli nach einer Berathung mit den Bürgern und deren heldenmüthiger Erbietung, auf die angetragenen Bedingungen: „Neuß sei eine freie deutsche Reichsstadt, die den König von Spanien nicht beleidigt hätte; mithin habe weder die Krone Spanien noch der Kurfürst von Köln an sie etwas zu suchen und sie könnte ohne Vorwissen des Kaisers zu keiner Uebergabe sich verstehen, sondern müßte die Sache erst dem Kaiser und andern Herren melden." Ergrimmt über diese unerwartete Antwort ließ am folgenden Tage, dem Feste St. Jakobs, des Patrons der Spanier, der Herzog von Parma aus 30 Stücken die Stadt heftiger beschießen und Mauern und Thürme an mehren Orten niederlegen. Als bei so drohenden Anstalten ein Theil der Besatzung den Versuch gütlicher Mittel antrug, wurden sie mit Hohn von den Spaniern abgewiesen: „Jetzt schlafe der Herzog von Parma." Zu großem Misgeschick empfing der wackere Friedrich Kloot, überall der Gefahr sich blosgebend, eine schwere Wunde in die Hüfte und

mußte sich in sein Haus tragen lassen, eben als die Spanier und Italiener sich zum entscheidenden Sturme rüsteten. Und dennoch wäre, ungeachtet Kleinmuth einen Theil der Besatzung ergriff, nach verzweiflungsvoller Abwehr der Stürmenden, die Stadt errettet worden, hätte nicht das Feuer den Pulvervorrath in einem der Thürme erfaßt und schnell die Flammen über die benachbarten leichten Häuser verbreitet (26. Juli). Während Bürger und Soldaten zur Löschung der Brunst sich zerstreuten, drang der erbitterte Feind an mehren Orten ein, mordete ohne Unterschied entsetzlich Alle, die er traf, und foderte vor Allem das Blut des geächteten Befehlshabers, welchen der Erzbischof persönlich haßte. Der unglückliche, todtwunde Mann, im Bette aufgefunden, bat vergeblich als Oberst nach Kriegsbrauch behandelt zu werden; als er, mit dem Tode bedroht, die Tröstung eines Jesuiten von sich wies und, nach Aussage der katholischen Schriftsteller, „einen großen Becher Wein in sich gestürzt," ward er mit einem Leintuche erwürgt und nebst zweien Hauptleuten und dem reformirten Prediger, Christoph Fösser aus Oppenheim, zum Fenster hinausgehängt, wo die Leichen so lange hängen blieben, bis das Feuer sie mit dem Hause verzehrte. Edler erwies der Herzog sich gegen die schöne Gattin des Gemordeten, welche er mit ihren Schwestern ohne Gefahr nach Düsseldorf zu geleiten befahl. Als zwei Drittel der Stadt in Trümmern lagen — nach der Erzählung Famian Stradas stand wunderbar die Flamme bei einem Hause stille, wo ein katholischer Bürger eine von den Ketzern verspottete Reliquie geborgen hatte; — und die Wuth der Stürmenden, außer der Besatzung, 2000 Personen niedergemacht, übergab der Farnese den ausgeplünderten Rest dem Kurfürsten von

Köln, ließ sich unter kirchlichem Pompe die geweihten Geschenke des Papstes anlegen und zog, im Bewußtsein, Karl den Kühnen an Waffenthaten übertroffen zu haben, des Grafen von Nuenar Schlösser im Lande Mörs bezwingend, gegen Rheinberg, 13. August, wohin nach dem Untergange von Neuß Martin Schenk und der englische Oberst Morgan sich geworfen. Als er hier jedoch die Kunde von den Fortschritten des Grafen Moritz auf der flämischen Seite und vom Anzuge Leicesters auf Zütphen erhielt, übergab er die Bezwingung Rheinbergs dem oft genannten Chorbischof Friedrich von Sachsen-Lauenburg und wandte sich triumphirend auf das niederländische Gebiet zurück. —

Unterdeß, der eine tüchtige Paladin des vertriebenen Erzbischofs einem so unwürdigen Geschicke unterlag, hatte der Truchseß weiter nichts gethan, als daß er das vornehme fürstliche Gefolge des Statthalters Elisabeths mit seiner Person vermehrte und nach dem Falle von Neuß Zeuge der unerheblichen Kriegsthaten des Engländers im Lande Zütphen blieb. Ebenso thatenlos nahmen die protestantischen Stände einer Sache sich an, die sich als die allgemeine doch auch dem Blindesten aufdrängen mußte; auf die Klage der Kurfürsten, daß wiederum der Reichsboden von den spanischen Verwüstern betreten sei, ließen sie sich durch leere Verheißungen vom Kaiser abspeisen und sahen ruhig zu, daß Neuß von Parma erobert und in den Grund verderbt wurde. Die Ereignisse des nächsten Jahres, im Sommer 1586 eingeleitet, gaben zu erkennen, daß widerspruchsvoll genug entweder die öffentliche Meinung der Niederdeutschen sich mehr zu Gunsten der französischen Hugenotten als der eigenen bedrängten Landsleute an-

Niederrhein aussprach, oder daß Eigennutz und Abenteuerlust mehr Befriedigung in Frankreich als in den Niederlanden verhieß. Auf dem Convente, welchen König Friedrich II von Dänemark mit den Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und andern evangelischen Ständen im Juli 1586 in Lüneburg anberaumte, um dem fast überwältigten Könige von Navarra mit einem Heere zu helfen, war zwar nach der lächerlichsten zwecklosen Umständlichkeit erst eine „abmahnende Gesandtschaft" an König Heinrich III beliebt worden, erlaubten dann erst die Fürsten Werbungen und Auszug aus ihrem Lande, als der Valois den Gewaltboten der angesehensten deutschen Fürsten eine empfindlich grobe Antwort ertheilt, und geschah darauf im Herbste 1587 jener geräuschvolle, zahlreiche Reiterzug unter dem Burggrafen Fabian von Dohna und dem brandenburgischen Edelmanne Johann von Buch, welcher so kläglich am Martinstage um Auneau in der Beauce endete; für die Sache der eignen, durch die spanischen Würger so gepeinigten Glaubensbrüder am Niederrhein, für die Aufhelfung einer Partei, die dem protestantischen Bunde gerade in jenem Winkel des Vaterlandes unübersehlichen Vortheil erwirken konnte, geschah dagegen nichts, als daß man dem Grafen Adolf von Nuenar, dem Kriegsobersten des englischen Statthalters Leicester, auf dem Convent zu Lüneburg freistellte, in Niedersachsen zu werben. Wirklich ließen auch einige Tausend Mann auf dem angewiesenen Sammelplatz um das Kloster Lockum zusammen und erregten schon in der Ferne dem Eroberer von Neuß nicht geringe Sorgen; aber da es an Geld fehlte und Parma obenein in den ersten Tagen des Octobers mit Verhöhnung der Reichsgrenze bis über die Ems in die Gegend von Lingen

gerückt war, zerstreute sich die Menge und vermochte spanische List und Glattzüngigkeit, welche von Parmas Ehrerbietung gegen das Reich und von dessen Liebe für das Haus Oestreich redete, die entweder berückten oder bestochenen deutschen Obersten, behängt mit goldenen Ketten von des Farnese Hand, schimpflich nach Hause zurückzukehren. Gleich darauf wandte, gleich ruhmlos, auch Graf Leicester nach England sich zurück und Gebhards Sache war so verzweifelt wie früher, nur daß Rheinbergens Besitz, dessen Eroberung Parma aufgegeben, ihm die Möglichkeit bot, noch einmal festen Fuß in den Kurlanden zu fassen.

Nachdem der vertriebene Kurfürst wiederum ein Jahr ungeduldig auf besseres Geschick geharrt, schien es, als wenn nicht der Beistand fremder Mächte, nicht die Unterstützung der deutschen protestantischen Stände, sondern die Entschlossenheit und der Unternehmungsgeist des Martin Schenk seine Ansprüche zu verheißlichem Ende hinausführen werde. Gebhard hatte diesen unverdrossenen Kriegsmann zu seinem Feldmarschall erhoben und ihm Vollmacht gegeben, seinen Krieg zu führen. Als Parmas Aufmerksamkeit und Thatkraft auf jenen weltberühmten Angriff gegen England gerichtet waren, faßte, bekannt mit dem Zustande in Bonn, mit der Unzufriedenheit der niedergehaltenen dortigen Evangelischen, Martin Schenk den Entschluß, in rascher That sich der Residenz des Kurfürsten zu bemächtigen, die vor drei Jahren durch Verrath den Spaniern übergeben war. Mit kaum 300 Mann aus seinem festen „Malepartus," der Schenkenschanze, und aus Rheinbergen schlich der Oberst sich über die Maas und langte in der Nacht vom 22. December 1587 vor Bonn an. Eine Petarde, eine neue Erfindung des niederländisch-

spanischen Kampfes, welcher die Kriegskunst so mächtig bereicherte, ward an die Rheinpforte unweit des Zollhauses behutsam angeschraubt und die Aufmerksamkeit der Wachen von dem Geräusche abgewandt, indem listig seine Leute die Schweine in den nahegelegenen Ställen so beunruhigten, daß ihr Gegrunze die Arbeit übertönte. Um 3 Uhr Morgens sprengte die angezündete Petarde das Thor und riß ein Loch in die Mauer, worauf das kühne Häuflein eindrang, das zweite Thor erbrach und die Wachen auseinandertrieb, während die Reiter durch das geöffnete Stockarthor in die Stadt strömten, die schlaftrunkene Besatzung zum Theil erschlugen und nach vergeblicher Gegenwehr der Bürger sich bald des ganzen Orts bemeisterten. Der Commandant, ein Doctor der Rechte aus Brüssel, entwischte halb nackt und eine kurze Plünderung, nach gewissen Vorschriften nur auf wenige Stunden gestattet, belohnte die waghalsigen Genossen. In der Absicht, das Gewonnene zu behaupten, versorgte Schenk Bonn mit hinlänglichen Lebensmitteln aus der Umgegend und richtete ein festes Bollwerk auf dem rechten Rheinufer auf; allein die Hoffnung, daß Gebhards befreundete Fürsten, vor allen der Administrator der Kurpfalz, Johann Kasimir, ihn kräftig unterstützen werde, schlug fehl; denn persönlich von ihm angegangen, des ungerecht entsetzten Kurfürsten Gebhards Residenz gegen die Spanier zu vertheidigen, entzog ihm der Pfalzgraf sein Gehör, zumal eben Fabian von Dohna mit den kläglichen Resten seiner Reiter aus Frankreich heimgekehrt war. So von aller Hülfe entblößt, ließ Schenk den Muth nicht sinken; sein Name ward den Nachbarn in kurzer Zeit so furchtbar, daß selbst der Herzog von Jülich, dem geängstigten Kurfürsten Ernst, welcher so

schnell nicht Beistand von Parma herbeibeschwören konnte, wohlmeinend rieth, einen Waffenstillstand von acht Monaten einzugehen. Zwar verhinderte der stolze Feldherr, Philipp II, diesen Schritt als schimpflich für seinen König, konnte aber dem Flehenden für jetzt nur den Prinzen von Chimay, Sohn des Herzogs von Arschott, mit einer geringen Mannschaft schicken, welcher, unter ihm der später berühmte Georg Basta, im Monat März 1588 vor Bonn ankam.

Martin Schenk, nachdem er für den Augenblick die Veste gesichert und unter dem brandenburgischen Ritter Otto Hans von Putlitz 3000 auserlesene alte Soldaten hineingelegt, beurkundete seinen richtigen politischen Blick und sein patriotisches Gemüth durch ein Ausschreiben an den kurfürstlichen Collegialtag zu Speier, in welchem er die reichsconstitutionswidrige Verdrängung des Kurfürsten Gebhard durch „die spanische und andere fremde Nationen", die bei der verrätherischen Einnahme von Bonn im Jahre 1584 begangenen Schändlichkeiten, die Frevelthaten der Spanier in den von ihnen besetzten deutschen Provinzen, den Ruin von Neuß, beredtsam schilderte; die Praktiken des Bischofs von Lüttich, wie er den Kurfürst Ernst nannte, die freien Städte im Kurstift an Baiern zu bringen, aus den Briefen der Kanzlei in Bonn aufdeckte und zu erkennen gab, daß der rechtmäßige Kurfürst ihn zu seinem Feldmarschall erwählt, um sich in den Besitz des Erzstiftes zu setzen. „In diesem Amte habe er rechtschaffen gewaltet und werde das, was er von den Kurlanden überkommen, ohne Beschwerung der Nachbarn allein mit deutschen Knechten behaupten, ungeachtet der Bischof von Lüttich gegen die Reichsordnung die abscheulichen Spanier

und andere Nationen angeführt habe. Er versprach die strengste Mannszucht zu halten, keine Ungebühr mit Auflagen und Zöllen vorzunehmen, warnte die umliegenden Fürsten vor der lang practicirten Execution der heiligen Ligue, vor dem Joche der Spanier, und beschwor sie im Namen seines Herrn, denselben, gemeinschaftlich mit den kaiserlichen Commissarien, in den wiedererlangten Rechten gegen die Fremden zu schützen." Allein man blieb taub gegen diese Vorstellungen, welche den spätern Nothstand des deutschen Protestantismus weissagend verkündigten, und nichts geschah bei so offenbar gedrohter Ueberwältigung durch Spanien, während der Herzog von Parma durch Philipps Gesandten in Rom, Olivarez, eine Kriegsbeisteuer zu Gunsten des Kurfürsten Ernst erwirkte und beim kaiserlichen Hofe auf die Achtserklärung des Schenk antragen ließ, sich aber wohl hütete, durch persönliches Erscheinen neues gehässiges Geschrei gegen Spanien im Reiche zu erregen. So begann denn mit vermehrten Streitkräften im Monat April die engere Umschließung Bonns, zu welcher sich ein mächtiges, buntgemischtes Heer unter namhaften Obersten versammelt hatte. Martin Schenk, die Hauptstütze, welche Gebhard auf Erden besaß, hatte es der Sache seines Herrn für ersprießlicher erachtet, nicht selbst in der Veste zu bleiben; nichtsdestoweniger aber ward Bonn mannhaft vertheidigt durch Otto von Putlitz, Johann Baptista de Tassis, der gefürchtete königliche Befehlshaber von Friesland beim Recognosciren erschossen und den Spaniern herber Verlust durch muthige Ausfälle zugefügt. Martin Schenk, der Standhaftigkeit der Seinen sicher, eilte unterdessen mit angstvoller Betriebsamkeit durch die nahen protestantischen Länder, Hülfe beschwörend, brachte

auch noch glücklich einige Hundert Mann aus der Pfalz in die umschlossene Veste, flog nach England, um Beistand bei Elisabeth zu suchen, die sie seinem Herrn jedoch um so weniger gewähren konnte, als gerade damals die „unüberwindliche Flotte“ Albions Küste bedrohte. Die Kriegserfahrenheit Verdugo's, der mit neuer spanischer Verstärkung herbeigekommen, brachte bald darauf, als Schloß Poppelsdorf schon gefallen, die Wendung näher; auf seinen Rath griff der Prinz von Chimay die Schanzen auf dem rechten Rheinufer nachdrücklich an, eroberte die zwei kleinern, bestürmte aber die Hauptschanze vergeblich, indem die Welschen und die Deutschen, einander den Vorkampf streitig machend, sich veruneinigten. Klüglich und betrüglich von Seiten der Belagerer mit den Belagerten eingeleitete Zwiegespräche führten schneller zum Ziele als Gewalt und Kunst; am 21. August 1588 zog die Besatzung der Hauptschanze auf Kähnen nach Holland ab. Aus England zurückgekehrt ohne Hülfe, erkannte mit Verzweiflung Martin Schenk den bevorstehenden Fall Bonns, zu dessen Umschließung immer neue Scharen herbeiströmten; mit seinem Häuflein, das der Pfalzgraf Johann Kasimir ihm geboten, nach der Veste sich durchzuschlagen, schien so unmöglich, als das Verharren darin gefährlich, und ein Angriff auf Neuß hatte nicht den beabsichtigten Erfolg, den Prinzen von Chimay abzuziehen. Als sein wackerer Stellvertreter, der Freiherr von Pütlitz, nach manchem blutigen Ausfalle, die Hoffnung des Entsatzes aufgab; die Zahl seiner Streiter, sowie die Vorräthe täglich abnahmen und Martin Schenk selbst ihm andeutete, so gut wie möglich für sich zu sorgen, leitete er die Capitulation ein, die um so ehrenvoller nach sechsmonatlicher Behauptung

ausfiel, weil der junge Prinz von Chimay die Ankunft des alten berühmten Grafen Ernst Peter von Mansfeld als Nachfolgers im Oberbefehl fürchtete. Schon am 26. September 1588 kamen die Bedingungen zu Stande, welche von jenem strengen Kriegsmanne, der einige Jahre darauf im Dienste Rudolfs in Ungarn starb, so günstig nicht erwartet werden konnten; die Besatzung zog mit ihren Waffen, aber ohne fliegende Fahnen und ohne brennende Lunten, am 28. des Monats nach Rheinbergen ab, und Kurfürst Ernst nahm gleich darauf von seiner verödeten Residenz wieder Besitz.

Dem Truchseß, der aus der Ferne in banger Erwartung dem Kriege am Rhein zugeschaut, blieb nach dem Falle Wachtendonks nur noch Rheinbergen, das sich jetzt bis ins fünfte Jahr durch die Ausdauer Schenks und des Grafen von Nuenar gegen die Spanier vertheidigt hatte. Kurfürst Ernst, ungeduldig, sein Land von der doppelten Kriegsnoth zu befreien, bewirkte wiederum durch einen persönlichen Besuch in Brüssel, daß Parma im Sommer 1589 den Statthalter von Geldern mit stärkerer Macht vor Rheinbergen sich lagern hieß, welcher zunächst das Fort Blyenbeek, den Paß zwischen jener Veste und dem Waffenplatze Schenks, die Schenkenschanze, eroberte. Martin bot den ganzen Reichthum seiner Anschläge auf, um die letzte Stadt, wo seines unglücklichen Fürsten Fahne wehte, zu retten; zwar gelang es ihm, auf der Lipperhaide einen ansehnlichen Zuzug der Spanier, welcher für Gröningen bestimmt war, in seine Gewalt zu bringen; aber in Nimwegen war dem Rastlosen das Ziel seiner Tage gesteckt. Im Einverständnisse mit einigen Bürgern jener Stadt kam er aus der Schenkenschanze mit 25 Fahr-

zeugen auf der Waal (10. August 1589), aber leider erst gegen Tagesanbruch, weil Windstille und hohes Wasser die Fahrt aufhielten, vor Nimwegen an. Ungeduldig, sein übriges Kriegsvolk zu erwarten, da bereits Besatzung und Bürger den Anschlag merkten, landete er am Antoniithore, erbrach es, bemächtigte sich eines nahen Hauses und gedachte in diesem Haltpunkte bis auf die Ankunft seiner übrigen Schiffe sich zu behaupten, von denen einige die Stadt schon beschossen. Aber Bürger und Soldaten, unterdessen ermuntert, drangen in starken Haufen gegen jenes Haus und trieben die Fliehenden auf ihre Schiffe unter großem Verluste. Martin selbst, vergeblich versuchend, Widerstand und Ordnung unter den Seinen herzustellen, die sich in die umschlagenden Schiffe drängten, sprang zuletzt in ein kleines Fahrzeug, welches überladen zu Grunde ging und den Mann mit seiner schweren Rüstung mit sich in die Tiefe zog. Viele von seinen Genossen fanden ihren Tod in den Fluten der Waal, oder wurden auf der Rückfahrt von den Verfolgenden erlegt, welche im Triumph die Leichname auffischten und den Körper des gefürchteten Mannes an seinem kostbaren Harnische und an seinen Wundmalen erkannten. In unedler Siegesfreude schlugen sie ihm den Kopf ab, viertheilten ihn und steckten die Stücke auf Pfähle an der Antonspforte. Ungehalten über so ungeziemende Rache, befahl der Marquis von Varrabon, der spanische Statthalter, die grausen Trophäen abzunehmen, sie in einer Kiste in einem Hause zu bewahren, wo sie blieben, bis Graf Moritz zwei Jahre darauf die Stadt eroberte und die Gebeine des Kriegsmannes mit militärischem Prunke in der großen Kirche, vor dem Altare, in der Gruft der Herzöge von Geldern beisetzen ließ.

So endete, als Streiter des von aller Welt verlassenen Truchseß, in jungen Jahren Martin Schenk von Niedeck, einer der berühmtesten Helden des niederländischen Krieges; hochstrebend, stolz, eigensinnig, hart und rauh gegen seine Untergebenen, aber bewundert wegen der Kühnheit seiner Pläne, der unerschöpflichen Fülle seiner Listen und Anschläge, seiner rastlosen Thätigkeit, mit welcher er, nicht gelockt durch Gelage und Feste, nicht überwältigt durch den Genuß des Weins, Tag und Nacht auf seinem Pferde sitzend, von Gefahr zu Gefahr flog; geliebt von seinen Soldaten als freigebiger Spender von Lohn und Beute, obgleich man ihn nie lächeln sah und sein Jähzorn ihn oft zu blutigen Thaten hinriß. Ihn überlebte seine Hausfrau mit etlichen Kindern, sowie der Name seiner Burg, um die sich noch nach 45 Jahren das Geschick ganzer Feldzüge drehte. Ein grausamer Zufall wollte, daß um dieselbe Zeit der Truchseß seinen letzten thätigen Freund, der gleichwol der Urheber so verderblicher Pläne gewesen, einbüßte. Graf Adolf von Nuenar sammelte in Geldern Mannschaften und Vorräthe, um das geängstigte Rheinberg zu entsetzen, und war eben im Zeughause zu Arnheim mit der Besichtigung von Kriegsgeräthen beschäftigt, als eine neuerfundene Petarde ein Funken faßte und zerspringend den Kriegsherrn so gefährlich verletzte, daß er nach drei Tagen schmerzvoll starb (7. October 1589). Noch auf dem Todbette trieb der rastlose, obwol wenig glückliche, Kriegsmann seine Freunde, den Ritter von Putlitz und den Grafen von Oberstein, mit den aufgebrachten Vorräthen zum Entsatze nach Rheinbergen zu eilen, was ihnen zwar vor der Nachstellung des Marquis von Varrabon und Ernst Peter von Mansfeld gelang, aber den Verlust

der letzten Veste des Truchseß nicht aufhalten konnte, deren Vertheidiger unter ehrenvollen Bedingungen sich dem Mansfeld ergaben. So herrschte Spanien und der starre Katholicismus am Niederrhein, wo unter kluger und entschlossener Benutzung der Umstände, wenn auch nicht ein protestantisches Kurfürstenthum, doch ein starkes protestantisches Gemeinwesen an den Niederländern sich hätte behaupten können.

Achtes Capitel.

Gebhard, verzagend am Wiedergewinne seines Kurfürstenthums, zieht sich nach Strasburg zurück. Religiöse Zwistigkeiten im dortigen Hochstifte. Zeitweiser Sieg des protestantischen Capitels. Doppelte Bischofswahl 1593. Gebhard, Dechant, lebt still mit seiner Agnes, stirbt 1601. Dunkles Ende der kinderlosen Agnes.

Schon während dieser letzten lang verschobenen Wendung der Dinge hatte der Truchseß, verarmt und hoffnungslos, Holland verlassen und aus dem Schiffbruche so hochfürstlicher Macht nur Eins gerettet, seine geliebte Agnes. Die trüben Erfahrungen seit zehn Jahren predigten ihm Mäßigung; nachdem er den Kurhut zögernd aufgegeben, suchte er sich den Genuß bis dahin für unbedeutend gehaltener Pfründen und bot sich ihm nur das Stift Strasburg, als dessen Dechant, unter den Genossen seiner zerfallenen Pläne und in der Nähe seiner Verwandten, zugleich vereinigt mit seinem treuen Bruder Karl, welchen der Sieger aus der Haft freigegeben, er eine, wenn auch nicht ungestörte Ruhe für den Rest seines müden Lebens noch hoffen konnte. Am 26. Juli 1589 kam er mit seiner Gattin nach Strasburg und fand unter ähnlichen Kämpfen wie zu Köln die

Zufluchtsstätte durch seine Schicksalsgenossen schon vorbereitet. Die berühmte Reichsstadt Strasburg, seit Luthers Tagen der neuen Lehre eifrig zugethan, stand damals im Besitz des Meisterwerks deutscher Baukunst, sah sich gefürchtet von dem Bischofe, der, seinen Titel von Strasburg führend, in Elsaß-Zabern residirte, und erfreute sich einer blühenden Akademie, gegen welche das Jesuitencollegium zu Molsheim, seit 1580 gestiftet, keine wissenschaftliche Bedeutung erringen konnte. Die Fortdauer des uralten reichsfreien Hochstiftes, das nur mit fürstlichen und Personen des höchsten Adels besetzt wurde, war mit dem rein protestantischen Zustande der Stadt um so eher vereinbar, als man auch lutherisch gesinnte Domherren darin geduldet hatte; die Kanoniker, welche ihre Präbende als weltliche Versorgung betrachteten und an die Residenz und an kanonische Pflichten nicht eben gebunden schienen, hatten den 1569 erbauten Bruderhof inne, in dessen weitläuftigen Räumen sie ihre Vorräthe an Wein und Getreide bewahrten. Die Neuerungen in Köln mußten um so zeitiger auch das Domstift in Strasburg ergreifen, als die angesehensten Herren an beiden Hochstiften Pfründen besaßen: der Truchseß war Dechant, mit ihm saßen im Chore die Prinzen von Sachsen-Lauenburg, der Graf George von Wittgenstein, Hermann Adolf von Solms, der Freiherr von Winneberg-Beilstein und andere Urheber und Beförderer der kölnischen Reformation. Als nun der kirchliche Bann über den Kurfürsten durch den Papst und über seine befreundeten Domherren durch den Bischof von Vercelli ausgesprochen war und ihre Sache in Köln den Umsturz erfuhr, gedachte der Prinz von Lauenburg, welchem Ernst von Baiern die Hoffnung auf den Kurhut geraubt

hatte, einen Theil der Beute zu gewinnen, indem er des Truchseß verwirktes Dechanat ansprach. Aber gleichzeitig hatte der Graf von Wittgenstein und der Freiherr von Winnenberg sich aus dem Sturme nach dem sichern Strasburg zurückgezogen (April 1584) und setzten sich, im Widerspruche mit den ermuthigten katholischen Domherren, an deren Spitze der Lauenburger als Dechant kämpfte, in Besitz. Begünstigt durch die Stimmung des Rathes, ging Graf von Solms noch weiter, er erbrach das Capitelhaus, bemächtigte sich mit Bewaffneten des Bruderhofs und der dortigen Vorräthe, während die Gegner den Domschatz mit dem berühmten Einhorne in Sicherheit brachten. So wiederholte sich in Strasburg im Kleinen das Schauspiel, welches die kölnischen Kurlande im Großen boten; nach dem Faustrechte theilten die Domherren die Einkünfte, nur mit dem Unterschiede, daß des Kaisers Mahnungen, Vermittlung und Drohbriefe unter der protestantischen Menge weniger vermochten. Vergeblich versuchte Bischof Johann, Graf von Manderscheidt, seiner Partei wenigstens einen Theil der Gefälle zu erwirken; der Trotz der Gegner wuchs, als des Grafen Fabian von Dohna Reiterzug den Elsaß berührte, Strasburg sich mit Bern und Zürich eng verband, sodaß die katholischen Domherren das Spiel zur Zeit gänzlich aufgaben, sich zum gekränkten Bischof nach Zabern zurückzogen und dort ein schismatisches Capitel bildeten, während ihre protestantischen Amtsgenossen den Grafen Hermann Adolf von Solms an des Truchseß Stelle zum Vicedechanten erhoben und durch die Wahl vornehmer Prinzen aus lutherischen Häusern bis auf vierzehn sich verstärkten (1588). So befanden die „lutherischen Grafen“ sich im Genusse der städtischen Einkünfte, als der

entsetzte Kurfürst, müde des Kampfes um den Kurhut, mit seiner Agnes in Strasburg anlangte und mehr durch das Ansehn seiner Person als durch seinen Willen noch heftigere Gewaltthat hervorrief, wie den Versuch, durch Bewaffnete auch die nahen Stiftsortschaften einzunehmen. Die noch bisher geduldeten geistlichen und klösterlichen Anstalten verschwanden jetzt auch im Umkreise der Stadt, zu so schwerer Betrübniß des Bischofs Johann, daß er aus Schmerz über den Verfall seiner Diöcese am 2. Mai 1592 plötzlich starb. Die Erledigung des Bisthums gab Anlaß zu einem großartigeren Streite; denn ungeirrt durch den Befehl Rudolfs, die Ankunft seines Commissarius, des Erzherzog Ferdinands, abzuwarten, schrieb das protestantische Capitel auf der Wahlstätte einen Tag zur Wahl eines neuen Oberhauptes aus (28. Mai 1592), und postulirte, als die katholischen Domherren nicht erschienen, den 16jährigen Markgrafen Georg von Brandenburg, den Sohn des Kurfürsten, Joachim Friedrich, zum Administrator des Bisthums, für den es das bischöfliche Schloß Kochersberg gleich darauf eroberte und die Jesuiten aus Molsheim zur Flucht zwang. So schien am Oberrhein gewonnen zu sein, was am Niederrhein dem Protestantismus unwiederbringlich verloren gegangen, als die katholischen Domherren zu Zabern ihrerseits den mächtigen Herzog Karl von Lothringen, Bischof von Metz und Cardinal der römischen Kirche, zum Oberhaupt erkoren und alsbald unter einer Masse von Streitschriften ein verwüstender Krieg der beiden Gegenbischöfe im Elsaß sich entzündete. Wir überheben uns der Schilderung dieses Kampfes, weil der Truchseß, gebrochenen Lebensmuthes, nur nominellen Antheil daran nahm; der postulirte Bischof mehrte die Zahl seiner

Anhänger, indem er allen seinen Unterthanen Gewissensfreiheit verkündigte, und errang nach gegenseitiger Erschöpfung, daß eine kaiserliche Commission im Mai 1593 den gefährlichen Handel dahin vermittelte, daß das Bisthum mit allen Einkünften zwischen dem Markgrafen Administrator und dem Cardinal getheilt wurde.

Diese kaum erwartete Nachgiebigkeit der katholischen Partei, erklärbar durch den Stand der Dinge in Frankreich, verschaffte denn dem Truchseß den ruhigen Genuß des Restes seiner Pfründen; still und unbemerkt, weder Katholik, noch entschieden Calvinist oder Lutheraner, führte er an der Seite seiner Agnes als Dechant ein gemächliches Domherrenleben, wiewol schmerzlich bewegt über den Tod seines treuen Bruders Karl, welcher am 18ten Juni 1593 in Strasburg starb und unbeerdigt blieb, damit ein Grab Beide vereine. Die letzte Erwähnung seines Namens bezeugt den versöhnten oder eingeschüchterten Sinn des hartgeprüften Mannes: als Kaiser Rudolf am 30sten Februar 1600 den Grafen Hermann Adolf von Solms und Ernst von Mansfeld, so wie dem Truchseß den Befehl ertheilt hatte, dem Capitel den Bruderhof, alle Häuser und Güter desselben, auch die von ihnen innegehaltenen Dörfer Gaispolzheim und Lampertheim einzuräumen, versprachen die Ersteren Gehorsam und auch der Truchseß erklärte vor Notar und Zeugen seine Unterwerfung. Bald darauf, am 21sten Mai 1601 rief den drei und funfzigjährigen Dechanten der Tod unter großen Schmerzen, welche die Folgen eines Domherrnlebens zu sein pflegen, heim; er starb am Podagra, der Kolik und dem Steine und hinterließ kinderlos seine Agnes einem dunkeln Dasein. Weil er in seinen letzten Jahren „den lutherischen

Kirchendienst am Münster wohl leiden mögen, auch die Argumente und Gründe der Prediger bisweilen beifällig angehört und verheißlich gegen die Kirchendiener sich ausgesprochen," vergaß man seine früheren ketzerisch-calvinischen Dogmen, nahm sich nach wahrer brüderlicher Liebe seiner am Sterbelager an, verstattete ihm ein prachtvolles Begräbniß im Münster und ehrte selbst der vornehmste lutherische Geistliche Straßburgs, Doctor Johann Pappus, ihn mit einer lobenden, später gedruckten Leichenpredigt. So ruhen denn, in einem Grabe mit seinem Bruder Karl, Gebhards Gebeine im herrlichen Münster unter einem Marmor, den die spätern katholischen Inhaber des Doms zwar geschont, dessen Inschrift dagegen die Zeit meistens verwischt hat; dieselbe führt seine hohe Geburt an, sagt aus, daß er „wegen der Schärfe seines Geistes, seiner durchdringenden Urtheilskraft, des Lobes der Weisheit und des Glanzes seiner Ahnen zu den höchsten Kirchenwürden, zur Dompräpositur in Augsburg, dem Dekanat in Strasburg, zum Erzbisthum und zur Kurwürde in Köln erhoben, Kaiser, Kurfürsten und Fürsten zur Bewunderung aufrief, aber die wahre Religion den höchsten Aemtern, eine keusche Ehe dem unreinen Cölibat vorziehend mit Gleichmuthe dem Sturme der Feinde wich, und seine Seele Gott, seinen Leib der Erde und seinen Ruf guten Menschen empfehlend, starb." Wollen wir es nun nicht genau mit dem Preise seiner geistigen Fähigkeiten nehmen, so mögen wir uns doch den Ruf des guten schwachen Erdensohnes empfohlen sein lassen.

Die verwitwete Agnes, deren Persönlichkeit überhaupt nur in den Tagen ihrer schönen, unberathenen Jugend und ihres Fehltritts bemerkbar wurde, verschwindet gänz-

lich in das Dunkel; sie mag nicht lange den Gatten überlebt haben, aber keine Sage nennt ihre Begräbnißstätte, die nach einiger poetischen Gerechtigkeit doch wol im Münster unter dem Marmor des Truchsessen gesucht werden muß. Kinderlos war ein, mit so heißer, weltvergessender Liebe geschlossenes Band, was auch immer dem Wanderer durch die reizenden Umgebungen von Bonn, auf den Trümmern des Godesberges, erzählt werden mag. Forschen wir vergeblich in den Archiven Mansfelds, Kölns und Strasburgs nach Kunde über ihre letzten Tage, und ist von der Helena des Rheins selbst kein Bildniß bekannt als ein unbedeutender Holzschnitt mit wahrscheinlich phantastischen Zügen in Leti's Leben der Staatskomödiantin (Elisabeth), während Denkmünzen uns den Kopf Gebhards, mit kahlem Scheitel, bärtigem Gesichte und etwas imbecillem, traurigem Ausdrucke bewahrt haben, so ist doch die schöne Nonne Agnes ein Eigenthum der deutschen Romantik geblieben, und gilt die treue Liebe des geistlichen Fürsten und der Klosterjungfrau, von denen der eine der Welt Herrlichkeit, die andere das Kleinod ihrer, dem Himmel verpfändeten, Keuschheit hingab, der Dichtkunst als stereotypes Beispiel von der Allgewalt menschlicher Leidenschaft und deutscher Mannestreue. Lassen wir nun auch die tiefere reine Poesie in der Begegnung dieser Gemüther mit nichten gelten, so versöhnt uns doch eine Neigung, welche, am weltlichen Schmucke verarmt, einander nicht überdrüßig wurde, sondern in herzlicher Gewöhnung über den verblindeten fürstlichen Glanz hinaus dauerte!

Weiteren politischen Betrachtungen, welche die Tagesgeschichte an die Hand böte, nicht Raum gebend, können wir uns jedoch zum Schluß folgender Reflexionen nicht

enthalten. Die Beschuldigung der Heuchelei, welche Gebhard schon von den Zeitgenossen beider Parteien gemacht wurde, ist eine der schwersten, da der Allwissende allein ins Innere schaut; aber auch abgesehen von der Anklage, daß die Verbreitung des göttlichen Wortes der Befriedigung irdischer Lust zum Deckmantel diente, und frommen Schriftstellern damals und später die Behauptung abnöthigte: daß Gott dieser, aus so unreiner Quelle geflossenen Reformation seinen Segen nicht geben könnte, hat der unglückliche Truchseß mehrfaches Unrecht auf mehrfache Unklugheit gehäuft. Das deutsche Reich war ein Staat, in welchem, nach der Geistesrichtung und dem Gemüthe der verschiedenen, geschichtlich gesonderten, Stämme, eine kirchliche Verschiedenheit in welthistorischer Bedeutung sich festgestellt hatte; Ruhe und Eintracht konnte nur behauptet werden, wenn auf gesetzlichem Wege beiden Religionsparteien der Raum der Bewegung abgesteckt wurde, und menschliche Klugheit, wiewol unausreichend, hatte unter dem Elende eines Religions- und Bürgerkrieges den Religionsfrieden als temporaires Heilmittel gefunden, dessen eine Hauptstütze für den katholischen Theil die nicht wegzuleugnende Bedingung des geistlichen Vorbehaltes war. Dasselbe Grundgesetz galt in höchster Wichtigkeit in Bezug auf die geistlichen Kurwürden, welche das Maß der Gleichheit beider Confessionen im Reiche festhielten; kam zu den drei entschieden protestantischen Kuren eine vierte hinzu, so ging jenes Gleichgewicht verloren, da die böhmische Kur, mit dem Hause Oestreich, dem Kaiserhause, verbunden, das persönliche Votum in vielen Fällen unmöglich machte. Deßhalb hatte man katholischer Seits dafür Sorge getragen, dem so folgereichen Religionswechsel

eines geistlichen Kurfürsten vorzubeugen; der geistliche Vorbehalt fand hier seine unmaßgebliche Anwendung; der Neuerwählte hatte die Erblandesvereinigung beschworen, so wie die Capitulation, welche jede kirchliche Neuerung ohne die Zuziehung der Stände verbot. Alle drei beschworenen Punkte stieß Gebhard entschieden um und rechtfertigte durch den Bruch seiner Pflicht das energische Verfahren der Gegner, welche im Gesammtbestande ihrer Macht sich gefährdet sahen. Zu diesen, nach den conventionellen Begriffen der Zeit widerrechtlichen, Handlungen kam der unkluge Schritt der übereilten, öffentlichen Heirath, welche als Absage der katholischen Partei gelten mußte; des Kurfürsten unpolitische Neigung zum calvinischen Bekenntnisse, welches, vom Genuß des Religionsfriedens noch ausgeschlossen, im Reiche allgemein gehaßt wurde und die lutherischen Fürsten und Stände abhielt, den Halbverwandten einmüthig und kräftig zu unterstützen. Unklug waren ferner die hastigen und gewaltthätigen Maßregeln, die Gebhard in gereizter Stimmung, um sich im Besitze zu sichern, ergriff: die Beraubung und Wegführung des Archivs und der Schätze des Stifts, Plünderung und Bildersturm in den Kirchen, der Zwang gegen widerstrebende Geistliche, sich zu verheirathen, welcher der verkündeten Gewissensfreiheit so schnurstracks entgegenlief. So mußte das Unternehmen misglücken und der Gegenpartei einen Triumph verschaffen, auf welchem fußend sie weiter schritt, und durch geduldete oder herbeigerufene Einmischung und Entscheidung des Papstes und den spanischen Beistand zu jener Höhe des Muthes hinaufgetrieben wurde, welcher den dreißigjährigen Krieg zur Folge hatte und nur nach der beklagenswerthen Parteinahme Schwedens und Frankreichs zur Duldung sich beugte.

Anderseits aber verdient das unverzeihlich unkluge Verhalten der protestantischen Fürsten und Stände, welche sich gegen den großen Zusammenhang der Dinge blind machten, die schärfste Rüge und verschuldete ihre Trägheit und ihr Kleinmuth, daß ein nie wiedergekehrter Moment, ihre Kirche zu erweitern, unbenutzt vorüberging. Der geistliche Vorbehalt in seiner starren Geltung war eine unwürdige Fessel des menschlichen Geistes, dessen Freiheit sklavisch dem Eigennutz und der Willkür Einzelner anheimgestellt blieb. Es gab factisch in den kölnischen Landen eine nicht geringe Zahl Evangelischgesinnter, deren heiliges unveräußerliches Recht keine Vertretung fand, so lange das Duldungsgesetz vom Entschlusse des Bischofs, der Domherren, des Adels, der Nießbraucher fetter Pfründen und der städtischen Aristokratie abhing. Auf dieses sachlich vorliegende Verhältniß, welches das Ungerechte und Tyrannische des geistlichen Vorbehalts und der Erblandesvereinigung klar herausstellte, fußte Gebhards Reformationsversuch; und wie er, durchdrang ihn anders ein edler, freier Geist, die heiligste Pflicht hatte, dieser gekränkten, zertretenen Partei Anerkennung und öffentliche Religionsübung zu erwirken, so waren auch die protestantischen Stände berechtigt, ihre unterdrückten Glaubensbrüder machtvoll zu unterstützen und entweder ihnen durch Gewalt Duldung zu erringen, oder auf dem Wege reichsgesetzmäßiger nachdrücklicher Erörterung und Uebereinkunft dem Religionsfrieden einen neuen inneren Halt zu verleihen. Kam ihnen gleich Gebhards Entschluß so verdächtig vor wie der Sittenpredigerin auf Englands Throne, so durften sie deßhalb das Hülfsgeschrei einer unnatürlich bedrängten Menge nicht überhören; wie die Vorsicht zuweilen der un-

lauteren That Einzelner sich bedient, um ihre großen, heilsamen Zwecke zu erreichen, konnte auch die Buhlschaft eines geistlichen Hirten dazu benutzt werden, um den Segen der Duldung früh über die rheinischen und westfälischen Lande zu verbreiten. Um so mehr mußten die protestantischen Fürsten mit Ernst eingreifen, da die katholische Partei gehaßter Ausländer, des spanischen Heeres, wider das Reichsgesetz sich bediente, um den freien Geist niederzuhalten; ward an jener Recht und Herkommen so höhnend gefrevelt, so durften auch sie jedes ängstlichen Bedenkens sich überheben. Ueberblicken wir die Lage der aus religiösem Interesse kämpfenden Parteien der christlichen Welt zwischen den Jahren 1580 und 1590 in Frankreich und in den Niederlanden, in Kurköln und in Aachen, in Westfalen, am Oberrhein, in Böhmen, Oestreich, wo nie so drängend das geistige Bedürfniß sich aussprach, so stand, wenn die Streitkräfte der Protestanten nach einem Ziele gerichtet wurden, die Sache des Katholicismus, wenigstens zwischen Schelde und Weser, zwischen Vogesen und Schwarzwald, auf dem Zünglein der Wage; Waffennachdruck am Niederrhein, statt die Tausende wackerer Kämpfer aus Niedersachsen, Brandenburg, Preußen und Pommern nach dem entlegenen Frankreich, in den Krieg untreuer Hugenotten und der Ligue zu schicken, — „in das Grab des deutschen Adels", wie der patriotische Brandenburger, Nikolaus Leutinger, sich ausspricht, — würde der neuen Kirche, hätte selbst das Erzbisthum und das Domcapitel sich behauptet, einen gedeihlichen Lebensraum zwischen Weser und Schelde eröffnet haben. Fassen wir die geographische und kirchlich-statistische Beschaffenheit jenes westlichen Winkels Deutschlands ins Auge: das ka-

tholische Rheinland und Westfalen in Westen, Norden und Osten, umschlossen von Holland, Friesland, Niedersachsen, Hessen, der Wetterau, Franken, wo damals entschieden der Protestantismus das Uebergewicht hatte, im Süden gelehnt an das heutige Belgien und Frankreich, wo die alte Kirche noch im Kampfe lag; das Erzbisthum Köln nur durch die schmale Pfaffengasse mit dem süddeutschen und südeuropäischen Grundstaate des Katholicismus verbunden; vergegenwärtigen wir uns die glückliche Gleichzeitigkeit Heinrichs IV., Elisabeths und Wilhelms von Oranien, so ermessen wir, daß Köln und Westfalen, als Annerum desselben, gleichsam der Schlußstein eines nach mehrern Seiten untergrabenen Gewölbes war; wurde dieser Regel- und Schlußpunkt gesprengt, so stürzte das ganze, mühsam und künstlich gestützte Gebäude aus einander. Eine neue, niederrheinische Kirche fand Halt an der holländischen, begünstigte den Ausfall des niederländischen Staates, bot Aufhülfe Heinrich IV., dem Sieger von Coutrac und Ivry; denn der Farnese, nach dem Erstehen einer kräftigen protestantischen Gemeinde am Niederrheine, einen schwerern Kampf in den Niederlanden findend, würde unter solchen Verhältnissen verhindert worden sein, die Diversionen auf französischen Boden für die Ligue zu unternehmen: auch ohne Gewaltthat von Seiten der Protestanten gegen standhafte Bekenner der alten Lehre würden die Bisthümer und Domstifter am Rhein und in Westfalen, isolirt und zusammenhangslos dastehend unter einer protestantischen Bevölkerung, allmälig die lebendige Kraft wie in Franken, Schwaben, Elsaß vor 1681, in Schlesien und Westpreußen eingebüßt haben. Aber eine so großartige Uebersichtlichkeit der Weltlage blieb den da-

maligen, über kleine Interessen hadernden Fürsten des Lutherthums und ihren dummzelotischen Hoftheologen gleich fern; im unbehaglichen Gefühle ihrer Schwäche übten sie, vereinzelt, kopflos in Neckereien ihren störrigen Sinn gegen eine Partei, welche als ein furchtbares Ganze dastand und ihre, Fürsten und Völker lenkende, gebieterische Einheit in der römischen Curie willenlos anerkannte. Die römische Curie übersah die Weltverhältnisse mit ihrem concentrischen Blicke, wurde zeitig die Blöße ihrer Macht in dem gefährdeten Köln inne, und bot alle reichen Mittel ihrer geistlichen und weltlichen Rüstkammer auf, um dieses Bollwerk zu behaupten. Sie ermaß, wie ein entscheidender Sieg der neuen Lehre auf dem bezeichneten Schauplatze ihr innerstes Leben antaste; sie erwog die Wechselwirkung der Ereignisse und arbeitete durch ihre Diener mit Infula und Skapulir, mit dem Connetablestab und Doctorhute, Geld, Truppen, geweihte Degen und Mützen spendend, dem drohenden Verderben entgegen. Wie ein Weberschiff flog aus ihrer Hand das Kriegsschrecken des Namens Farnese vom Niederrhein nach Holland, von Neuß und Bonn nach Paris; nicht ein Fuß breit Landes, nicht eine sumpfige Insel des getheilten Rheinstromes schien ihr, besetzt von den Ketzern, unbeachtungswerth, und wenn sie mit höchstem Prunke den Fall der verödeten Stadt Neuß feierte, so galt es nicht, dem Hirten von Köln ein armseliges Bezirk zinsbar gemacht zu haben, sondern die allgemeine Sache hatte eine Bürgschaft des Sieges im Nordwesten mit jenem Trümmerhaufen mehr gewonnen; das Maulwurfsloch im gürtenden Damme war verstopft, durch welches die überwältigende Flut einbrechen konnte. Gegen eine solche Fülle

der Mittel, Einheit, Vorsicht und solche Energie konnte denn eine Elisabeth, ein Heinrich IV., ein Wilhelm von Oranien nur sich selbst mit Mühe bewahren, und befestigte sich auf erschüttertem Boden ein Kirchensystem, welches so manches betrübende Ereigniß in der Folgezeit hervorrufen mußte.

II.

Die Belagerung von Breda

in den Jahren 1624 und 1625,

durch

Ambrosio Marquis von Spinola.

Von

Ernst Münch.

Nach einem mörderischen Kampfe, reich an Großthaten und Greueln, Unfällen und Schicksalswechseln auf Seite beider Parteien, welche um die Freiheit und Herrschaft der Niederlande einander gegenübergestanden und andere Staaten Europas mit hineingezogen hatten, war eine zwölfjährige Waffenruhe vermittelt und dieselbe gegenseitig zur Wiederherstellung, Befestigung und Regelung innerer Verhältnisse, sowie zur Sammlung neuer Kräfte nach Außen benutzt worden. Der große Feldherr der Republik der Vereinigten Staaten, Moritz von Oranien — von rauheren Manieren und stärkeren Leidenschaften als sein großer Vater, Politiker und Verstandesmensch durch und durch, und darum auch dem Gomarianismus mehr aus Berechnung, denn aus innerer Ueberzeugung zugethan, nichtsdestoweniger aber durch die Kraft, mit der er die eine der beiden Hauptparteien im Innern des Bundes leitete, die andere unterdrückte, wie durch die Reihe seiner Siege, Retter des jungen Staates und darum von der Volksmeinung emporgetragen — hatte durch das blutige System gegen Barneveld, die Demokraten und die Remonstranten Vieles von seinem Ruhme in den Augen humanerer Geister eingebüßt. Gleichwohl ehrte die protestantische Welt in ihm für und für ihren ersten Helden und

den vorzüglichsten Vertreter ihrer Interessen. Die Stürme im Osten, von menschlicher Klugheit vergebens eine Zeit lang zurückgehalten, begannen sich allmälig zu entfesseln. Die Kriegstrommel ertönte auf verschiedenen Punkten des deutschen Reichs. Die glänzenden Siege der Ligue über die Union, Ambrosio Spinola's Erfolge, die Vernichtung der Plane Friedrichs von der Pfalz und die Einnahme seiner Kur durch Maximilian von Baiern, ohne daß Moritz und Friedrich Heinrich von Oranien es zu hindern vermocht, hatten die spanisch-östreichische Reaktion mit neuen Hoffnungen des Wiedergewinns der nördlichen Niederlande erfüllt. Erzherzog Albrecht und die Infantin Clara Isabella Eugenia, die Regenten der Südprovinzen, von Kaiser Ferdinand und den Jesuiten unaufhörlich bearbeitet, wagten es, die Generalstaaten förmlich zur Unterwerfung aufzufodern. Man antwortete natürlicherweise vom Haag aus in römischem Styl. Zwar starben bald darauf König Philipp III. von Spanien und der Erzherzog Albrecht hinter einander; aber die neue Politik, zu welcher der brüßler Hof sich gewendet, erhielt dadurch keine Aenderung und die Zerwürfnisse in Holland schienen die stolzen Entwürfe ihrer Feinde mehr als je zu begünstigen. Man erklärte den Krieg für fortgesetzt. Von beiden Seiten rüsteten sich die Partheien mit Nachdruck.

Die Belagerung und Einnahme von Jülich war die erste bedeutendere Waffenthat der Jahre 1621 und 1622. Bereits schmeichelte sich Spinola mit dem nahen Besitze Bergen-op-Zooms; als die Erscheinung des gefürchteten Parteigängers P. E. von Mansfeld auf niederländischem Boden (nach seinen bekannten Unfällen in der Pfalz) die Spanier nöthigte, alle Aufmerksamkeit auf diesen Kühnen,

unermüdlichen Abenteurer zu achten. Der Ausgang der Schlacht bei Fleurus, wo er auf Don Gonzales de Corduba, einen der ausgezeichnetsten Krieger des katholischen Königes, gestoßen, nöthigte ihn, sich nach der holländischen Grenze Weg zu bahnen, woselbst er mit den Truppen des Prinzen Moritz sich vereinigte. Spinola, von Beiden zugleich bedroht, ließ von Bergen-op-Zoom ab; doch scheiterte auch das Unternehmen des Stadhouders auf Antwerpen an der Unbild der Jahreszeit. Verschwörungen in Holland, von den Angehörigen der Demokraten und Remonstranten angestiftet, lähmten seine fernere militairische Thätigkeit, da die Gegenwart des Prinzen im Innern nöthiger als im Lager war *). Der Krieg setzte im Jahre 1623 auf holländischem Boden nur schwach sich fort. Die Truppen Mansfeld's hatten sich nach Ostfriesland gezogen; Christian von Braunschweigs weitere Unternehmungen wurden durch Tilly bei Stadtlohn neutralisirt. Doch blieb es bei einem Einbruche in die wehrlose Veluwe und bei Verheerung der Provinz Gröningen. Gegen Ende des Jahres 1623 stand Friedrich Heinrich bei Reed, Moritz bei Arnhem und Emmerich, von wo aus er einen unglücklichen Versuch auf Goch wagte. Voll Verdruß begab er sich hierauf nach dem Haag zurück, wohin ihm bald auch sein Bruder folgte, nachdem derselbe sämmtliche Truppen in ihre Garnisonen entlassen.

Das Jahr 1624 eröffnete sich mit ungeheurem Winterfroste, welcher alle Flüsse und Bäche mit Eis bedeckte

*) Allgemeine Geschichte der Vereinigten Niederlande (nach Wagenaar) IV. Bd. 40. Buch. Van Kampen, Gesch. der Niederlande. II. B. V. 1.

und allenthalben die Uebergänge leicht machte. Graf Heinrich van den Bergh, mit den Nassaus verwandt, jedoch einer der getreuesten und tapfersten Anführer der Liga und der Erzherzogin, von Spinola hoch geschätzt und bei allen wichtigen Anlässen ins Vertrauen gezogen, gedachte diese günstigen Umstände zu benutzen und bewegte sich mit einem Truppencorps, das von tüchtiger Artillerie bedient war, gegen Wesel, setzte über den Rhein und brach sich Bahn gegen die Yssel zu, wo ihm der eiligst entgegengeschickte Hr. von St. Marquette den Uebergang zwar streitig machte, jedoch, weil an Truppenzahl zu schwach, bald nach Arnhem sich zurückzog und seinem Gegner einen Theil des Gelderlandes preisgab. Als aber Moritz mit einem starken Corps bis Utrecht ihm entgegenrückte, zog auch er sich über die Yssel zurück, mit der Verwüstung einer Anzahl Dörfer und zwar in etwas barbarischer Weise, sich begnügend *).

So standen die Sachen, als Spinola den Entschluß faßte, durch irgend ein größeres Unternehmen den spanischen Waffen in den Niederlanden neuen Schwung und Glanz zu verschaffen. Als nächstes Ziel seiner Wünsche stellte sich ihm Breda dar, das Erbtheil der Oranier seit den Zeiten des ersten Engelbrecht, beim Beginne der niederländischen Unruhen die Zufluchtsstätte des Schweigers, nach dessen Flucht von Alba genommen, von den rechtmäßigen Besitzern wieder erobert und ihnen wieder entrissen, bis

*) Mémoires de Fréderic Henri prince d'Orange. S. 19 u. s. w. Theatrum Europaeum I. 828 fg. Mehre der (freilich wider den Willen van den Berghs) verübten Greuel sind hier durch Merianische Figuren dargestellt.

es abermals in die Gewalt seiner rechtmäßigen Besitzer gekommen war. Die vortreffliche und überaus günstige Lage der Stadt, an der äußersten Grenze von Brabant, in der Nähe von größeren und kleineren Städten, welche hart auf einander folgen, an zwei Flüssen, der Aa und dem Merk, von denen ersterer sie umfließt, die angenehme, gemäßigte Luft, der Reichthum an üppigen Wiesen und Kornfeldern, Gebüschen und Waldungen der vorzüglichsten Art, an Gärten und Bächen, rechtfertigten die Benennung „Tempe," welche Prinz Moritz ihr gegeben hatte. Aber noch mehr als diese poetischen Vorzüge reizte Ambrosio Spinola, den erfahrensten, kampfgeübtesten, besonnensten und zugleich in reinmenschlicher Beziehung edelsten Feldherrn des katholischen Königs und der Liga *), die militairische Bedeutsamkeit des Hauptbollwerkes der abgefallenen Nordniederlande, dessen nähere Beschreibung daher zum bessern Verständniß der hier aufgezählten Operationen und Begebenheiten unumgänglich nothwendig ist **).

Die Aa, durch Waldbäche verstärkt, umströmt, wie schon bemerkt, die Mauern der Stadt und wird durch ein Thor zurückgehalten, damit sie die Gräben nicht trocken zurückläßt, während die Gewässer des Merk, mit denen sie sich innerhalb der Stadt vermischt, wegen der Sonnenhitze zurückbleiben; zugleich treibt sie eine Kornmühle

*) Vergl. über seine Vorgänge das bekannte Werk: Trophées de Spinola.

**) H. Hugo, De obsid. Bredana, P. 3—6. Resolutien der Stadt Breda. Van Goor, Beschryvinge der Stadt en Lande van Breda. Bruzen la Martinière, Atlas histor. polit. et géogr. T. II.

durch langsamen Fall gegen die Stadt zu. Der Ort, wo die beiden Flüsse in einander fließen, heißt durch die Zusammensetzung der verdorbenen Namen beider, Merkendael. Der Merk, durch zwei Raine aus Ziegelsteinen, in den Mauergräben selbst von der Aa getrennt, durchströmt die Stadt in vielen einzelnen kleinen Abtheilungen und ergießt sich, nachdem er breiter geworden, in die holländischen Gewässer unweit Dordrecht*). Den Namen Breda empfing die Stadt von dem flämischen Breed oder Bred, welches die Erweiterung des Wasserspiegels der Aa an jener Stelle, wo sie erbaut worden, ausdrücken sollte. Mitten in ihr ragt ein 362 Fuß hoher Thurm empor, von welchem herab man eine Aussicht auf alle benachbarten Städte gewinnt und welcher sehr bequem zum Ertheilen und Empfangen von Wahrzeichen in die Ferne und aus der Ferne dient. Im Ganzen zählte man zu Anfange des 17. Jahrhunderts an die 1200—2000 Häuser. Die Stadt ist in Gestalt eines Dreieckes gebaut; das Schloß oder die Citadelle aber, von starken Mauern, war nach einer Seite hin etwas vorgeschoben, und bildete mit den Mauern, Schanzen und Brücken, dem Zeughause und beiden Wasserleitungen etwa einen Umfang von 1000 Schritten. An Kirchen, Hallen, Säulen, Spaziergängen fehlte es nicht; ein ebenso starker, als angenehmer Bosch, nach Weise vieler holländischen Städte, gehörte zu den Zierden Bredas. Die Mauern, mit einer ununterbrochenen Reihe von Eichbäumen bepflanzt, waren nicht von Ziegelsteinen, sondern von Rasenmassen aufgeführt

*) Bei Black fällt sie in den Roovaert, wodurch die Stadt Verbindung mit dem Meere erhält.

und gestatteten den Eingang durch drei Thore aus Ziegeln an den drei Ecken der Stadt, außer jenem, durch das man mit dem Schlosse in Verbindung sich setzte. Ungefähr funfzehn Bollwerke (Bastionen), auf welchen die Geschützstücke aufgepflanzt waren und einige Kornmühlen, getrieben vom Winde, standen, schützten die Seiten der Mauern und der dazwischenliegenden Citadelle. Zwei Hügel, von den Italienern „Cavalliere", von den Flamändern „Catten" genannt, dienten für das Geschütz in die Weite. Unter diesen, am Fuße der Mauern, in den Gräben selbst, waren zwei niedere Schutzwerke angebracht, zu welchen man durch unterirdische Gänge gelangte, und sie erhoben sich etwa 4 Fuß hoch über dem Wasser. Unterhalb, am Fuße der Mauern herum, schützte diese und die Artilleristen eine Verpfählung von spitzigen Dornen und abgehauenen Zweigen. Die Breite der Gräben war ungleich; ihre größte betrug 150, ihre geringste etwa 70 Fuß. Vierzehn bis funfzehn Ravelins in dreiwinkliger Form waren durch Thorbrücken mit der Ringmauer verbunden; zwei davon wurden durch Erdwälle zurückgehalten, um das Wasser der zwei Flüsse in dem Graben zu vertheilen; das dritte hing durch eine Zugbrücke der Citadelle mit dieser zusammen. Der äußere Uferrand der Gräben war mit einer Brustwehr von 5 Fuß in der Höhe und sanft abwärts mit einer Contrescarpe zum Schutze der Kanoniere versehen. Dazwischen kamen fünf große Werke, je an den vier Thoren der Stadt und des Schlosses und auf der längsten Seite der Mauern, mit 30 Fuß breiten Gräben, sogenannte Hornwerke, von äußerst kunstvollem und gediegenem Bau. Allenthalben wehrten spitzige Pfähle das Ersteigen der

Mauern. Ueber den Gräben der äußern Werke war eine von einem andern Graben umgebene sogenannte Lunette angebracht. Von diesem Graben an, in einem Zwischenraume von einigen Schritten, umgürtete eine abwärts gehende Brustwehr (wie denn eine solche die ganze Stadt umgibt) auch diese Werke. Die Soldaten gelangten zu ihr von der Fronte der Hornwerke aus, mittels einer kleinen Brücke über den Graben.

Alle diese äußern und innern Bollwerke, Munitionen und Verschanzungen hingen so gut mit einander zusammen und liefen so harmonisch in einander, daß Höhe und Breite, Nähe und Entfernung gleich sehr schützten, die Vertheidiger rasch von den verschiedensten Seiten sich Beistand leisten und gegen den Feind operiren konnten.

Die Umgebung der Stadt aber ward theils durch die Natur des Bodens, theils durch die stets wiederkehrende Brandung, theils durch leicht zu bewerkstelligende Ueberschwemmungen unzugänglich gemacht. Ueberdies war eine gegen das Schloß zu abgeschnittene Insel, zum Behuf der Schifffahrt, mit einer mittelmäßigen Mauerumwallung versehen.

In solcher Weise hatte Prinz Moritz für sein Breda hauptsächlich seit zwei Jahren gesorgt und in ihm eine Art Musterschule für Kriegs- und Befestigungskunst gegründet, zu welcher die thatengierige Jugend aus verschiedenen Ländern herbeieilte. Er war stolz auf seine Schöpfung und hörte nicht ohne Selbstzufriedenheit und innerliches Vergnügen sie als das Unerreichbare in dieser Gattung preisen *).

---

*) H. Hugo, De obsid. Bredana. S. 5.

Zum obersten Befehlshaber der Stadt und Festung hatte er seinen natürlichen Bruder, Justin von Nassau, Seevogt von Seeland, einen Mann von langer Kriegserfahrung und bewährtem Muthe, bestellt, welcher sowol dem Vater als dem Bruder rühmlich nacheiferte und die großen Plane seines Hauses, in den Geist des gegenwärtigen Hauptes der Republik, wie wenige Andere, genau eingehend, treulich fördern half. Als Drost oder Drossaert leitete Jan van Aertsen die Angelegenheiten der Gemeinde, ein Patriot von nicht minder entschlossener Gesinnung, tiefer Einsicht, besonnenem Wesen und energischer Willenskraft zugleich *). Die Besatzung im Ganzen zählte nicht über 6000 Mann, darunter 16 Bataillone nach den verschiedenen Punkten der Stadt, 1 Bataillon in die Citadelle vertheilt waren. Die waffenfähigen Bürger, zu ungefähr 1800 Mann angeschlagen, standen unter dem Befehle Aertsen's, als Feldobersten **).

Die Kunde von den erneuerten Bündnissen der holländischen Republik mit Frankreich und England, deren beider Mächte Empfindlichkeiten über verschiedene Punkte wieder beschwichtigt worden ***), überzeugte den Feldherrn der Spanier noch mehr von der Nothwendigkeit, durch

---

*) Van Goor enthält eine Menge an verschiedenen Orten zerstreuter Notizen über ihn.

**) Mehre spanische Schriftsteller liefern übertriebene Schätzungen der Vertheidigerzahl.

***) Aytzema, Zaken van Staat en Oorlog. V. Neuville, Histoire de Hollande. L. V. c. 10. Ueber das Verhältniß zu Frankreich gibt van Kampen die richtigsten Aufschlüsse. II. 44—45.

eine glänzende, entschreidende Waffenthat auch den Allirten seines Gegners zu imponiren, besonders auch aus dem Grunde, daß die Angelegenheiten der Pfalz mit der Wendung der Dinge hierseits sehr zusammenhingen und der Krieg leicht wieder nach Belgien, wo Oranien noch zahlreiche Anhänger zählte, hinübergespielt werden konnte.

Spinola hüllte seine eigentlichen Plane in tiefes Geheimniß. Er brach zu Anfang Juli 1624, somit noch zur Zeit der reifen Ernte, an der Spitze seiner Truppen von Brüssel auf und nahm seine Maßregeln so, daß auch, wenn die Belagerung Bredas eine festbeschlossene Sache bliebe, es dennoch ihm frei stünde, je nach der Lage der Dinge, nach jeder Seite hin jedes Unternehmen auszuführen, das die veränderten Umstände ihm zur Pflicht machen konnten. Seinem geübten Feldherrnblicke entgingen die Schwierigkeiten nicht, mit welchen diese Belagerung verknüpft sein würde, besonders nachdem ihm sichere Kunde zugekommen, daß die Besatzung um ein Bedeutendes verstärkt worden sei.

Um den Feind zu täuschen, hatte der Marquis seine Heermacht in drei große Corps vertheilt und seinen Marsch in einer Richtung angetreten, welche ein anderes Ziel seiner Anstrengungen voraussetzen ließ. Das erste Corps war aus 26,000 Mann zu Fuß und 4500 Reitern zusammengesetzt und zunächst für die Belagerung Bredas bestimmt; das zweite, aus etwa 3000 Mann Fußvolk und 3000 Reiterei bestehend, sollte für die Plätze im Jülichschen, welche gemeinsam von dem Kurfürsten von Brandenburg und der Republik besetzt gehalten wurden, verwendet werden, und an ihrer Spitze blieb Graf Heinrich van den Bergh; das dritte bildete das fliegende La-

ger von Don Juan Bravo de Laguna, mit der Sendung, Märsche längs der Maas und des Wahal zu unternehmen, die Vereinigten Staaten zu beunruhigen, den Handel möglichst zu ruiniren und den Verkehr zwischen den einzelnen Provinzen, sowie mit den Nachbarstaaten auf jegliche Weise zu erschweren.

Alles, was die Generalstaaten zur Verhinderung der neuen Wagnisse Spinola's im damaligen Augenblicke zu thun vermochten, bestand darin, daß sie zwei Heerabtheilungen, die eine von 13,000 Mann zu Fuß und 4000 Pferden, unter dem persönlichen Oberbefehle des Prinzen Moritz, die andere von 6000 Mann Fußvolk und 18 Fähnlein Reiterei unter dem Commando des Prinzen Friedrich Heinrich ins Feld stellten. Ersterer hatte dem Marquis unmittelbar sich entgegenzuwerfen, letzterer den Grafen van den Bergh zu beobachten und die Besitzungen zwischen dem Rhein und der Maas zu behaupten. Da der Generalstadhouder die Absichten Spinola's noch immer nicht mit Gewißheit kannte, so beschränkte er sich vorläufig darauf, Artillerie und Munition, so viel deren nöthig schien, nach Bommel, Heusden, Crevecoeur und St. Andries zu schicken und alle die Plätze von Bommel bis Herzogenbosch zu verstärken. Somit hatte auch Breda, für welches er stets zunächst sorgte, einen Zuwachs an Vertheidigern für mögliche Fälle erhalten *).

Der spanische Feldherr hatte das Gerücht aussprengen lassen, er befinde sich zu Heusden und gedenke diesen Platz nachdrücklich zu belagern. Dieses Gerücht bestimmte denn auch den Befehlshaber desselben alles Getreide schleunigst

*) Neuville, Histoire de Hollande. — La Pise 796.

einzuheimsen, die Schleußen der alten Maas zu öffnen und die Umgegend der Stadt zu überschwemmen. Allein Spinola's List hatte dennoch Justin von Nassau, welcher seinen Mann von Längeram her kannte, keineswegs in Sicherheit eingewiegt. Er hatte daher die Annäherung des Marquis nicht sobald erfahren, als er noch mehr Verstärkungen und zumal auch von englisch-französischen Soldtruppen, unter den erfahrenen Feldhauptleuten Morgan und Hauterive, an sich zog und mehrer Fähnlein Reiterei, unter dem Grafen von Kuylemburg, Styrum und Villebon, welche nach Gertruydenberg beordert wurden, zur Ersparung der Fourage, sich entledigte. Die zwei Fähnlein Reiterei und 45 Bataillone Fußvolk, über die er nunmehr verfügen konnte, hielt er zur Beschützung des ihm anvertrauten Kleinodes für hinreichend. Den neuangekommenen, eben genannten Obersten übergab er die äußern Mauern und Vorwerke. Hauterive, mit den Franzosen und Wallonen, erhielt das Ginneckerthor; Morgan, mit den Engländern das Thor von Herzogenbosch; Lockeren, an der Spitze belgischer und schottischer Söldner, das antwerpner als Antheil zur Bewachung; diese drei Männer ließen sich ihre Aufgabe mit vieler Raschheit und Sorgfalt angelegen sein. Innerhalb weniger Tage führten sie bei sämmtlichen einzelnen Hornwerken neue Verschanzungen auf, deren Fronte die Form eines zum Ellenbogen gekrümmten Armes bildete, mit Laufgräben, um dessen Ufer eine Brustwehr oder Contrescarpe lief und eine dichte Verpfählung von spanischen Reitern das Uebersetzen wehrte *).

*) H. Hugo, De obsid. Bredana. 8 fg. — Neuville 418 fg.

Diese ersten neuen Arbeiten, welche den früheren, von Prinz Moritz aufgeführten beigefügt wurden, zeigten den Bürgern hinreichend an, daß sie auf eine Belagerung sich gefaßt halten müßten. Spinola brach jetzt mit dem Lager auf und rückte bis Gilsen oder Gilse, zwei Stunden von Breda, vor. Hier versammelte er den Kriegsrath, um die verschiedenen Ansichten über das von ihm Bezweckte zu vernehmen. Beinahe sämmtliche Feldhauptleute riethen ernstlich von der Belagerung ab, indem sie auf die ganz eigenthümliche Lage der Stadt, die Unüberwindlichkeit der Festungswerke und die neu hineingeworfenen Verstärkungen, anderseits aber auf die unverhältnißmäßige Zahl der Streitkräfte des Königs, die Gefahr eines Ueberfalls im Rücken durch holländische Entsatztruppen, so wie auf die uneinbringlichen moralischen Folgen einer Niederlage aufmerksam machten.

Der Marquis, nachdem er Sämmtliche angehört, erklärte: seine Stellung als Feldherr sei eine andere als die in der Eigenschaft eines Gesandten; jenem stehe die freieste Bewegung, diesem die genaue Befolgung empfangener Instruktionen zu. Er wolle demnach an die Erzherzogin berichten und ihrem Ermessen seine fernere Wirksamkeit heimstellen. Clara Isabella würdigte die Abhaltungsgründe mehr als die, welche zum Gegentheil hinzogen, und schien Bedenken zu tragen, das Leben so vieler wackern Leute für ein unüberlegtes Unternehmen auf das Spiel zu setzen. Um aber auch anderseits dem Gesetze der Ehre zu genügen und ein solches Kernheer nicht unverrichteter Dinge und ohne alle Spur von Anstrengung wieder nach Hause ziehen zu lassen, gab sie dem Marchese Vollmacht, nach Umständen und bestem Ermessen zu handeln.

Derselbe zog nunmehr vor Allem den Grafen Heinrich van den Bergh, obersten Statthalter von Geldern, welcher mit den unter ihm stehenden Truppen am Rhein die Sommerquartiere bezogen hatte, zu Rath, durch das Organ Francisco de Losano's, während er zugleich den Bürgermeister von Gent, Baron von Wacken (Karl von Burgund), damals Obersten der Reiterei, an Paul Bernard de Fontaine, Obersten der wallonischen Legion und Militärgubernator der Provinz Flandern, sandte, um über die Besetzung der Insel Catsandt (nahe bei Sluys) das Nöthige zu verabreden. Die beiden Herren stritten sich sowol unter sich selbst, als vor der Erzherzogin lang und heftig über Spinola's Vorhaben herum, ohne daß Einer den Andern überzeugt hätte: so groß und unübersteiglich schienen Manchem die Hindernisse dieser Belagerung.

Die Erzherzogin, welche, in Folge neu erhaltener Depeschen, auf einmal wieder mehr für energische Maßregeln gestimmt worden, erklärte sich jetzt unerwartet für den Feldzug und setzte selbst den Tag seiner Eröffnung fest. Fontaine begab sich daher nach Brügge; doch ward Wacken bereits drei Tage später ihm mit Gegenordre nachgeschickt, da Clara Isabella durch andere Rathgeber zum zweiten Mal in ihrem Entschlusse wankend gemacht und mit Besorgnissen über den schlimmen Ausgang der Sache erfüllt worden war.

Spinola versammelte sofort einen neuen Kriegsrath, in welchem alle Gründe für und wider noch einmal genau erwogen wurden. Sämmtliche Mitglieder bis auf eines waren auch jetzt noch der Belagerung entgegen. Sie hielten dafür, daß die Generalstaaten, in deren Nähe die Festung lag, das Aeußerste zu ihrer Erhaltung anwenden

würden und alle Chancen dem königlichen Heere ungünstig sich zeigten. Jener Eine aber huldigte der Ansicht: was auch immer gegen das fragliche Unternehmen vorgebracht worden, könne nicht in Betracht kommen gegen den Umstand, daß durch nichts dem Prinzen Moritz eine tiefere Wunde geschlagen werden dürfte, als durch den Verlust Bredas, welches er wie den Apfel seines Auges liebe. Dieser Verlust werde ihn nicht nur um den festesten Punkt in Holland, sondern auch um den größten Theil seines Ansehens in den übrigen Städten der Union bringen. Untersuche man die Lage der Feinde in der Festung selbst, so stelle sie sich lange nicht so glänzend dar, wie bisher angenommen worden: die Zahl der Besatzungstruppen würde allmälig sich mindern, der Mangel an Lebensmitteln den Muth der Soldaten schwächen, die langwierige Noth endlich die Geduld der Bürger ermüden. Von Außen her sei nicht so bald Entsatz für Breda zu hoffen; im Innern aber könne man auf Entzweiung zwischen den Einwohnern und der Besatzung mit Sicherheit rechnen.

Spinola, welcher noch immer die Entscheidung sich vorzubehalten schien, aber mit sich selbst in der Hauptsache längst einig geworden war, schickte nun einige höhere Offiziere zur Besichtigung des Terrains aus; sie hinterbrachten ihm, daß zwar das Erdreich zu Errichtung von Gräben und Schanzen tauglich, der Fluß schiffbar, in den Wäldern Holz im Ueberfluß, auch für die Futterung hinlänglicher Vorrath auf Feldern und in Scheunen vorhanden sei; nichts desto weniger bestätigten sie alles Uebrige, was gegen die Belagerung vorgebracht worden, und riethen ebenfalls wohlmeinend von dem Unternehmen ab.

Mittlerweile war Losano vom Rheine zurückgekommen

und hatte dem Marquis ein Schreiben des Grafen Heinrich van den Bergh mitgebracht, worin dieser die Belagerung von Emmerich und Rees als das unter den Umständen zunächst und am leichtesten Ausführbare vorstellte. Der Graf verhieß Spinola, für den Fall, daß er ihm hierin beipflichte, die kräftigste Unterstützung mit seinen Truppen. Sollte das Schlagen einer Schiffbrücke aus Mangel an Fahrzeugen unmöglich sein, so ständen noch die Citadellen von Grave, Ravenstein und Gennep da, deren Blokade und Einnahme man zu gleicher Zeit ins Werk setzen könne. Hiezu begehrte der Herr van den Bergh blos 5000 Mann Fußvolk und 1000 Reiter. Mit den übrigen Truppen möge der Marquis ruhig bei Gilsen verbleiben und den Feind durch die Ungewißheit, wem es zunächst gelte, abhalten, mehr Kriegsvolk in Breda oder auch in andere Festungen zu werfen.

Spinola, obgleich ihm der Vorschlag einleuchtete, welcher immer noch Zeit für Ausführung seines größern Lieblingsprojektes ließ, glaubte dennoch erst einen speciellen Befehl der Infantin einholen zu müssen. Diese trug zwar Bedenken, so vielerlei Belagerungen auf einmal vornehmen zu lassen, jedoch auf die Kriegserfahrung und Lokalkenntniß des Grafen vertrauend, sandte sie ihrem Feldherrn unbedingte Vollmacht zu *).

Während dieser Verhandlungen und Zögerungen waren viele Tage verstrichen; die Soldateska fing an sich zu langweilen und ungeduldig sich zu zeigen. Das Lager stand über zwei Meilen vom Flusse entfernt; die Sommerhitze wurde drückend und zur Löschung des Durstes

*) H. Hugo S. 12 fg. — La Pise 796 fg.

hatte man nur wenige Brunnen, die theils ausgetrocknet, theils mit trüb gewordenem, ungesundem Wasser gefüllt waren. Gleichwol trieb der entsetzliche Durst Viele dahin, oder wol selbst zu Gräben und Pfützen, so daß nothwendig schwere Krankheiten daraus entstehen mußten. Der Marquis, welcher über solchen Uebelstand Winke erhielt, schickte einige Offiziere nach den fraglichen Punkten hin, um sich von dem Thatbestand näher zu überzeugen; allein diese Personen trugen, theils aus Bequemlichkeit, theils aus Wohldienerei, Bedenken, ihm die Wahrheit zu sagen, und berichteten: Wasser sei hinreichend vorhanden. Nichts desto weniger kam die wahre Lage der Dinge alsbald an den Tag, besonders da Graf Johann von Nassau (aus einer der deutschen Linien), welcher, der Familienbande ungeachtet, unter den Fahnen der Spanier diente und als Oberst zwei Legionen deutscher Söldner anführte (ein im Uebrigen geachteter Herr und tüchtiger Kriegsmann), für seine bedrängten Soldaten das Wort zu nehmen sich gedrungen fühlte und es denn auch mit vieler Schärfe gegen das schmeichlerische Gesindel that. Der Marquis, von Unwillen und Mitleid zugleich erfüllt, ließ alsbald frische Brunnen graben und somit dem Uebelstand abhelfen.

Zu dieser Wassernoth war noch eine andere gekommen. Ueber 40,000 Brote, welche man mühsam herbeigeschafft, wurden durch anhaltendes Regenwetter verdorben; den italienischen Truppen geriethen durch Zufall ihre Zelte in Brand; es blieb auch der regelmäßige Sold aus und die Lebensmittel stiegen beträchtlich im Preise. Eine solche Reihe von Drangsalen führte natürlicherweise bei dem damaligen Geiste des Kriegsvolkes, das ohnehin nicht für den eigenen Herd, für eigene Ideen oder eigenen

Fanatismus kämpfte, sondern bereits aus Miethlingen verschiedener Nationen und Religionen (wie auch die meiste Zeit des 30jährigen Krieges über) zusammengesetzt war, zahlreiche Desertionen herbei. Um diesen zu steuern, sah sich der Marquis zu den strengsten Maßregeln gezwungen. Nichts desto weniger ward das Murren der Soldaten über planloses Hin- und Herunterhandeln und vollkommene Unthätigkeit mit jedem Tage lauter, anderseits regte sich der Muthwille der Holländer auf die mannigfachste Weise in Verhöhnung der Spanier, ihres Königs und ihres Feldherrn. Man führte ihre Personen in burlesken Komödien auf, verbreitete Pasquille und Refreynen des beißendsten Inhalts, sang Spottlieder und verkaufte Zerrbilder, auf deren einem König Philipp IV., das ohnmächtige Geschöpf in den Händen des Ministers Olivarez, vorgestellt zu sehen war, wie er Breda mit einer alten Laterne suchte; Spinola stand ihm zur Seite und kratzte sich mit beiden Händen in dem Kopf. Inzwischen verweilte Prinz Moritz ruhig im Haag und äußerte, in den Spott seiner Mitbürger einstimmend, mit der ihm eigenen, kalten Ironie: Spinola würde zu Gele (dem Orte, wo das Narrenspital stand) besser an seinem Orte sein, als zu Gilsen. Dergleichen that er nur, um ihn zu einem unmittelbaren Kampfe desto eher herauszulocken *).

Nachdem endlich das Unternehmen auf Grave und die übrigen kleinen Festungen die Billigung der Erzherzogin erhalten, foderte Spinola den Grafen van den Bergh auf, wider erstgenannten Platz anzurücken, und verhieß ihm den erbetenen Beistand auf den bestimmten Tag. In der

*) De obsidione Bred. 15—16.

That sandte er ihm auch Graf Johann von Nassau, welcher noch kurz zuvor ein glänzendes Anerbieten der Republik Venedig, an die Spitze ihrer Streitmacht zu treten, ausgeschlagen hatte, mit 5000 Mann Fußvolk und fünf Schwadronen Reiter zu. Konrad von Aubremont, der Oertlichkeiten ganz besonders kundig, ward mit einer Abtheilung Reiterei nach Herzogenbosch beordert, wo er zugleich mit dem sehr erfahrenen Gouverneur, Baron von Grobbandonte sich in genauen Rapport zu setzen die Weisung hatte. Einen Tag später ging Don Hiacinto de Velasco, Marquis de Belvedere, mit dem Auftrag ab, in der Umgegend von Grave sämmtliches Vieh zusammenzutreiben *).

Während dies hier geschah, hatte Moritz von Nassau, ungläubig an jede ernsthafte Unternehmung seines Gegners, dem König und der Königin von Böhmen (Friedrich von der Pfalz und Elisabeth von England), welche ihn besucht, sowie den Gesandten von England und Venedig glänzende Feste in Breda gegeben; die schönsten Damen schmückten dieselben und Ritterspiele aller Art wurden acht Tage lang aufgeführt. Nach seiner Rückkehr im Haag merkte er erst, daß Spinola Ernst zu machen gedenke. Hinter einander trafen Nachrichten ein, von dem Zuge Graf Heinrichs, der Einnahme des Schlosses Mondelberg, der Stadt und Citadelle von Kleve (mit Nichtachtung der bisher zugestandenen Neutralität), des Schlosses von Gennep, welche Plätze sämmtlich durch Handstreiche gefallen waren und mit Besatzungen versehen wurden. Diesmal war jedoch von spanischer Seite so strenge Mannszucht gehalten und alles Privateigenthum so sehr geachtet worden, daß Moritz selbst in

*) De obsidione Bred. 16—17.

der Folge seine Bewunderung darüber ausdrückte. Graf Heinrich befestigte das Dorf Mook zwischen Gennep und Grave, und bezog hier ein Lager. Darauf sendete man Kundschafter nach Battenburg und Ravenstein aus; er selbst, um den Feind zu täuschen, begab sich mit 15 Schwadronen Reiter und 1000 Schützen weiter *).

Inzwischen hatte Don Velasco seinen Zweck erreicht und von Grave bis Ravenstein hin alles Vieh aufgetrieben und nach Herzogenbosch geschickt, auch dadurch in der ganzen Gegend nicht geringen Schrecken verbreitet. Der Graf van den Bergh berief Johann von Nassau und den Herrn von Aubremont zu sich und setzte durch Letztern Spinola in Kenntniß, daß er sich zwar hinsichtlich Ravensteins getäuscht, die Einnahme von Grave aber für möglich halte, wenn anders der Marquis damit einverstanden sei; in jedem Fall aber bedürfe er mehr Truppen, um etwas Erhebliches ausrichten zu können. Der Graf beorderte inzwischen Johann von Nassau, den Uebergang nach dem andern Maasufer zu bewerkstelligen und unweit Grave ein Lager zu beziehen; er selbst hatte die Absicht, nur so lange noch bei Mook zu verweilen, bis Spinola ihn von seinem weitern Kriegsplan in Kenntniß gesetzt haben würde. Bis auf ein Weiteres sollten für Erbauung einer Schiffbrücke, zum Behufe der Uebersetzung des Heeres über die Maas, alle nöthigen Anstalten getroffen werden.

Ein furchtbares Naturschauspiel unterbrach jedoch für eine Weile die ferneren Operationen und brachte Schreck und Entsetzen unter die Spanier. Regen, Wind, Blitz und Donner wütheten plötzlich auf unerhörte Weise und

*) Mémoires de Frédéric-Henri. 23. 24. La Pise 798.

schienen alle Elemente im Aufruhr und Erde und Himmel durch einander gemischt zeigen zu wollen. Eine dicke Finsterniß umzog Alles weit in der Runde und das Wasser fiel in Strömen herab. Das abergläubige, bigote Volk hielt dafür, daß der jüngste Tag angebrochen *). In derselben Nacht hatte der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien, welchen sein Bruder mit einer Anzahl frischer Truppen nach der alten Stellung bei Rees und Emmerich zurückgeschickt und welcher, nachdem er diese Städte noch mehr befestigt und längs der Yssel verschiedene starke Verschanzungen, zumal gegen Dieren, Bronckhorst, Brunsberg und andere Punkte hin, aufgeworfen, auch die Bewohner der Veluwe in wehrhaften Stand gegen neue Ueberfälle, sowie zur Bewachung der Stromüberfahrten gesetzt **), von Rees herbeigeeilt war, einen Ueberfall mit Macht auf das noch nicht vollständig befestigte Lager beschlossen gehabt. Allein eben jenes Ungewitter hinderte ihn an der Ausführung, so gut auch alle Vorkehrungen eingeleitet worden, und als der Prinz ein paar Tage später sein Wagniß gleichwol erneuern wollte, fand er unglücklicherweise die Besatzung von Grave nicht zu der Zeit, wie sie beordert worden, zu seiner Unterstützung ausgerückt, anderseits aber das spanische Lager nicht so wehrlos, wie man ihm vorgespiegelt hatte. Nach kurzem Geplänkel ließ er daher wieder ab von dem Feinde.

Während dieser Vorfälle hatte sich Johann von Nassau

*) Die Holländer verbreiteten die Nachricht in den Zeitungen: „que la soif avoit étranglé l'armée de Spinola et que les chaleurs de la canicule l'avoient étouffée.“ Neuville histoire de la Hollande. 420.

**) Theatrum Europaeum. I. 830.

ganz nahe bei Grave gelagert und zwar in vortheilhafter Stellung, da nämlich zur Rechten der Fluß, in der Fronte und zur Linken aber ein Arm desselben ihn deckte. Er führte aber jetzt auch noch in der Fronte und auf beiden Seiten einen Graben auf, nämlich durch den Zwischenraum zwischen dem Lager und den beiden Wassern, um den Holländern jeden Uebergang zu erschweren. Seiner Fronte kamen die nahe stehenden Waldungen als Punkte zu Hinterhalten sehr zu statten, während Friedrich Heinrich die um die Stadt herum sanft aufsteigenden Hügel, aus Furcht vor nächtlichen Ueberfällen, zu verlassen für gut fand. Von da an kam es fast jeden Morgen zu kleinen Gefechten mit der Reiterei, indem die Holländer stets zur Nachtzeit einige Erdhügel aufwarfen, welche man ihnen mit Tagesanbruch wieder zu nehmen hatte. So neckte man sich einige Zeit gegenseitig, ohne etwas Bedeutendes auszurichten *).

Spinola, obwol er es beinahe übel genommen, daß der Graf van den Bergh den von ihm selbst doch vorgeschlagenen Angriff auf Ravenstein so leicht wieder aufgegeben hatte, willfahrtete dennoch wegen Grave und erlaubte ihm deßhalb nach Umständen zu handeln. Er selbst befestigte inzwischen sein Lager bei Gilsen mit neuen Redouten, um den Holländern jede Lust zu einem Ausfall auf seine Stellungen zu benehmen.

In Breda hatte man sich während der letzten Wochen mit dem Wahne getäuscht, daß der Plan auf die Festung von dem Marquis bestimmt verlassen sei; aus diesem Grunde waren alle, aus Furcht vor einer Belagerung

*) De obsid. Bred. 20 fg.

nach benachbarten Städten geflüchtete Möbel auf Schiffen wieder zurückgebracht worden. Man versäumte es, sich mit neuen Mundvorräthen zu versehen, da der wirklich vorhandene für den Winter ausreichend schien. Leichtsinniger Weise gab man auch die Wiederausfuhr von 100 bereits eingebrachten Mastochsen und zwei Schiffsladungen Käse, als nunmehr überflüssig, zu. Nicht minder unvorsichtig nahm man alle aus den Umgegenden, welche die Spanier verheerten, Flüchtigen, nebst ihren Familien und ihrem Gesinde in die Stadt auf, zwar durch die Gesetze der Humanität entschuldbar, jedoch in einem größern Interesse beklagenswerth, weil zum größten Schaden der tapfern Besatzung deren Mundvorräthe durch diesen neuen Zuwachs von Consumenten beträchtlich geschmälert wurden *).

Die neuesten Maßregeln des Marquis de Spinola hatten den Prinzen Moritz in völliger Ungewißheit über die eigentlichen Anschläge der Spanier gelassen. So kam es denn, daß, da er Gravenicht entblößen konnte, um Breda zu verstärken, und umgekehrt, er keinem von beiden Plätzen Beistand leistete. Inzwischen verlor er nichts von der Elasticität und Rüstigkeit, die man an ihm so sehr gewohnt war. Er verließ den Haag neuerdings, um zu seinem Bruder nach Nymwegen sich zu begeben, ließ Geschütz und Kriegsvorräthe in Menge nach Bommel schaffen und sorgte für die Befestigung sämmtlicher kleiner Orte, welche Herzogenbosch umkränzten **).

Viele Stimmen im spanischen Lager hatten Spinola heftig getadelt, daß er so lange mit einer größern Unter-

*) H. Hugo l. c.

**) Ebendas.

nehmung gezögert; aber es wies sich sein System als weise und als die Frucht reifer und sicherer Berechnung der Umstände aus. Schon begann unvermerkt der Herbst heranzurücken, welcher die Holländer außer Stand setzte, durch irgend eine kriegerische Bewegung auf einer andern Seite den Feind von Breda abzulenken, während dieser für alle vorkommende Fälle bereit und gerüstet blieb.

Der Graf van den Bergh hatte nach eingezogenen nähern Erkundigungen über Lage und Hülfsmittel von Grave auch diesen Platz aufgegeben und Spinola, der darüber um so mehr verwundert sich zeigte, als er schon die frühere Verzweiflung seines Freundes wegen Ravensteins unbegreiflich gefunden, in dreiwöchentlichen Unterhandlungen durch Briefe und Sendlinge zuletzt seine Ueberzeugung von der Unthunlichkeit eines Versuches ebenfalls beigebracht; dafür steifte sich bei dem Oberfeldherrn um so mehr sein eigener Entschluß, Breda betreffend. Er empfahl dem Grafen die möglichste Sorgfalt für Gelderland und erwirkte dadurch, daß er alle Verhältnisse und Aussichten der Erzherzogin Infantin, sowie die nachtheiligen Folgen eines entgegengesetzten Benehmens klar zu machen wußte, unschwer ihre Einwilligung zu dem Operationsplan wider Breda.

Den Winken des erfahrnen Hauptes gehorsam, bewerkstelligte Graf Heinrich seinen Rückzug aus dem Lager bei Grave mit solcher Behutsamkeit und Klugheit, daß Peter Ernst von Mansfeld mit den 20,000 Mann, welche ihm zur Verfügung standen, nichts wider die 4000 Mann Fußvolk und 1000 Mann Reiterei van den Bergh's auszurichten vermochte. Ebenso wußte Graf Johann von Nassau, welcher in Gefahr stand, auf seinem Rück-

zuge von der Uebermacht der Holländer umzingelt zu werden, in dreifacher Schlachtordnung, wie zu unmittelbarem Kampfe gerüstet, sich aufzustellen, daß er den Feinden Respekt einflößte und sie nichts wider ihn zu unternehmen sich getrauten.

Die Neider des Marquis wie die des Grafen Heinrich benutzten jedoch diese fünfwöchentliche Unthätigkeit in den Hauptoperationen, die sie nicht begriffen, um sie gegenseitig bald als zaghaft, bald als verdächtig hinzustellen und auf mancherlei Weise zu verleumden. Allein Spinola brauchte geringe Mühe, um sich und seine Collegen von allen Vorwürfen vollkommen zu reinigen. Man ließ den Unverstand und die Gemeinheit fortschimpfen und sorgte mittlerweile für neue Truppenwerbungen, auch für Sold und Lebensmittel, um die früheren unangenehmen Scenen nicht abermals zu erleben *).

Don Francesco Medina, einer der tüchtigsten Unteranführer, nahm sein Quartier zu Ginnecken, Paolo Baglioni, Oberst der italienischen Legion, bei der großen Gavenne, Carlo Rotta zu Terheyden. Zwei Seiten der Stadt, von wo aus die Belagerung geleitet werden mußte, waren somit in einer Nacht bereits gewonnen. Man hatte in Breda die Ankunft der Feinde früher erblickt, als durch das Gerücht erfahren. Sogleich begann man mit Kanonaden und kleinen Gefechten, die jedoch ohne erhebliche Umstände waren. Die Häuser außerhalb der Stadt wurden auf Befehl des Gubernators in Brand gesteckt, die Landleute flohen in verschiedenen Richtungen befreundeten sichern Hürden zu **).

*) De obsid. Bred. 22 fg.
**) Ebendas. 23 fg.

Der Marquis von Spinola, Breda nunmehr näher gerückt, leitete von einem Thurme von Ginnecken aus die Absteckung seines neuen Lagers und ließ Recognoscirungen um die Stadt vornehmen. Medina besetzte einen kleinen Mühlenbach, und nachdem zuerst ein Wall und sodann noch eine größere Befestigung aufgeführt worden, erbaute er drei Thürmchen längs dem Wege, sowie ein Kastell. Die Bogenschützen wurden hinter Verzäunungen und Weidenkörben als Besatzung derselben aufgestellt. Nicht minder sorgte man für Bewachung der Brücke über den Merk, unfern der Kirche von Ginnecken. Giovanni de Medicis ward außersehen, bei Terheyden einen tauglichen Ort für ein Lager auszumitteln. Alle Schleußen der Feldwasser und der in die Merk sich gießenden erhielten eine genügende Zahl von Hütern *).

Schon am ersten Tage der Belagerung fielen verschiedene Fahrzeuge mit Lebensmitteln und Hausgeräthschaften den Spaniern in die Hände und wurden den Soldaten, um sie heiter zu stimmen, zur Beute überlassen. Man ersah darin ein günstiges Omen für die Zukunft.

Von Breda aus steckte man sofort sämmtliche Wohnungen zwischen der Festung und Ginnecken selbst in Brand; da man keine Hoffnung hatte, sie lange vertheidigen zu können, und ebenso ward der dichte Wald, der Belckrombosch genannt, umgehauen, damit der Feind keinen Haltpunkt darin gewinnen könnte. Auch mehre kleine Weiler erlitten, bei unternommenen Ausfällen, dasselbe Schicksal. Ein Hügel, darauf eine abgetragene Mühle gestanden, wurde befestigt und mit Pallisaden ver-

*) De obsid. Bred. 24. v. Goor l. c.

sehen. Endlich nahm man von Seite des Kriegsgubernium's, in Uebereinstimmung mit dem Rathe, ein Inventarium der vorhandenen Lebensmittel bei allen Bürgern und Insassen der Stadt auf und schickte es dem Prinzen Moritz zum Behufe der nöthigen Anordnungen hinsichtlich dieses Punktes zu *).

Spanischer Seits befestigte man ferner Teteringen und Hage, zwei Dörfer in entgegengesetzten Richtungen von der Stadt, und führte auch hier Mauern, Gräben und Kastelle auf. Eine kleine Besatzung bewachte den sogenannten Minenhügel und eine Schiffbrücke über die Merk mit Verzäunung deckte und wehrte hier den Zugang. Das Dorf Terheyden wurde durch zwei Lager entzweigeschnitten. Ueber das äußere erhielt Carlo Roma, ein welscher Anführer von großem Talent und erprobter Tapferkeit, interimistisch für den Marchese di Campolattari, den Befehl **).

Jetzt erst konnte die vollständige Umwallung der Stadt, und zwar auf allen vier Seiten zugleich, vorgenommen werden. Eine kleine Erdmauer von einem Dorfe in das andere, von einem Walle zu dem andern laufend, ward aufgeführt, je mit Thürmen und Munitionen in den einzelnen Zwischenräumen von 400—600 Schritten; da aber, wo die Natur des Bodens und die Lage der Wege es erheischten, brachte man Verrammlungen an. Jede einzelne Abtheilung betrieb die Arbeit von seinem respektiven Lager in das nächste fort; so von Ginnecken aus nach Hage der Marchese von Campolattari, gegen Tete-

*) Van Goor l. c.

**) Mémoires de Fr. Henri 25. H. Hugo 25.

ringen zu der Graf von Nassau. Hier stand das Lager Spinola's selbst, innerhalb eines Walles von 7000 Schritten, der jedoch im Rücken, der Reiterei wegen, eine Unterbrechung hatte. Dasjenige des Baglioni (unstreitig die wichtigste Stellung unter allen) umfaßte einen Raum von 8500 Schritten; das des Ballancon von 3200 Schritten; der sogenannte schwarze Dyck 2400; das Isenburgische aber von 9500 Schritten. Der äußere Zirkel dieser ersten Umwallung ward auf 30,600 Schritte berechnet; der innere, gegen die Stadt gerichtete, war von dem äußern und an den meisten Punkten ungefähr 200 Schritte entfernt, und dieser Zwischenraum der Wege von einem Lager in das andere hatte einen Umfang von etwa fünf Stunden. Beide Zirkel hatten nach der Höhe zu nicht mehr als fünf Fuß. Unten ungefähr sieben Fuß in der Dicke zählend, liefen sie von da an spitzig aufwärts bis zu einer Dicke von blos drei Fuß. Der um beide außerhalb gezogene Graben war sechs Fuß tief, oben sieben und unten (wo offener Boden) zwei Fuß breit, damit nicht, wenn die Ufer in gerader Richtung, der Sand locker gemacht würde. Auf beide kamen Thürme und Kastelle (Forts) ungefähr 70 an der Zahl, in welchen die Soldaten zu einzelnen Rotten aufgestellt wurden. So hatte denn Spinola Breda mit vier Lagern, wie mit ausgestreckten Armen umschlungen, in einer Weise, daß die kleineren Lager von den größeren eingeschlossen, die Stelle von Schlössern und Kastellen vertraten. Er hatte dies aus dem Grunde gethan, damit mit geringerer Menschenzahl das große Werk ausgeführt und bedeutenden Ausfällen aus der Festung überall eine gleiche Zahl von Vertheidigern entgegengeworfen werden konnte. Trotz des

Umstandes, daß hierdurch den nächst anwohnenden Landleuten Zeit verstattet wurde, ihr Getreide und Vieh in die Stadt einzubringen und dadurch den Belagerten es möglich zu machen, länger auszuhalten, so ward doch dieser kleine Nachtheil durch einen bedeutenden Vortheil in der Folge aufgewogen *).

Um den Spaniern jede Gelegenheit zu Hinterhalten zu entreißen, zündete man holländischer Seits jetzt alle noch übrigen Gebäude außerhalb der Stadt, ungefähr 440 an der Zahl, freiwillig an; zugleich unternahm ein Theil der Besatzung einen heftigen Ausfall auf die mit der Wallarbeit beschäftigten Feinde, welcher erst nach dreistündigem Kampfe durch die besondere Tapferkeit des Grafen von Isenburg abgeschlagen werden konnte. Wäre man mit dergleichen fortgefahren, so würden die Spanier ungemein gelitten und vielleicht die Kriegsangelegenheiten im Allgemeinen eine andere Wendung genommen haben; so aber ließ man unglücklicherweise Jenen Zeit genug, beide Circumvallationsmauern, sowie die eben beschriebenen Thürme und Kastelle nach und nach zu vollenden. Aus allen Schilderungen gleichzeitiger Kriegsschriftsteller geht hervor, daß strategische Meister ersten Ranges das Ganze geleitet **).

Zu diesen Befestigungswerken und Schutzwehren der Spanier kam noch ein Damm, welchen man vom Dorfe Hage bis zur Brücke, durch welche es mit Terheyden verbunden war, aufführte, wol 2500 Fuß lang und 6 Fuß hoch; und um dem feuchten Grunde nachzuhelfen,

*) De obsid. Bred. 26 fg.

**) Ebendas. Van Goor 167.

welcher der Schwere der Wagen und Pferde nicht wohl gewachsen war, belegte man ihn, dem Rathe lokalkundiger Architekten zufolge, mit tüchtigen Balken. Dadurch ward zugleich den Ueberschwemmungen der Merk und den Uebelständen der Restagnation gesteuert; denn gewöhnlich bildete sich der ohnehin hier niederere, lockere und von Natur feuchte Boden, in Folge des Austretens der Feldwasser und der Ueberströmung des Merkflusses, zur Winterszeit zu einem so hohen See aus, daß man förmlich darauf schiffen, Lebensmittel auf Kähnen bequem in die Stadt bringen und zugleich das eine Lager von dem andern abtrennen konnte.

Spinola entwickelte bei dem Allen eine erstaunenswerthe Thätigkeit, indem er auf jede Weise hier den Ehrgeiz der Feldhauptleute und Künstler stachelte, dort den Muth und die Ausdauer der Handwerker und Soldaten zu der schwierigen Arbeit stärkte. Eine so bedeutende Reihe von Wällen, Thürmen und Kastellen war innerhalb eines Zeitraumes von 17 Tagen zu Stande gekommen, ohne daß man gleichwol nöthig gehabt hätte, allzu viele Leute bei dem Geschäfte zu verwenden. Wesentlich trug dazu bei, daß eine große Zahl Personen aus edeln Häusern, deren Beispiel elektrisirte, sich in Spinola's Lager eingefunden hatte; so sah man selbst Prinzen und Grafen freiwillig als Gemeine den Feldzug mitmachen, angelockt sowol durch die Größe und den Ruhm eines Feldherrn, in dessen Schule sie sich zu tüchtigen Kriegsleuten zu bilden hofften, als durch den Glanz, der auf sie durch den Waffendienst gegen Widersacher, wie die drei Nassauer, Mansfeld und Andere, zurückfallen mußte. Diese hohen Personen trugen, gemeinschaftlich mit Soldaten und Bauern,

Erde und Steine eigenhändig herbei. Der gemeine Mann ward dadurch zu verdoppeltem Eifer angereizt; auch erkannte er mit freudigem Danke, daß für ihn von oben herab redlichst gesorgt werde. Es lockte ferner Viele der bei ohnehin kärglich fließender Löhnung zweifach wichtige Umstand, daß die Schanzarbeiten besonders vergütet und dadurch Gelegenheit zu reichlichem Verdienste gegeben wurde.

Die Stellung des spanischen Lagers war auch außerdem hier günstiger, als die des Lagers bei Gilsen; es fanden sich ein Fluß und mehre Bäche, reife Erntefelder und volle Scheunen vor, das gute Wetter erleichterte die Arbeit und wirkte vortheilhaft auf den Gesundheitszustand, während anderseits allerlei nachtheilige Einflüsse des Herbstes und bösartige Fieber das Kriegsvolk plagten *).

Mittlerweile ward in Breda nichts versäumt, was zu einem guten Vertheidigungssystem gehörte. Aertsen, der Militärgouverneur der Stadt, ließ beinahe täglich Kriegsrath halten und über die zweckmäßigsten Maßregeln zur Aufrechthaltung guter Disciplin unter der Besatzung, von Ruhe und Ordnung unter den Bürgern und zur Vereinigung der Kräfte Beider für die Interessen des Vaterlandes sich besprechen. Sämmtliche vermögliche Einwohner wurden angehalten, den Belauf ihrer Geldmittel eidlich anzugeben, damit ermessen werden konnte, inwiefern, bei dazumal bereits schlecht bestellter Kasse, der Sold an die Truppen zureiche. Die Notablen gingen hierin mit gutem Beispiel voran und alle Uebrigen folgten willig; denn es herrschte in Breda, wie in wenigen Städten Nord-Niederlands, ein hoher, selbstverleugnender, zu jedem

*) H. Hugo 31 fg.

Opfer für Freiheit und Ehre entschlossener Patriotismus. Die auf solche Weise angegebene und auf das Rathhaus in Natura abgelieferte Summe belief sich auf 150,000 Gulden. Abgeschätzte Geldsorten erhielten ihren alten Werth wieder und manchen Münzen gab man, in Erwägung des Dranges der Umstände, einen erhöhten *). Der Gubernator und die Wethouders ließen durch Trommelschlag bekannt machen, daß Käse und getrocknete Häringe aus den öffentlichen Magazinen verkauft würden; denn es gebrach bereits gänzlich an Butter und Fleisch. Die Bürger, voll patriotischen Gefühls, jedoch enthielten sich so lange als möglich des Ankaufs dieser Consumtibilien, um die Soldaten nicht zu verkürzen.

Spinola wußte nur gar zu wohl, mit welchem Feinde er es zu thun habe, und daß seine Streitmacht, trotz der großartigen von ihm aufgeführten Belagerungswerke nicht hinreiche, um ihn so leicht zum Meister von Breda zu machen. Hierzu kamen noch schlimme Gerüchte von der Annäherung Mansfelds, welcher, nachdem er seine Raubzüge fortgesetzt, das spanische Heer nunmehr zwingen zu wollen schien, die Absichten auf Breda aufzugeben. Der Marquis schrieb an den Herzog von Baiern und den Grafen Tilly dringend um Verstärkungen.

Als Prinz Moritz den Ernst des spanischen Oberfeldherrn erkannt, begriff er die Nothwendigkeit, größere Thätigkeit als bisher zu entwickeln; in der sichern Ueberzeugung

*) Resolutien der Stadt Breda, van Loon (Nederl. Histor. Pennige II. 157), van Goor (166) und Joachim (Neueröffnetes Münzkabinet I.), bei welch Letzterem man auch die Abbildung der Münzen sehen kann.

jedoch, daß Jener mit Gewalt nichts werde gegen Breda ausrichten können, beschloß er vor Allem das Klevesche von der Gegenwart des Feindes zu säubern und somit zunächst die vom Grafen van den Bergh besetzten Plätze wiederzugewinnen. Zu dem Ende ward die holländische Armee nach der Mooker Haide beordert, woselbst er ebenfalls einzutreffen gedachte. Graf Heinrich hatte dies jedoch nicht sobald erfahren, als er Gennep von freien Stücken aufgab und sich in Eile nach Rheinbergen zurückzog. Die Holländer rückten jetzt vor Kleve, wo die Citadelle sich noch am gleichen Tage ergab. Gennep und andere Plätze folgten diesem Beispiel. Man kam jedoch von beiden Seiten überein, die Neutralität gedachter Städte künftig mehr als bisher anzuerkennen und keine Truppen darein zu verlegen *).

Der üble Gesundheitszustand unter den Truppen des Prinzen hatte einen großen Theil derselben, besonders die Reiterei unbrauchbar gemacht. Als er daher sah, daß in diesen Gegenden ferner nichts zu thun, Spinola aber täglich stärker sich befestige, zog er mit etwa 15,000 Mann zu Fuß und 1200 Reitern gegen Grave an, wo er über die Maas setzte, und von da nach Heusden und Raemsdom gegenüber von Gertruydenberg, zwei Stunden blos von Breda, vorrückte **).

Heinrich van den Bergh war dem Prinzen durch die Campine auf dem Fuße nachgefolgt. Ein kleines Reitertreffen mit der Besatzung von Bergen-op-Zoom, welche den

*) Mémoires de Frédéric-Henri d'Orange. S. 25.

**) Ebendaselbst. Aitzema, Zaken van Staat en Oorlog. — Van Goor l. c.

Spaniern beträchtliche Beute abgejagt, und eine Affaire mit Sevenberg, einer Stadt, deren Neutralität formell zwar anerkannt, aber faktisch nicht geachtet worden, und worin die Jesuiten, wie an so vielen Orten, eine thätige Rolle spielten, bildeten kleine Episoden.

Unter den fremden Fürsten, welche die Neugier mehr als die Kriegslust angetrieben, das beginnende Schauspiel vor Breda in Bequemlichkeit mit anzusehen, befand sich der Prinz Wladislaus Sigismund, ältester Sohn des Königs von Polen, welcher dem Hofe zu Brüssel einen Besuch abgestattet und eine sehr glänzende Aufnahme daselbst gefunden hatte. Als er im Lager erschien und zahlreiches Geschütz zu seinem Empfange abgefeuert wurde, zeigte sich plötzlich am Himmel eine Mondfinsterniß; was man, wie jedoch der Erfolg später gezeigt hat, sehr unrichtig dahin auslegte, daß dieser Fürst dereinst ein Bändiger des türkischen Halbmondes sein werde. Auch die Bredaer wollten das Ihrige thun, und gaben die starke Salve, welche bei diesem Anlaß gefeuert worden, mit verstärktem Accente zurück. Die Kugeln fielen in den dichtesten Haufen, der um den Prinzen von Polen sich gedrängt. Darauf ritt er mit Spinola, welcher zu Abwendung jeder Gefahr inzwischen Sorge getragen, durch das übrige Lager der Spanier, um Alles genau zu besichtigen. Ueberrascht von den Meisterwerken der Strategie, die sich hier ihm darstellten, erklärte Sigismund laut: „die Würfel seien in der Art geworfen, daß es um den Kriegsruhm des einen oder anderen der zwei größten Feldherren des Zeitalters, Spinola und Moritz, sich handele." Da er keine Lust hatte, den Operationen selbst beizuwohnen, so ging er nach Antwerpen zurück, wohin ihn der Marquis mit einer starken

Truppenabtheilung unter Anführung Graf Salazars begleiten ließ, um sich durch Deutschland nach Italien zu begeben *).

Spinola zeigte sich nicht nur gastlich und aufmerksam gegen befreundete Gäste, sondern auch human und liberal gegen feindlich gesinnte, die der Zufall ihm in die Hände geführt, sobald nur nicht das Kriegsgesetz die Strenge absolut nothwendig machte. Dies bewies er, um nur einen Fall anzuführen, dadurch, daß er acht vornehme junge Cavaliere aus Frankreich, welche als Freiwillige nach Breda gekommen waren und den Versuch gemacht hatten, sich durch das spanische Lager in das des Prinzen von Oranien zu schleichen, jedoch in die Gewalt der Feinde gerathen waren, freundlich beherbergte und ihnen die Wahl ließ, entweder nach ihrer Heimat oder nach Breda zurückzukehren; worauf sie letzteres vorzogen.

Um eine wichtige Stellung bei Oosterhout, von der man befürchten mußte, Prinz Moritz werde sie einnehmen und von da aus den Spaniern bedeutenden Schaden zufügen, voraus zu besetzen, ward der Baron von Beauvoir, Anführer des burgundischen Regimentes, mit einer Anzahl Truppen dahin beordert. Noch immer jedoch hatte Spinola von des Prinzen eigentlichem Operationsplan keine bestimmte Idee, noch sichere Nachricht. Endlich vernahm man seine Ankunft bei Getruydenburg und er machte Bewegungen, welche auf die Befestigung von Oudenbosk und Roosendael mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit schließen ließen. Der Prinz schlug bei Made (halbwegs zwischen Gertruydenburg und Breda) Lager. Spinola beschloß mit 7000

*) H. Hugo 34—37. Theatrum Europaeum 830.

Mann zu Fuß und 30 Fähnlein Reiter ihm entgegenzuziehen, nachdem er die Hut des Lagers von Ginnecken an Francisco de Medina überlassen hatte. Unweit Oosterhout, in einer Entfernung von blos 3000 Schritten vom Feinde, machte er Halt. Von der Raschheit dieses Zuges hing das Schicksal der ganzen Belagerung ab; denn nur ein Tag später, so würde Oranien, durch das günstige Terrain zwischen Teteringen und Hage unterstützt, bis zum Sumpfe auf Wagen, und über den Sumpf auf leichten Fahrzeugen, mit leichter Mühe Alles in die Festung gebracht haben, dessen sie bedürftig war, zumal da, mit Ausnahme der vier kleinen Thürme auf dem schwarzen Dyck, hierseits noch keine Befestigungen daran hinderten.

Der Marquis wußte schnell Rath zu schaffen und noch zu guter Stunde die Wege zwischen jenem Damm und dem Lager der Holländer zu versperren; er kam dem Prinzen dadurch zuvor und schnitt ihm alle Aussicht ab, seinen Zweck zu erreichen. Zwei Tage lang erwartete er seinen Gegner, vollkommen zur Schlacht gerüstet; da dieser jedoch keine Miene machte, anzugreifen, so entstand im Kriegsrathe die Frage: ob es nicht gerathen sein dürfte, auch die im Lager zurückgelassenen Truppen an sich zu ziehen und mit vereinigter Macht den Prinzen von Oranien anzugreifen, statt länger in der gegenwärtigen Stellung ihn abzuharren. Spinola hatte aber seine eigene Meinung in Bezug auf diesen Punkt, und ließ sich auch dadurch nicht irre machen, daß unberufene Wortführer ihm das Beispiel des großen Prinzen von Parma vor Augen hielten, nicht ohne die Absicht, seinen Stolz zu verwunden. Den Prinzen durch eine Anzahl Kanonenschüsse zum

Kampfe aufzufodern, verschmähte er, als seiner unwürdig *).

Da Moritz fortwährend in seiner Stellung verblieb, ohne irgend ein Lebenszeichen von sich zu geben, so gewann der Marquis Zeit genug zu Anlegung neuer Kastelle oder Forts, welche er Beauvoir, Nassau und Philipp v. Fugger zu vollenden übertrug und welche dem Prinzen auf der linken Seite bis Terheyden jeden Uebergang wehrten. Dieselben waren von gleicher Gestalt, Größe und Festigkeit wie die früher beschriebenen. Auch diese zu unterbrechen, machte Oranien keine Miene, weder bei Tag, noch bei Nacht. Die englischen Schützen, welche er in Sold genommen, wurden der Zögerung überdrüßig und verließen ihn großentheils. Einzelne französische Edle aber sendeten Auffoderungen zu Zweikämpfen in das spanische Lager, welche mit vieler Ritterlichkeit aufgenommen wurden. Die Turniere fanden unweit des feindlichen Lagers statt, und bis sie zu Ende, herrschte eine Art stillschweigender Waffenruhe **).

Die Berichterstatter, welche zu Gunsten des Marquis von Spinola geschrieben, verschweigen die wahre Ursache des unbegreiflich langen Zögerns von Seite des Prinzen. Aus den holländischen Berichten jedoch erfährt man, daß es der Mangel an hinreichender Reiterei wär, was den Prinzen an jeder größern Bewegung gegen die Armee oder das Lager vor Breda hinderte; denn eingerissene Krankheiten hatten diese, hier so besonders nothwendige

*) De obsid. Bred. 35—37.

**) Ebendas. 39, woselbst sie ausführlich beschrieben zu finden sind.

Truppe, wie auch einen großen Theil des Fußvolkes außerordentlich geschwächt, während Spinola über 20,000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter verfügen konnte *).

Die Spanier machten sich gleichwol noch immer auf einen Ueberfall oder auf Anzündung ihres Lagers durch irgend ein Strategem des verschlagenen Oranien gefaßt, dessen unerschöpfliche Listen sie so oft schon zu ihrem Schaden kennen gelernt hatten. Der Prinz schien seine Anschläge in tiefes Geheimniß zu hüllen und über irgend einem kühnen Streich zu brüten. Bald wurde man durch die Kunde von den Vorfällen bei Antwerpen überrascht.

Der Prinz hatte sich schon früher mehrfach mit Planen zum Wiedergewinne des wichtigen Antwerpens beschäftigt, ohne die Umstände günstig zu finden. In der letzten Zeit jedoch, als er alle verfügbare Streitmacht des Königs von Spanien und der Infantin Isabella in Nordbrabant concentrirt glaubte, hielt er die Vollführung eines kühnen Streiches gegen jene Veste für möglicher als je, und die aus Antwerpen von Seite seiner Anhänger empfangenen Nachrichten bestätigten ihn in dieser Ueberzeugung. Man hatte ihm geschrieben, daß die Besatzung in der Citadelle ziemlich schwach sei, ja nicht über 800 Mann zähle und größtentheils aus Veteranen und Invaliden bestehe. Moritz begab sich mit einer Abtheilung Reiter nach Lillo und lud den Gouverneur von Bergen-op-Zoom,

*) Mémoires de Fréderic-Henri. Mais il est bien mal aise d'estre averti, si à point nommé: et partant est fort bien dit, que si un Chef sçavoit ce que l'autre fait, il luy seroit facile de le deffaire.

Rynhoven *), mit 4000 Mann zu Fuß zu sich ein **), von welchen letzteren kaum ein Drittel Feuerrohre, die übrigen aber halbe Piken trugen. Sie erschienen (12. Oktober) gegen 4 Uhr Morgens in 36 Wagen, welche mit allerlei Instrumenten und leichten, aus Binsen verfertigten Brücken, mit Leitern, welche nach Belieben lang oder kurz gemacht werden konnten, und andern dergleichen Geräthe versehen waren. Rynhoven machte einen Umweg durch das Dorf Putte, von wo aus er nach St. Job in Goar zog, um die Landleute glauben zu machen, als käme er von Lierre und gehörte zum Convoi aus dem spanischen Lager vor Breda. Die Offiziere hatten sämmtlich rothe Feldbinden an, und die Wagen, worauf die Soldaten transportirt wurden, waren mit weißen Tüchern bedeckt, worauf man, um desto sicherer zu täuschen, große rothe burgundische Kreuze abgemalt sah.

In dunkler, unheimlich windiger, stürmischer Nacht zogen die Holländer hinter Berchen bei Antwerpen nach der Stockerstraße, und als sie sich gegen 3 Uhr in der Frühe am Fuße des Kastells befanden, luden sie auf der Nordseite desselben in aller Stille Balken, Leitern und sämmtliche Instrumente ab, legten zwei Brücken über das Wasser bis zur äußersten Zugbrücke der Citadelle und befestigten sie am Ufer mit zwei großen eisernen Stangen. So schwierig und unmöglich auch das Ganze schien, so wagten sich dennoch die Holländer mit Brücken und Leitern an die zweite Zugbrücke des Schlosses und suchten

*) Die Mémoires de Fréd.-Henri nennen ihn Brochum. La Pise Bronchen, Drossaerd von Berghes.

**) Ebendieselben sprechen blos von „quelque infanterie.“

sie mit Petarden und andern Werkzeugen zu sprengen und zu öffnen. Anfänglich begünstigten Wind und Regen, welche unaufhörlich forttobten und die Wache nichts hören ließen, das kecke Unternehmen; allein gerade der ungestüme Wind verdarb plötzlich Alles dadurch, daß er eine der Leitern umwarf und auf die darunter liegende Brücke schleuderte. Das hieraus entstandene starke Getöse machte eine spanische Schildwache aufmerksam, und als sie auf ihr: „Wer da!“ keine Antwort erhielt, brannte sie ihr Gewehr los, rief Alarm und machte die ganze Besatzung rebellisch. Dieselbe schoß mit solchem Nachdrucke unter die Holländer, daß diese genöthigt wurden, mit Hinterlassung eines Theils ihrer Kriegsgeräthe und Instrumente, im Wasser, in den Gräben und auf den Brücken, sowie am Ufer selbst, den Rückzug theils nach Bergen-op-Zoom, theils nach Lillo anzutreten *).

In Antwerpen wurden zur Feier dieser Rettung alle Glocken geläutet, Dankgebete dargebracht und Freudenfeste angestellt **). Wäre der Anschlag geglückt, so würde vielleicht Brüssel selbst, ja ganz Brabant in die Hände des Prinzen gefallen, auf jeden Fall aber der Marquis von Spinola gezwungen worden sein, die Belagerung von

*) Il fut publié par les Entreprins, que les gens du Prince n'avoient failli de se prévaloir sur leurs foiblesses que par le secours divin. La Pise 799.

**) Theatrum Europaeum 833. Die Mémoires de Fréd. Henri, welche den Hergang kürzer erzählen, erklären das Mislingen auf folgende Weise: Il est à présumer, que si sans s'amuser à tant de subtilitez, que le dit entrepreneur avoit promis d'effectuer, on fust allé droit à la porte avec des pétards, on fust venu à bout de ce dessein.

Breda aufzuheben, und Alles eine andere Wendung genommen haben *).

Als Moritz durch Rynhoven von dem unerwarteten Unfalle in Kenntniß gesetzt wurde, zeigte er sich sehr bestürzt und verdrießlich **). Er sah keine Möglichkeit, den Feind aus seinen übermäßig starken Befestigungen zu treiben, und entschloß sich daher, von Made aufzubrechen und seine Armee in zwei große Hälften zu theilen; die eine führte er selbst nach Roosendael, die andere zog, unter dem Befehle seines Bruders Fr. Heinrich nach Walwic, in der Hoffnung, auf solche Weise die Convois, welche die Spanier häufig von Heerenbank nach ihrem Lager, zum Behufe des Transportes von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen, leiteten, aufzufangen oder zu unterbrechen. Aber auch hierin sah er sich getäuscht: die beiden

*) Dies gibt selbst H. Hugo zu.

**) Gramsporig. Er war es um so mehr, als seine eigenen Anhänger ihm vorgeworfen zu haben scheinen, daß er das Unternehmen zu unüberlegt entworfen, oder nicht genugsam unterstützt, oder über dasselbe die nothwendigere Hülfeleistung für Breda versäumt habe. Man höre darüber La Pise 799: „Si le Prince fut outrement affligé d'un si mauvais succès, il n'en faut pas point doubter: il avoit quitté le certain pour l'incertain; il n'avoit point secouru la ville, quand il avoit pu, ayant fait son compte que la prise d'Anvers entraineroit bien tost la reprise de Breda; mais à ceste fois il n'avoit pas compté avec celuy, qui tient bornées les entreprises humaines, qui vouloit terminer ses penibles travaux par ceste peste et ficher un clou à tant de conquestes et de victoires dont il l'avoit couronné, affin que ce qui luy restoit de vie, il l'employat à faire la revue des graces que Dieu luy avoit liberalement desparties, et a confesser qu' il ne les relevoit que de sa main."

Armeen waren zu weit von einander entfernt, um sich gegenseitig unterstützen zu können, und eine allein zu schwach, um ohne Beistand der andern etwas auszurichten. Graf Heinrich van den Bergh schirmte stets persönlich mit dem größern Theile seiner Reiterei und zahlreichen Haufen Fußvolks die gedachten Convois und vereitelte die bestangelegten Manöver des Prinzen.

Nach wenigen Tagen Aufenthalts bei Roosendael beschloß Oranien einen neuen Anschlag auf Antwerpen, der aber einen ebenso fatalen Ausgang nahm, wie der soeben beschriebene, schon aus dem natürlichen Grunde, weil die Besatzung inzwischen bedeutend verstärkt und ihre Wachsamkeit geschärft worden war; sowie aus dem fernern, daß Brochum, der auch diesmal an der Spitze stand, über zu wenig Truppen für einen offenen Angriff verfügen konnte*). Friedrich Heinrich erhielt den Auftrag, Sprange zu besetzen und zu befestigen.

Einige Tage nach dem Abzuge des Prinzen von Roosendael, wohin er den Grafen Ernst Kasimir von Nassau mitgenommen hatte, hielt Spinola dafür, daß für den Ruhm der spanischen Waffen in dieser Gegend genug geschehen sei, und begab sich in das Lager vor Breda zurück. Moritz, physisch bereits durch Leiden mancher Art geschwächt, fühlte sich durch den Verdruß und Aerger über die Misgeschicke der letzten Wochen noch mehr angegriffen, und verfiel in eine Krankheit, die ihn an entschiedener Thätigkeit hinderte**). Er übergab deshalb den Oberbe-

---

*) Mémoires de Fr. Henri. 28. Mehre andere Berichterstatter schweigen gänzlich darüber.

**) La Pise (S. 800) will diesen Grund nicht zugeben:

fehr interimistisch an Ernst Kasimir und reiste nach dem Haag zurück, daselbst seine Heilung abzuwarten. Allein bald verwandelte sich sein Uebel in eine förmliche Phthisis und zehrte zusehends und rasch an den edelsten Lebenskräften. Der Prinz inzwischen gab sich, trotz dieses Umstandes, mit dem Schicksale des geliebten Breda für und für beschäftigt, der sichern Hoffnung hin, daß der nahe Winter die Ausdauer der Belagerer ermüden, ihre Reihen schwächen und Spinola zum Rückzuge bestimmen werde. Zugleich berief er den Grafen von Mansfeld in dringlichen Briefen nach Holland, welcher denn auch alsbald im Haag eintraf und nach gepflogenen Conferenzen mit Oranien sich nach Frankreich und England begab, in diesen Reichen neues Volk anzuwerben. Auf der Seereise nach letzterem ward der trotzige Held von einem so furchtbaren Sturme überfallen, daß er Schiffbruch litt und nur mit Mühe an das Land gelangte. König Jakob I. empfing ihn gnädig, versprach wie gewöhnlich goldene Berge, vorerst 14,000 Mann Soldtruppen, während zu gleicher Zeit die Generalstaaten in verschiedenen Ländern Europas neue Werbungen veranstalteten.

Spinola erfuhr alle diese Maßregeln des Prinzen noch zu rechter Zeit und betrieb in Brüssel die möglichsten Gegenvorkehrungen. Der Kaiser sollte wider Mansfeld aufrücken, die Erzherzogin aber 15,000 Mann Fußvolk (sogenannte Kerrlinge) und 3000 Reiter (Bandes d'Ordon-

Il avoit l'ame trop bien faite pour la donner en proye à la douleur, et très sage par ses propres experiences, il sçavoit bien, qu'il n'y a rien de plus incertain que les succès de la guerre, et que les evénémens sont en la main de Dieu.

nance) zur Bewachung der Grenzen anwerben lassen. Beide willfahrteten. Auch der Herzog von Baiern, durch Graf Ottavio Sforza bearbeitet, verhieß 1000 Reiter und 3000 Mann Fußvolk. Für all dieser Truppen gehörige Verpflegung zu sorgen, war kein Geringes; doch wußte der Feldherr mit der ihm eigenen Rührigkeit schnell und vollständig Rath.

Die meiste Verlegenheit bereiteten ihm die Wagen. Zu ihrer Herbeischaffung fanden sich die Stände von Brabant und Flandern, sowie einiger andern Provinzen der Süd-Niederlande bereitwillig. Man errichtete zu Lierre (Lier) ein ungeheures Kornmagazin; Graf Heinrich van den Bergh leitete das Ganze. Seine Wachsamkeit gegen die feindlichen Ueberfälle war bewundernswerth. Sowol er als der Marquis wußten allen Listen der Prinzlichen mit ebenso großer Schlauheit zu begegnen. Zu keiner Zeit brauchte man die Spione häufiger, als bei dieser Belagerung. Strenge Mannszucht und harte Strafen gegen Säumige und Schuldige erhielten im Heere die moralischen Bande unter so verschiedenartigen Bestandtheilen. Die wohlthätigen Früchte eines solchen Systems zeigten sich in Allem. Mit besonderem Eifer übte man die Pferde ein und sorgte für gutes Futter. Zum Schutze der Convois wurden neue Werke errichtet und für jene zwar längere, aber desto sicherere Wege ausgemittelt *).

Der abermalige Anschlag Oraniens auf Antwerpen hatte den Verdacht geheimer Einverständnisse und Verrätherei aufkommen lassen. Der Marquis drang auf genaue Untersuchung, in welcher man auf allerlei Spuren

*) De obsid. Bred. 40—49. Neuville I, 435 fg.

kam; die Bezüchtigten, Ueberwiesenen erlitten gebührende Strafe.

Mittlerweile sannen die Holländer auf neue Mittel zur Verhinderung der Zufuhren ins spanische Lager. Sie verbarben Mühlen, Fischereien, Bierbrauereien u. s. w., wo sie es vermochten; zuletzt jedoch hielt die Besorgniß vor Repressalien von Fortsetzung dieser harten Maßregel ab. Gegenseitig suchte man die Landleute von Unterstützung des Feindes abzuschrecken; der Preis der Lebensmittel in Spinola's Lager steigerte sich mit jedem Tage mehr und die Noth der Belagerer war in dieser Hinsicht größer als die der Belagerten und der Holländer außerhalb der Stadt. Der Rath von Breda ging mit einer, selbst von Gegnern gepriesenen Weisheit bei Taxirung der Waaren und Verbrauchsartikel zu Werke. Die Preise blieben, der Nähe mehrer Hafenstädte willen, noch immer wohlfeil. Der spanische Feldherr that das Möglichste, um die erwähnten Uebelstände den Soldaten minder fühlbar zu machen; auch benahm er sich bei jeder Gelegenheit mit größter Liberalität gegen sie. Es ließ sich erwarten, daß die holländischen Zeitungen die Bedrängnisse der Feinde vergrößert unter das Publikum brachten und dadurch den Muth ihrer Landsleute stärkten. Sie verbreiteten falsche Gerüchte in Menge; nährten die Siegeshoffnung in bisweilen übermüthiger Sprache *).

Solcher Hohn und die häufigen Herausfoderungen der Belagerten wurden von Spinola durch noch enger Umwallung der Stadt erwidert. Es erstanden neue Werke in den Wällen der Herren von Wyngard, Balançon und

*) H. Hugo. — Van Goor. — Neuville a. a. O.

Isenburg. Bald sah man auch einzelne Soldaten, ja selbst Bürger, aus Furcht vor schlimmem Ausgang, zu den Spanischen überlaufen, besonders seitdem der Abgang von Fleisch zu ekelhaften Mahlzeiten von getödteten Hunden bei dem Scharfrichter trieb, welcher, statt dieselben nach üblicher Sitte zu verscharren, gleichsam als Restaurateur den Liebhabern um geringe Taxe vorsetzte. Spinola hinderte die fernere Desertion aus der Stadt, welche ihm aus verschiedenen Gründen bedenklich vorkam. Die Leute, welche künftig in diesen Fall kamen, wurden von den Vorposten mit Hellebarden zurückgetrieben und bei Wiederholung des Versuchs mit dem Galgen bedroht. Doch erbarmte sich der menschlich gesinnte Feldherr auf Einzelner Flehen; dagegen ließ er verschiedene Personen aus seinem eigenen Lager, welche zu Einschmuggelung von Lebensmitteln in die Stadt sich herliehen, ohne Barmherzigkeit aufknüpfen, um durch ein solches Beispiel Andere abzuschrecken; denn es war dies, was er vor Allem zu verhindern suchte. Auf den Wällen, wo noch keine Palisaden standen, wurden zur Vorsicht jetzt dergleichen angebracht.

Unerschüttert blieb jedoch Breda der Sache des Vaterlandes und des Prinzen getreu. Man versuchte neuerdings die Zufuhr von Lebensmitteln auf Fahrzeugen; aber ein Sturm zerstreute dieselben und sie wurden von den Spanischen entweder erbeutet oder unbrauchbar gemacht. Dagegen kamen diese durch die Langwierigkeit der Fouragen sehr in Verlegenheit, auch wußten die Belagerten sowol diese als die Holzfällungen eine Zeit lang glücklich zu verhindern. Spinola vermehrte seine Sorgfalt für diesen wichtigen Punkt und die Ruhe, welche den Pferden ge-

gönnt wurde, ersetzte theilweise den Abgang hinlänglichen Futters *).

Einen besondern Nachtheil brachte den Sachen Bredas die Ankunft des liguistisch gesinnten Grafen Philipp von Mansfeld, welcher als Oberster der Leibgarde des schwedischen Königs Gustav Adolf soeben erst von der Eroberung Rigas mit Ruhm bedeckt zurückgekommen und in die Dienste der Infantin getreten war. Derselbe hatte allerlei bedeutende Verbesserungen in der Artillerie zu Stande gebracht und die von ihm dressirten Kanonen und Mörser von neuer Erfindung, welche bei größerer Leichtigkeit im Mechanismus und schnellerer Wirkung viel weniger Pulver und Mühe hinsichtlich der Bedienung erfoderten, versetzten die Bredaner in nicht geringen Schrecken, da sie zum erstenmal mit Nachdruck aus zahlreichen Feuerschlünden begrüßt wurden. Der Graf setzte seine Versuche mit großem Erfolge fort. Von allen Heerführern der Spanier aber belästigte der Graf von Isenburg die Besatzung am meisten **).

Es konnte nicht fehlen, und die politischen Staatseinrichtungen sowie die eigentliche Stimmung des Parteigeistes in Holland brachten es mit sich, daß Prinz Moritz und die Staaten gegenseitig wegen des bisherigen schlechten Ganges der Dinge vor Breda sich Vorwürfe machten. Man fand die ungewöhnliche Zögerung des Erstern, seine Resignation beim Anblicke der Befestigungswerke des unermüdlichen Spinola, seine behagliche Beobachtungstaktik und den plötzlichen Wegzug von Made gleich unbegreiflich.

*) H. Hugo 49—54.

**) Ebendaselbst.

Dagegen beschuldigte Moritz die Generalstaaten, daß sie ihn (vermuthlich weil die Baronie Breda mehr als Familiengut der Nassauer, denn als Staatseigenthum betrachtet wurde) sehr lau unterstützt; ja, er machte sogar Miene, den Oberbefehl und alle Würden, die er bekleidete, in ihre Hände zurückzugeben. Dies wirkte, schreckte; man bat ihn gleichsam um Verzeihung und erklärte ihn neuerdings für den Retter und einzigen Leiter der Republik, von dessen Weisheit und Kraft Alles vertrauensvoll erwartet werde. Die Staaten erklärten sich zu jedem fernern Opfer bereit, das der gemeinsamen Sache zu bringen sein würde. Da die Gesundheit des Prinzen sich einigermaßen hergestellt, so konnte er den Arbeiten wieder mehr als bisher sich hingeben *).

Man sann jetzt im Haag und in Breda über Mittel, die Merk durch einen Damm bei Sevenberg abzuleiten und zu versumpfen. Zu gleicher Zeit wagte Oberst Stakkenbroeck allerlei gegen die Werke der Belagerer, was blos durch die ganz besondere Wachsamkeit des Grafen von Isenburg vereitelt wurde. Spinola selbst war wegen des von den Holländern beabsichtigten Dammes mehr bekümmert, als er sich wol merken ließ, da es nichts Gerin-

*) Aitzema, Zaken van Staat etc. H. Hugo 62. Merkwürdig ist, was der gelehrte Pater über die Stimmung des Prinzen gegen seinen Gegner (S. 58) anführt: Dixisse glorians apud suos fertur, quod olim de Caesare ad Dyrrachium Pompejus: Non recusare se, quin nullius usus Imperator existimaretur, si sine dedecore exercitus Spinolae discessisset; adeoque libenter se eam illi gloriam concessurum (postquam hieme tota obsidionem Spinola sustentasset) eum plus se, plus etiam daemonibus ipsis scire posseque.

geres galt, als seine Lager vollständig unter Wasser zu setzen. Obgleich er heftig an der Gicht litt und in einer Sänfte sich herumtragen lassen mußte, so strengte er doch seine ganze physische und geistige Kraft an, um bei Zeiten das Gefährliche abzuwenden. Er vertheilte bedeutende Kriegshaufen nach allen Punkten, wo es noth that, ließ Schleußen öffnen und Ueberschwemmungen veranstalten, welche den Absichten der Holländer entgegenwirken sollten. Die Ufer der Merk wurden plötzlich überflutet und die Gräben ausgefüllt.

Nichtsdestoweniger traute er den Ingenieuren und Architekten keinesweges ganz. Er trachtete durch noch sicherere Mittel den Wagnissen der Feinde zuvorzukommen. Vor dem Erdwall, welchen er von der früher beschriebenen Schiffbrücke an bis Hage aufgeführt, um die Ueberfahrt mit Schiffen zu hindern, ließ er noch eine Verpfählung von den dichtesten Bäumen anbringen und nach dem Muster des andern verbinden. Auf den Wall selbst kam eine kleine fünf Fuß hohe Brustwehr zur Aufstellung und Beschützung der Kanoniere. Ueberdies legte er noch zwei Parapette zum Aufpflanzen der Geschützstücke hier und dort an. Endlich verschloß er mit noch einer dritten und vierten Verpfählung von eingesteckten Bäumen, je in größeren Zwischenräumen, den Belagerten den Fluß, welcher zugleich gegen den Feind außerhalb geleitet ward, in einer solchen Weise, daß, wenn man feindlicherseits zu Zerstörung jener Werke Fahrzeuge hineinließ, ihre Kraft durch die entgegengesetzten Baumstrunke sich minderte und nicht nur die Brücke keinen Schaden erlitt, sondern die Schiffe selbst, an die vorausgesteckten Balken hingetrieben, durch dieselben zertrümmert oder doch stark beschädigt werden

mußten. Die neulich erbeuteten Fahrzeuge standen vor Anker, mit auf das Vordertheil heruntergelassenen Mastbäumen, um alle Segel der begegnenden feindlichen Fahrzeuge aufzufassen und zu zerreißen. Aus ihnen war eine Brücke gebildet und eine Brustwehr aus Bretern mit Steinen auf ihr aufgeführt worden. Auch an einer Art von Brandern fehlte es nicht, um die Schiffe der Holländer, wo es nöthig sein würde, in Brand zu stecken.

Diese Letzteren ließen es jedoch an Gegenanstalten nicht fehlen. Sie stellten den von den Feinden angerichteten Schaden bestmöglichst wieder her, besonders was den durchschnittenen Erdwall betraf; sie bauten neue Dämme und suchten einerseits den Spaniern das Wasser abzugraben, anderseits aber die Verschanzungen derselben unter Wasser zu setzen. Allein da das Wasser allzu sehr sich häufte, so kamen ihre eigenen Arbeiten in Gefahr und bedrohten die Befestigungen der Stadt sogar, indem sie wankend gemacht wurden. Drei allzu sehr beladene Lastschiffe versenkten sich in den Grund und das ganze Dammwerk ward durch die Wälle zerstört, während das spanische Geschütz wie durch ein Wunder gerettet wurde *).

Nichtsdestoweniger erneuerte man die Anstrengungen für Wiederherstellung des Dammes und Ausbesserung der erschütterten Befestigungen mit Eifer. Justin von Nassau entwickelte alle Ressorts seines Geistes und hatte die Arbeiten bereits so weit vorgerückt, daß Spinola, trotz der Versicherung seiner Architekten, sehr für seine eigenen Werke Bangen trug. Da kam plötzlich ein heftiger Sturm ihm zu Hülfe, welcher den Damm zum drittenmal zerriß.

---

*) De obsid. Bredana. 64—67.

Die Erbauung eines neuen ward auf gelegenere Zeit verschoben.

Der Drossaert und der Rath von Breda sorgten durch noch strengere Verordnungen als zuvor für die größte Oekonomie und zweckmäßigste Vertheilung der Lebensmittel und Getränke, deren Vorrath immer knapper wurde. Auch erschien ein neues Münzmandat, welches man an allen Straßen anschlagen ließ *).

Mittlerweile liefen schlimme Nachrichten für die Spanier von Goch bei Kleve ein. Lambert Charles, von den Generalstaaten zum Gubernator von Nymwegen ernannt, machte einen Anschlag auf jenen Ort, dessen schlechte Befestigung und schwache Besatzung ihn hiezu ermuthigten. Tourland, der die letztere befehligte, hatte auch im Uebrigen auf keinerlei Weise vorgesorgt und mußte darüber nachmals bittere Vorwürfe genug hören. Die Stadt ward wirklich überrumpelt; die Spanier flohen, größtentheils schimpflich feige, nach der Citadelle, die noch eine Weile behauptet wurde. Man rief Verstärkungen aus der Nachbarschaft herbei und wagte einige Ausfälle, die aber unglücklich ausfielen und zuletzt die Einnahme des Schlosses zur Folge hatten, da Tourland selbst verwundet wurde und außer Stande war, fürder zu operiren. Die Sieger hausten etwas übel mit den Ueberwältigten, sodaß, als Charles bald hierauf vom Schlage gerührt wurde, dies als ein Gottesgericht galt **). Die Stadt selbst wurde jedoch für eine freie und neutrale Stadt erklärt.

---

*) Van Goor, Beschryvinge 167. Joachim, Neueröffnetes Münzkabinet I.

**) Er hatte lange an der Gicht, welche nunmehr in den

Dieser errungene Vortheil, dessen Bedeutsamkeit man sehr übertrieb *), erregte große Freude in Breda, wo man allerlei Feste, trotz der bedrängten Umstände, anstellte und der Muth der Belagerten erhöhte sich wieder. Anderseits wurden die Rüstungen und Anstalten wider Mansfeld mit größtem Eifer und Erfolg betrieben. Spinelli, Carlo Colonna und Albert von Aremberg, die Befehlshaber der kaiserlichen, bairischen und belgischen Truppen bei Antwerpen, vereinigten die verschiedenen Corps und so verfügte denn Spinola über eine Heermacht, wie sie seit langer Zeit in den Niederlanden nicht mehr erblickt worden. Allein obgleich er sich den glänzendsten Siegeshoffnungen überlassen durfte, so war er dennoch unruhig, weil ungewiß, über die ferneren Plane Oraniens. Durch tüchtige Belohnungen wußte er endlich Briefe desselben an Justin von Nassau in seine Hände zu bekommen und nach vieler vergeblicher Mühe durch Kunstverständige entziffern zu lassen. Er erfuhr daraus, welche Anordnungen wegen der Lebensmittel, der noch vorhandenen wie der zu hoffenden, und welche Instruktionen im hohen Militairrath gegeben worden; ferner den Zweck des Zuges und der Bewegungen Mansfelds, nämlich mit vereinigter Truppenmacht den

---

Kopf stieg und in einen Schlagfluß sich verwandelte, gelitten. Geschichte der Verein. Niederl. V. 8.

*) Obgleich Hugo dem Orte alle Wichtigkeit benehmen möchte, so erfährt man doch anderwärts (Neuville S. 435), daß er den Holländern äußerst nützlich wurde und sein Verlust die Spanier um so mehr schmerzte, als die darauf verwendeten Befestigungen zwei Jahre zuvor sie über 100,000 Thaler gekostet hatten. Die Sieger ließen eiligst noch neue Werke zu den vorhandenen aufführen.

Marquis von der Belagerung Bredas abzuziehen. Die ungünstige Jahreszeit allein — schrieb der Prinz — habe bisher die Ankunft des Grafen verzögert. Er meldete ferner die glänzenden Ergebnisse der letzten Werbungen und Rüstungen in England, Frankreich, Deutschland und Holland; von den daselbst gewonnenen Truppen erwarte ein guter Theil nur günstigere Witterung, um übergeführt zu werden. Schon einmal seien sie unter Segel gewesen, als ein widerwärtiger Wind sie an der Fahrt gehindert. Die Generalstaaten würden das Aeußerste für die Unterstützung Mansfelds und die Befreiung Bredas thun, auch zu den ebenbeschriebenen neue Werbungen stattfinden lassen. Mit dem ersten Frühlinge hoffte der Prinz an der Spitze von nicht weniger denn 40,000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter zum Entsatze der Festung heranzurücken. Da demnach das Schicksal derselben völlig von den Lebensmitteln abhing, so wurden Instruktionen ganz ins Einzelne ertheilt und die Belagerten durch die beruhigendsten Zusicherungen zur ferneren Ausdauer ermuntert. Auch über den Damm bei Sevenberg, die Restagnation und die Verpfählungen Spinola's und die Mittel zu deren Zerstörung schrieb Oranien mancherlei *).

Der spanische Feldherr hatte nunmehr einen klaren Blick in die Geheimnisse seines Gegners, in die politischen wie die militairischen Maßregeln. Er erkannte, daß auf seiner Person, auf dem Gewinne Bredas, und auf Zeitgewinn Alles beruhe, endlich, wie wichtig dem Prinzen Moritz und den Generalstaaten selbst der jetzige Moment für die Republik im Allgemeinen erscheine. Daher stellten

*) De obsid. Bred. 71 — 75.

sich erweiterte Kraftanstrengungen, neue Befestigungs- und Umwallungswerke als nöthwendig dar, um eine so bedeutende Heermacht mit voller Sicherheit erwarten und gegen sie sich decken zu können. Spinola ließ alsbald sämmtliche Lager, Kastelle u. s. w. nach verändertem Plane einrichten, während viele, als fortan unpraktisch, wieder zerstört wurden. Man rühmte verschiedenen nach, daß sie große Aehnlichkeit mit jenen Cäsars bei Alesia und Dyrrachium gehabt hätten. Der Marquis betrieb neue beträchtliche Zufuhren an Lebensmitteln und Kriegsbedarf von allen Seiten her und war, nachdem er bis jetzt eine schwer zu täuschende Wachsamkeit bewiesen, doppelt auf seiner Hut.

Der Graf von Mansfeld, welcher mit den Truppen, die König Jakob von England unter seinen Befehl gestellt, die südlichen Niederlande gern ohne Beeinträchtigung durchzogen hätte, stellte sich in Briefen an die Infantin-Erzherzogin, als wäre der Zweck seines Erscheinens blos der, die Wiedereinsetzung des Pfalzgrafen zu bewirken, und heuchelte das friedlichste Wesen gegenüber den belgischen Provinzen. Allein Clara Isabella, mit der Persönlichkeit und dem Charakter Mansfelds nur allzu vertraut, antwortete durch Stillschweigen*).

Der Hauptfeind für Breda war und wurde immer mehr und mehr der Abgang an Lebensmitteln. Aus der Veränderung der Speiseart entstanden Krankheiten. Der Gouverneur that alles, um die Bürger bei gutem Willen zu erhalten und in Geduld zu stärken, während anderseits Justin von Nassau die Soldaten auf das liberalste beschüt-

*) De obsid. Bred. 78. Neuville 436. Geschichte der Vereinigten Niederlande. V. 8. 9.

delte, um sie von Rebellion abzuhalten. Man bearbeitete die Gemüther sehr geschickt durch glänzende Verheißungen für die Zukunft und zeigte den Entsatz und den reichen Sieg ganz in der Nähe. Dabei wurde die Vorsicht für die noch vorhandenen Mundvorräthe noch vermehrt und jedem Betruge gesteuert. Dessen ungeachtet traf der Rath ohne alles Geräusch alle Vorkehrungen gegen Meutereien und Aufstände, was um so nöthiger war, als man der katholischen Bevölkerung, obgleich bei ihr für genossene religiöse Toleranz Dankbarkeit vorausgesetzt werden konnte, wegen vorherrschender Sympathien für Spinola, zum mindesten theilweise, nicht ganz trauen durfte.

Mansfeld war, nach dem Mislingen seines Versuchs bei der Infantin, von Vliessingen aus nach Nordbrabant gesegelt und hatte bei Gertruydenburg einen Theil seines Fußvolks ausgeschifft, als plötzlich wieder die alten fatalen Stürme sich einstellten und eine beträchtliche Abtheilung seiner Flotte zertrümmerten. Nach diesem kam eine furchtbare Kälte, die Flüsse gefroren und die Lebensmittel konnten nicht mehr zugeführt werden. Pest, Fieber und Seuchen aller Art wütheten in den von Menschen überfüllten Schiffen. Die des Unwetters, des Klimas, der Einschließung und der Entbehrungen ungewohnten, frisch angeworbenen Soldaten starben haufenweis; im Ganzen über 4000 Menschen. Oft wurden diese Unglücklichen halb lebend über Bord geworfen, damit nicht andere gesunde durch sie angesteckt würden. Am empfindlichsten über solches Misgeschick zeigten sich die Engländer. Viele Soldaten, die wider Willen unter die Fahne gesteckt und gleichsam gepreßt worden, rissen aus und kamen im kläglichsten Zustande von der Welt im spanischen Lager an, wo man sie verpflegte und unter die

Armee vertheilte. Sie zeigten aber im Gebrauche der Schießgewehre, sowie in andern militairischen Uebungen eine solche Unkunde, daß sich daraus schließen ließ, wie wenig von solchen Truppen eigentliche Gefahr drohe.

Was dem Marquis von Spinola ganz besondern Nutzen brachte, war die große Anzahl gewandter Spione, deren Keckheit oft aufs Höchste stieg, ohne sie in Gefahr zu verwickeln. Dieselben, zumal die Fuggerschen, wagten sich mitten ins feindliche Lager, machten die Soldaten trunken und erforschten bei Spiel, Sang und Wein die Stärke der Truppen, die Lage der Flotte, die Stellungen, die Anschläge, die Erwartungen der Gegner.

In dem Kriegsrathe der Spanier fanden vielfache und lange Debatten über das ferner zu beobachtende System gegen Mansfeld und die Belagerten statt. Spinola zeigte wie immer Zurückhaltung und Besonnenheit, welche alles zu Gewagte verwarf. Er hörte alle Meinungen an, prüfte Gründe und Gegengründe, die letzte Entscheidung stets, je nach den Umständen sich vorbehaltend *).

Mit dem 12. März brach der Jahrestag der Wiedereroberung Bredas durch die Waffen der Holländer unter Moritz von Nassau an, und wurde, wie bisher, so festlich als die Verhältnisse es gestatteten, begangen **). Die Dammarbeit wurde wieder aufgenommen, aber auch diesmal durch ein entsetzliches Gewitter und eine noch schäd-

*) De obsid. Bred. 78—82.

**) Man sang dabei die beliebten Balladen: „Nu triumphoret Breda, o Princelyke Stadt“ enz. und „Des Balladen zyn gesproken van het vreudich Vaderland“ enz., welche man vollständig findet in Van Göor, Beschryvinge enz. 161—163.

lichere Ueberschwemmung von Neuem zerstört. Uebrigens litt das spanische Lager ebenfalls sehr darunter und die Anführer Spinola's ersahen eine wunderbare Fügung Gottes zu ihren Gunsten in dem Umstande, daß jene Stürme und Ueberschwemmungen nicht, wie gewöhnlich, schon ein paar Monate früher sich eingestellt, indem sie sonst sich gezwungen gesehen hätten, die Belagerung geradezu aufzuheben; so fand demnach Spinola's Kriegsgenie auch in äußeren Zufällen einen Alliirten, der sehr in die Wagschale gelegt werden muß, während er zugleich die Urtheile über den Nachlaß von Moritz von Nassau's Kraft und Thätigkeit zu berichtigen dient.

Obgleich der Winter von 1625 sehr kurz war, so brachte er doch harten Nachtheil genug. Es ist nicht uninteressant, die vielen Züge von Geschicklichkeit, Treue, Sorgfalt und Ausdauer der deutschen Frauen und Mädchen, welche dem Lager des Marquis gefolgt waren, sowie die glänzenden Lobsprüche in mehren spanischen Geschichtschreibern über jene Periode gesammelt zu lesen, welche diesen guten Geschöpfen gespendet worden sind *).

Die Holländer gaben ihren Damm, welchen der Prinz von Oranien in jedem Briefe auf das angelegentlichste betrieb, auch jetzt noch nicht auf. Spinola suchte durch Oeffnung der Schleußen der kleinen Bäche und durch Vergrößerung des Erdwalls dies zu hindern. Die Elemente kamen ihm wiederholt zuvor. Der Damm zerstob in Trümmer und durch denselben furchtbaren Sturm wüt-

*) Dies ist namentlich mit H. Hugo der Fall, welcher mit der, seinem Orden eigenen Galanterie und Feinheit dieser Aufgabe sich entledigt hat. S. 88 fg.

den dem Herzog Christian von Braunschweig, welcher die französische Reiterei von Calais übergeführt, viele Fahrzeuge gräßlich zugerichtet, andere aber versenkt. Durch so wiederholte Drangsale und Hindernisse ermüdet, standen endlich die Holländer bis auf ein Weiteres von dem Dammunternehmen ab.

Spinola war noch einmal glücklich im Auffangen der Depeschen gewesen, welche Moritz an Justin, und der Briefe, welche dieser an den Prinzen schickte, da die Person, welcher man sich als Zwischenträger bedient, treulos wurde und alle Papiere dem Marquis einhändigte, welcher ihr eine lebenslängliche Pension zugesichert hatte. Er gebrauchte dieselbe auch ferner, übergab ihr die Briefe Justins, nachdem er sie durchlesen, zur Bestellung an den Prinzen und erhielt auf diese Weise, da der Betrug nicht bemerkt worden, auch die Antwort des Letztern an seinen Bruder. Dasselbe that er mit den Schreiben von und an Mansfeld. Daraus gewann er die vollständige Uebersicht, erfuhr die verzweiflungsvolle Lage der Besatzung und schöpfte jetzt erst die sichere Ueberzeugung, daß der Besitz Bredas ihm so gut als verbürgt sei. Um nun Zeit, Menschen und Geld zu sparen, versuchte er Justin von Nassau zur Uebergabe zu bereden, nachdem er bis dahin sich jeder Unterhandlung in diesem Sinne, als fruchtlos, enthalten hatte, um keine beschämende Antwort zu erhalten. Ein Trompeter des Grafen Salazar übernahm es, die Aufforderung nach der Stadt zu bringen. In seinem Schreiben entwickelte der Marquis die Gründe, weshalb er sich bis jetzt in keine Unterhandlungen eingelassen; er machte den tapfern Gegner auf die Unmöglichkeit längerer Vertheidigung und die Unwahrscheinlichkeit eines Ent-

fasses aufmerksam und bot ihm auf die höflichste Weise noch einige Bedenkzeit an, damit Justin, wenn er immer mit einiger Hoffnung auf Beistand sich nähre, noch das Seinige thun möge, um seiner Ehre zu genügen. Spinola schilderte die Festigkeit seiner Werke, die bedeutende Heermacht, die ihm zu Gebote stehe, und die Verwicklungen der niederländischen Sache auf der andern Seite. Wie er, der Herr von Nassau, aber auch darüber denke, immerhin möge er die Unterhandlungen als eröffnet betrachten; man werde ihm ferner zu Willen stehen.

Der Brief, obgleich ohne Geräusch überbracht, wurde im Kriegsrathe verlesen. Da man fortwährend auf den festversprochenen Entsatz hoffte, den Umstand, daß Spinola in die Karten gesehen, nicht kannte, und durch den Tod vieler Leute der noch vorhandene Vorrath an Lebensmitteln zureichend schien, so fiel die Erwiderung Justins dahin aus, daß er über den befremdenden Inhalt der empfangenen Zuschrift höchlich sich wundern müsse. Weder er, noch so viele wackere Männer, die mit ihm stünden, ließen sich nicht durch leere Worte schrecken, noch durch Schmeicheleien zum Bruche des Gesetzes der Ehre verführen. Wie sehr der Marquis über die Lage der Stadt und ihrer Besatzung sich getäuscht, werde sich am besten dann herausstellen, wenn Breda demjenigen wieder zu Händen gestellt worden, von dem er es zur Behauptung und Vertheidigung erhalten.

Spinola verschwieg diese Antwort klug genug seinen Leuten, welche der Inhalt erbittert haben würde, und wollte es der Zeit überlassen, den Vergleich doch noch zu Stande zu bringen. Er verdoppelte seine Vorsicht gegen die feindlichen Listen und Plane, verstärkte Herzogenbosch,

Rheinbergen und Wesel, durch welche Plätze er, im Fall sie den Prinzlichen in die Hände fielen, leicht von Breda abgezogen werden konnte, mit frischen Besatzungen. Als zunächst nun wirklich Rheinbergen bedroht wurde, sandte er sieben spanische Bataillone zu Hülfe *).

Der Marquis erfuhr plötzlich, nicht ohne einige Ueberraschung, die nahe Ankunft holländischer Entsatztruppen und die Verbrennung der beträchtlichen Fruchtmagazine bei Ginnecken, welche Prinz Moritz bewerkstelligt. Dieser Schaden ward durch Gerüchte und Zeitungen ins Ungeheuere vergrößert, jedoch bald wieder durch Spinola's Fürsorge hergestellt; das Arsenal, mit gleichem Schicksale bedroht, erhielt noch zur rechten Zeit verstärkte Wachen und man sicherte sich durch alle nöthigen Vorkehrungen gegen künftige Ueberfälle desselben von Seite des Feindes.

Inzwischen erhöhten die Generalstaaten, um die laufenden Bedürfnisse zu decken und die Kriegskosten zu bestreiten, die Zölle; verschiedene Provinzen brachten neue bedeutende Opfer auf den Altar des Vaterlandes. Die Noth der belgischen Finanzen, von so vielen und großen Anstrengungen erschöpft, war jedoch anderseits nicht minder gering und überwog bei weitem die Verlegenheiten der an Hülfsquellen und Fonds damals so gesegneten Holländer. Man versuchte verschiedene Anleihen im Auslande, wo der spanische Credit, verglichen mit früherer Zeit, bedeutend gesunken war, und nahm zu allerlei Operationen, guten wie schlechten, seine Zuflucht. Im Lager selbst herrschte ein edler Wettstreit unter den höhern Offizieren

*) De obsid. Bred. 83—89.

in Darbringung ihrer Besoldungen und Rückstände, damit nur die Soldaten bezahlt würden *).

Um diese Zeit (26. März alten Styls) erfolgte der Tod des Königs Jakob von England, eines Monarchen, dessen Beistand den Verbündeten wegen schwankender Politik und Entschließungen oft nachtheiliger als seine Feindschaft den Gegnern geworden war. Der Sohn und Nachfolger, Karl I., setzte die freundschaftlichen Verhältnisse mit der Republik der Vereinigten Staaten und mit Frankreich fort; allein jener Todesfall brachte doch für den Augenblick in die niederländischen Affairen mannichfache Störung. Die Heeresflucht der englischen Miethtruppen nahm immer mehr zu und selbst Mansfeld's Treue war zweifelhaft geworden, da er nur an das Glück und an das Geld sich zu hängen pflegte.

England, Frankreich und Dänemark wurden von den Generalstaaten zu gleicher Zeit dringlich um Beistand angegangen **). Aber dieser kam für Breda viel zu spät.

Der Prinz Friedrich Heinrich, welchem sein Bruder in den letzten Wochen so ziemlich den Oberbefehl über das Ganze des Heerwesens übergeben hatte, schien von Roosenbael aus zu einem entscheidenden Schlag entschlossen, um seine Truppen nicht einschlafen zu lassen. Der Mangel an Fourage, welcher im spanischen Lager sehr empfindlich sich einstellte, sowie die Nachricht von dem Lockerwerden der Kriegszucht und dem Auflösen der Bande der Ordnung daselbst, schienen ihn mit zu ermuthigen. Der bestürzte Spinola wehrte diesen Uebelständen, so gut er

*) Aitzema. H. Hugo.

**) Neuville 437.

vermochte, und strafte, in Anbetracht der Umstände, milde und väterlich. Allmälig kehrte auch ein besserer Geist wieder ein.

Ein wichtiges Ereigniß, das jedoch die Lage der Dinge im Allgemeinen nur wenig änderte, da alsbald ein ebenbürtiger Fortsetzer des Begonnenen eintrat, war der Tod des Prinzen Moritz, welcher schon seit einiger Zeit vorausgesehen worden und am 23. April erfolgt war. Die treffliche Gattin, Amalia von Solms, und seine wackere Schwester, die Prinzessin von Portugal, hatten ihm mit ihren schönen Händen die Augen zugedrückt *). Die letzten Erinnerungen des scheidenden, achtundfunfzigjährigen Helden waren dem theuern Breda zugewendet gewesen **). Einundvierzig Jahre hatte er dem Dienste der Republik geweiht, welche in aufrichtiger Trauer ihn zu Delft neben die Gebeine seines Vaters begrub ***). Der Verdruß über Breda hatte sein Ende beschleunigt, und in sicherer Ahnung, daß eine Wiederkehr des Uebels, das seit geraumer Zeit ihn gedrückt, tödtlich sein werde, hatte er über Alles, was seine Familie, die Generalstaaten und das niederländische Volk betraf, mit der Weisheit eines Mannes von Erfahrung und eines für das Allgemeine rastlos eifrigen Patrioten die nöthigen Anordnungen getroffen, auch beträchtliche Legate, sowie ganze Tonnen Goldes für die Armen und für fromme Zwecke vermacht.

*) So erzählt uns in ritterlich-galanter Anwandlung der Herr de la Pise.

**) Er fragte, ob die Stadt übergegangen oder befreit sei? H. Hugo 91.

***) Die Feierlichkeiten findet man bei la Pise und van Goor ausführlich beschrieben.

Moriz von Oranien galt unstreitig für einen der ersten Männer seines Zeitalters und konnte mit den größten Kriegern des Alterthums in Parallele gestellt werden. Das Gefühl der Theilnahme bei der Kunde von seinem Tode, in welches alle Cabinete Europas, mit alleiniger Ausnahme des östreichisch-spanischen, dessen Geisel er gewesen, sich theilten, kann als Zeugniß hiefür gelten *). Er war zugleich tapfer, klug, unverdrossen, unerschrocken und unermüdlich in Anstrengungen, sein Herz groß und edelmüthig, sein Geist erhaben und durchdringend; und wenn auch bisweilen Leidenschaftlichkeit seine Entschlüsse färbte und den Sinn für Billigkeit trübte, oder die genau berechnende Politik die höhern Foderungen der gewöhnlichen Moral verstummen ließ, so geschah es doch stets für große Zwecke, welcher die Rücksichten auf Privatverhältnisse und selbst die sanfteren Gefühle des Herzens untergeordnet werden mußten. Auch darin glich er jenem Cäsar, der ihm als Vorbild vorschwebte, und so vielen andern Helden älterer und neuerer Zeit. Das Gefühl seiner Kraft, das Bewußtsein der Tüchtigkeit seiner Plane machte ihn gehärtet gegen Widerspruch, selbst von Seite sonst geliebter Verwandten. Das gallichte Blut und das eigenthümliche Temperament konnte einzelne Ueberwallungen erklären, theilweise entschuldigen. Die Opferung Barneveld's und die Hingebung an die Dordrechter Fanatiker **) sind als die zwei Hauptflecken seines Lebens und seiner Regierung zu betrachten; es geht aus Berichten über seine letz-

*) Der Doge von Venedig rief in tiefer Bewegung aus: Il Principe valeroso Capitan del mondo è morto.

**) So nennt sie selbst van Kampen, i. a. W.

ten Tage hervor, daß er sie aufrichtig bereuete und seinem Bruder Friedrich Heinrich die Wiedergutmachung auftrug. Von eigentlicher Gemüthshärte und gar von Grausamkeit war er weit entfernt, und es muß ganz besonders an ihm gerühmt werden, daß er vor Blutvergießen, selbst in der Schlacht, stets erschauderte. Selbst die Opfer seiner Politik soll er mit Thränen beklagt haben. Sein nach Concentrirung der Staatskraft strebender stolzer Geist beherrschte die Staaten, die Umgebungen, die Beamten, das Heer. Man erkannte in ihm einen zum Herrscher gebornen Charakter. Seine mathematischen und militairischen Kenntnisse sind auch von den Gegnern hoch angeschlagen worden. Er erfand Werkzeuge, durch welche die Flüsse übersetzt, das Meer aufgehalten und Belagerungen nach neuen Regeln angestellt wurden. Die Befestigungskunst brachte er auf eine vor ihm unbekannte Höhe; er führte treffliche Anordnungen in die militairische Disciplin ein und sorgte für deren Ausübung mit gewissenhafter Strenge. In der Kunst, Plätze zu belagern und zu entsetzen, Lager zu befestigen, den Feind zu überraschen und bei alle dem das Leben der Soldaten zu schonen, übertraf er alle gleichzeitigen Generale. Sein Lager war eine Normalschule für den kriegerischen Adel Frankreichs, Deutschlands und Englands, und Er war es, welcher die Katholiken Italiens, Spaniens, Belgiens und Deutschlands ermunterte, in eine ähnliche bei Spinola sich zu begeben, welcher Letztere seinen hohen Werth mehr als irgend Jemand in rühmlicher Nacheiferung anerkannte. Die Anstrengungen für größere Einigung und Stetigung der Einzelkräfte der verschiedenen Provinzen in der Gesammtmacht der Generalstaaten hauptsächlich hatten ihn in jene Verwicklungen ge-

bracht, welche ihn als der Freiheit gefährlich hinstellten während er doch nur für wohlverstandene Interessen des Vaterlandes, von einem über die Parteien erhabenen Standpunkte, bemüht war. Merkwürdig ist, daß Moritz in der letzten Stunde seines Lebens weniger mit Bereuung seiner moralischen Fehler, im Geiste des dordrechter Lehrsystems, als mit der seiner politisch-militairischen beschäftigt war. Er gestand als solche drei Dinge zu: zuerst, daß er die Schlacht bei Nieuport geliefert, welche, obgleich glorreich für ihn selbst und das Land, die Stellung Beider doch nicht günstiger machte, sondern ihm blos den Vortheil verschaffte, zehn feindliche Soldaten für einen der seinigen geschlachtet zu haben; sodann, daß er nicht, ehe und bevor die Belagerung Bredas vollständig eingeleitet worden war, in dem Quartiere sich festgesetzt hatte, welches Spinola höchst scharfsichtig Paolo Baglioni zur Besetzung angewiesen; endlich drittens, daß er den bei der Einnahme von Ecluse ihm gegebenen Rath nicht befolgt, alle die Städte unter Wasser zu setzen, welche die Spanier am Rhein und an der Maas innegehabt *).

Nachdem der Prinz Friedrich Heinrich in die drei Hauptwürden der Republik, welche sein verstorbener Bruder bekleidet, sowie auch überdies von den einzelnen Provinzen, mit Ausnahme von zweien (Ommeland und Drenthe, die sein Vetter Ernst Kasimir von Nassau, bisher Moritzens Generallieutenant, erhielt), zum Statthalter ernannt worden war, beschäftigte er sich alsbald mit der Rettung Bredas, an der Spitze des beträchtlichen Heeres, das der

*) Neuville, Histoire de Hollande. 459 fg. La Pise. 803 – 809.

Verstärkung zwischen Gorkum und Heusden aufgestellt hatte. Die Ankunft des Feldherrn, mit welcher man beinahe gleichzeitig den schweren Verlust, der den Staat getroffen, erfahren hatte, milderte einigermaßen die Trauer über denselben und gab den Belagerten neue Zuversicht. Während der Leichenfeier um den Prinzen in Breda und im Lager begaben sich viele Flamänder und Brabanter, des langwierigen Dienstes überdrüßig, nach Hause. Aber auch unter Mansfeld's Heer setzten Meuterei und Desertion sich fort und konnten kaum durch blutige Strenge gestillt werden. Die Bredaer begannen mit den spanischen Vorposten von den Thoren aus Unterredungen zu halten, bald auch Verbindungen anzuknüpfen, und es bildeten sich gefährliche Complotte, welche Spinola, nachdem er sie entdeckt, auf das Unerbittlichste bestrafte.

Die Beschießung des spanischen Lagers von Seite der Besatzung wurde nachdrücklicher; man fühlte, daß es auf die eine oder andere Weise nächstens zu Ende gehen müsse. Der Marquis hatte, was seine Thätigkeit bisweilen bedeutend lähmte, mit einer unnachsichtigen Gicht zu kämpfen, daher er fortwährend die Sänfte gebrauchen mußte. Als er eines Tages, bei besserer Gesundheitsverfassung auf seinen Schimmel gebracht, durch die Werke ganz nahe der Stadt ritt, wäre er beinahe von einer Kanonenkugel dahingestreckt worden. Er zog sofort frische Truppen aus den benachbarten Plätzen, welche dem Könige gehorchten und entwickelte, durch alle Leiden ungeschwächt, von Neuem physische und geistige Anstrengungen, welche wahrhaft in Erstaunen setzten *).

*) H. Hugo S. 95. fg.

Die Briefe, welche um jene Zeit Friedrich Heinrich an Justin von Nassau in Breda hineingebracht, wurden von den Belagerten aufs Günstigste gedeutet. Es war darin der Tod des Prinzen und Bruders, die Uebernahme seiner Stellen und seine nahe Ankunft bei Dungen gemeldet worden. Vom höchsten Thurme der Stadt herab werde Justin ihn und seine Bewegungen sehen können; Alles, was er fortan thue und wage, geschehe zum Entsatz der Festung. Möge es Justin nur gelingen, noch einige Zeit die Mundvorräthe durch möglichste Sparsamkeit auszudehnen und die Soldaten in der Geduld zu erhalten; die Generalstaaten würden möglichst für Alles sorgen, er, der Prinz, was nur immer ausführbar, unternehmen. Vor Allem wünsche er, daß ihm geschrieben werde, auf welcher Seite und auf welche Weise das Lager Spinola's am wirksamsten durchbrochen werden könnte; er selbst werde zu dem Ende mit all seinen Streitmitteln in Bereitschaft stehen, um sich mit den Truppen in Breda in genauen Rapport zu setzen und seine Anstrengungen mit denen der Besatzung zu vereinigen.

Nachdem der Prinz bei Dungen wirklich Halt gemacht, entwarf er einen Anschlag auf den Thurm der Spanier bei Oosterhout, aber ohne ihn einnehmen zu können; die Besatzung, aus lauter Burgundern bestehend, vertheidigte ihn auf das Hartnäckigste und empfing hiefür nachmals reichliche Spenden. Ein herausgeschossener Zettel der Belagerten, welche einige Zeit ohne fernere Nachricht gelassen worden, fiel den Feinden in die Hände. Man ersah daraus die neue Zuversicht der Bredaer, welche, weit entfernt, an ihrer Rettung zu verzweifeln, vielmehr von Sieg und Ruhm träumten, indem sie auf die baldige Ankunft Fri-

Verstorbene zwischen Gor
hatte. Die Ankunft des
nahe gleichzeitig den schwe
troffen, erfahren hatte,
über denselben und gab
Während der Leichenfeier
im Lager begaben sich
des langwierigen Dienstes
auch unter Mansfeld's
tion sich fort und ko
gestillt werden. Die B
Vorposten von den T
bald auch Verbindun
gefährliche Complott
entdeckt, auf das U

Die Beschießun
Besatzung wurde n
die eine oder ander
Der Marquis hatt
tend lähmte, mit
daher er fortwähr
er eines Tages,
nen Schimmel ge
Stadt ritt, wäre
hingestreckt worde
den benachbarten
und entwickelte,
physische und gei
Erstaunen setzten

---

*) H.

überaus geringer Vorrath von Korn war noch vorhanden. Justin, welcher häufig den Kriegsrath versammelte, schwankte in seinem Entschlusse, ob ein neuer Ausfall zu wagen oder von Außen her irgend eine Diversion abzuwarten sei.

Bald nach den Begebnissen bei Oosterhout und Terheyden war der Herzog Wolfgang Wilhelm von Baiern, Kleve und Berg aus Spanien zurückgekehrt und hatte dem Marquis von Spinola einen Besuch im Lager abgestattet; er drückte diesem seine erstaunungsvolle Bewunderung über die von ihm aufgeführten Werke aus, ohne ihm jedoch die Zweifel des Königs Heinrich von Frankreich, den er vor Kurzem gesprochen, zu verhehlen, daß Breda jemals eingenommen werden könne. Allein der Marquis war seiner Sache vollständig gewiß geworden, seitdem er durch ein neues Stratagem, bei welchem ein Notar und dessen verschmitzte Frau verwendet worden, zum Besitze eines Briefes von Friedrich Heinrich an Justin gelangt war, in welchem der Prinz mit seinem Bruder offen über die fatale Nothwendigkeit sprach, den Umständen weichen zu müssen und ihm selbst den Rath gab, eine ehrenvolle Capitulation nicht zu verschmähen, um nicht größere Einbuße an Credit und Menschen zu befahren. Er foderte deshalb den Befehlshaber von Breda auf, nach Empfang dieses Schreibens nächtlicherweile zu einer verabredeten Stunde durch eine Anzahl Kanonenschüsse die Tage zu bezeichnen, auf welche die Lebensmittel noch hinreichen würden; sollte sodann bis zum letzten Termine nichts für den Platz geschehen sein, so möchte er immer[illegible]s Unvermeidliche sich ergeben. Der Marquis hatte den [illegible] wieder zugesiegelt, durch dieselbe Frau an seine Adresse [illegible] lassen. Nun wußte er wohl, wie die Angelegen-

scher Hülfstruppen, die ihnen zugesichert worden war, wie auf ein Evangelium sich verließen.

Friedrich Heinrich unternahm jetzt, zu Anfange des Mais, nächtlicherweile einen Sturm auf das äußerste Lager Spinola's bei Terheyden, wobei besonders die Engländer sich auszeichneten. Der ganze Plan war auf das Sorgfältigste angelegt; allein das Unglück für die Holländer wollte, daß er bereits dem Marquis verrathen worden. Nichtsdestoweniger entspann sich ein heißer Kampf, zumal auf der Brustwehr des Kastells, welches die Engländer erstiegen und nur durch die entschlossene That Carlo Rotta's konnten sie wieder zurückgetrieben werden, unter beträchtlichem Verluste auf beiden Seiten. Das grobe Geschütz wüthete entsetzlich unter denen, welche den vordersten Arm an dem Kastell angefallen. Die feindlichen Berichte selbst rühmen den Heldenmuth und den schönen Tod der Gefallenen; nicht minder den schönen, in jeder Hinsicht preiswerthen Rückzug der Truppen des Prinzen, dessen persönliche Anwesenheit überall Begeisterung und Standhaftigkeit angefacht hatte. Eine Menge zerrissener Leichen bedeckten die Wahlstatt *).

Nunmehr wurde das Lager bei Terheyden durch neue Werke noch mehr befestigt als zuvor; die Nachricht von dem Unfalle bei Oosterhout aber brachte nicht geringe Trauer und Niedergeschlagenheit, auf langen Muthwill und Triumphgeschrei unter die Besatzung Bredas; deren Noth, mit jedem Tage gemehrt, endlich Meutereien und Tumult erzeugte, sodaß nur das festeste Benehmen des Befehlshabers und der Feldhauptleute Schlimmeres verhütete. Ein

*) Mémoires de Fr. Henri. 28. Neuville I. VI. 1. S. 3 fg.

überaus geringer Vorrath von Korn war noch vorhanden. Justin, welcher häufig den Kriegsrath versammelte, schwankte in seinem Entschlusse, ob ein neuer Ausfall zu wagen oder von Außen her irgend eine Diversion abzuwarten sei.

Bald nach den Begebnissen bei Oosterhout und Terheyden war der Herzog Wolfgang Wilhelm von Baiern, Kleve und Berg aus Spanien zurückgekehrt und hatte dem Marquis von Spinola einen Besuch im Lager abgestattet; er drückte diesem seine erstaunungsvolle Bewunderung über die von ihm aufgeführten Werke aus, ohne ihm jedoch die Zweifel des Königs Heinrich von Frankreich, den er vor Kurzem gesprochen, zu verhehlen, daß Breda jemals eingenommen werden könne. Allein der Marquis war seiner Sache vollständig gewiß geworden, seitdem er durch ein neues Stratagem, bei welchem ein Notar und dessen verschmitzte Frau verwendet worden, zum Besitze eines Briefes von Friedrich Heinrich an Justin gelangt war, in welchem der Prinz mit seinem Bruder offen über die fatale Nothwendigkeit sprach, den Umständen weichen zu müssen und ihm selbst den Rath gab, eine ehrenvolle Capitulation nicht zu verschmähen, um nicht größere Einbuße an Credit und Menschen zu bezahlen. Er foderte deshalb den Befehlshaber von Breda auf, nach Empfang dieses Schreibens nächtlicherweile zu einer verabredeten Stunde durch eine Anzahl Kanonenschüsse die Tage zu bezeichnen, auf welche die Lebensmittel noch hinreichen würden; sollte sodann bis zum letzten Termine nichts für den Platz geschehen sein, so möchte er immerhin ins Unvermeidliche sich ergeben. Der Marquis hatte den Brief, wieder zugesiegelt, durch dieselbe Frau an seine Adresse bestellen lassen. Nun wußte er wohl, wie die Angelegen-

heiten im Ganzen standen. Da aber aus Vorsicht noch ein zweites Exemplar jener Depesche einen Tag zuvor, auf anderem Wege bereits in die Stadt gebracht worden, so hatte man die Anzahl der Kanonenschüsse, welche bereits abgefeuert worden, deren Bestimmung aber damals unbekannt geblieben war, überhört, und so konnte auch die Zahl der Tage, auf welche hin die Besatzung noch mit Vorräthen versehen war, nicht mit Sicherheit bemessen werden.

Friedrich Heinrich, nachdem er noch einen Versuch gemacht, das spanische Lager in Brand zu stecken, jedoch ohne Erfolg, da die dazu ausgeschickten Leute ertappt und aufgeknüpft worden, wußte jetzt, durch die Schüsse belehrt, daß nur noch eilf Tage Frist übrig seien. Er erlaubte daher dem Gouverneur, welcher, unterstützt von den englischen und französischen Commandanten Morgan und Hauterive, noch immer standhaft geblieben war und von keinen Unterhandlungen etwas hatte hören wollen, die Capitulation auf so gute Bedingungen, als nur erzielbar, einzugehen, und zog sich in der Richtung von Langhstraet gegen Herzogenbosch weiter zurück. Graf Heinrich van den Bergh, als Verwandter des Hauses, erleichterte das Geschäft. Spinola, welcher zwar über die Zahl der Tage endlich doch in Kenntniß gesetzt war, jedoch die Kraft der Verzweiflung bei so entschlossenen Leuten fürchtete und weiteres Blutvergießen hindern wollte, versammelte auf die erhaltene Kunde von der veränderten Stimmung in Breda seinen Kriegsrath und schlug darin vor, den letzten Wagnissen der Belagerten durch Gewährung günstigerer Bedingungen zuvorzukommen. Der Graf van den Bergh unterstützte diesen Antrag, den spanischen

Offizieren entgegen, indem er behauptete, daß man die Loyalität, welche Prinz Moritz stets gegen den Marquis an den Tag gelegt, mit gleicher Loyalität vergelten müsse. Spinola's innere Gesinnung stimmte hiemit vollkommen überein und er beauftragte den Grafen, in diesem Geiste die Negotiation zu leiten *).

Justin von Nassau und seine Feldobersten, unwissend, daß das Geheimniß Oranien's dem Marquis verrathen sei, gingen in die Anerbieten des Grafen ein, auf eine Weise, daß sie ihn die elf Tage lang ohne bestimmte Erklärung hinhielten, unter allerlei scheinbaren Vorwänden und künstlich geschaffenen Schwierigkeiten. Am zwölften Tage, als jeder Schein von Hoffnung verschwunden, kam man über zwei abgesonderte Capitulationen überein, deren eine die Bürger, die andere aber die Besatzung betraf und auf den annehmbarsten Grundlagen beruhte. Ihr Hauptinhalt war folgender:

Der Gubernator, die Obersten, Hauptleute, Offiziere und sämmtliche Soldaten zu Fuß und zu Roß ziehen, wie es tapfern Kriegsleuten gebührt, mit all ihren Waffen, das Fußvolk mit fliegenden Fahnen und unter Trommelschlag, mit brennenden Lunten und Kugeln im Munde nach Kriegsgebrauch, die Reiterei mit fliegendem Fähnlein, vollständig beritten, wie im Feldzuge, unter Trompetenschall aus, und nehmen ihren Weg, in der Richtung von Gertruydenberg, nach Holland. Niemand, welcher Nation und welchem Heere er auch früher angehört haben möge, darf aus irgend einem Vorwande angehalten werden. Ihr

*) H. Hugo 95 fg. Mémoires de Fr. Henri 28 fg. Neuville 5 fg.

Familien, ihr Gesinde, ihre Fahrhabe, Pferde, Wagen u. s. w. folgen ihnen unbeschwert und ununtersucht.

Auch die Prädikanten, Commissäre, Steuereinnehmer, Ingenieure, Waffenmeister, Büchsenschmiede, Aerzte, Chirurgen, Werkmeister und Professionisten, Matrosen u. dgl. mit ihren Familien, ihrem Gesinde, ihrem Vieh, ihrem Gepäcke, sind mit eingeschlossen.

Auch für sämmtliche gegenwärtig in und vor Breda liegende Schiffe und Fahrzeuge wird freier Abzug und Transport, auf die zweckmäßigste und sicherste Weise gewährt.

Der Marquis Oberfeldherr leiht zur Fortbringung des Gubernators, der Obersten und der übrigen Offiziere, sowie der ihnen und der Garnison gehörenden Papageie (einer, wie es scheint, damals in großer Zahl und mit besonderer Zärtlichkeit gepflegten Hausgenossenschaft) die erfoderliche Anzahl Wagen bis Gertruydenburg her, von wo sie, auf Ehrenwort, zurückgeschickt werden.

Der Gubernator ist berechtigt vier Geschützstücke und zwei Mörser, von welcher Sorte und von welchem Kaliber ihm belieben wird, nebst der dazu gehörigen Munition, mit sich zu nehmen, und der Marquis sorgt für die Wagen dazu.

Sämmtliche Güter und Möbel sowol im Schlosse als in der Stadt, welche das Eigenthum des Prinzen von Oranien bilden, sollen innerhalb sechs Monaten nach Holland abgeführt und den hiezu beorderten Fahrzeugen auf keinerlei Weise Hindernisse in den Weg gelegt werden, sondern dieselben vielmehr freies Geleit und Garantie gegen jede Kränkung erhalten.

Kranke und Invaliden, welche durch ihren körperlichen

Zustand dermahl' am Abzuge verhindert werden würden, sollen nach erhaltener Gesundheit unbeschwert nachreisen dürfen.

Hauptleute, Offiziere und Soldaten werden Schulden halber nicht zurückgehalten werden, sondern sie stellen blos ein Dokument aus, durch welches sie zur künftigen Bezahlung sich verbindlich machen.

Dem Gubernator, den Obersten, Offizieren und Soldaten, die in den aufgeführten zwei ersten Artikeln mit inbegriffen, sowie sämmtlichen Beamten und Bediensteten der Vereinigten Staaten, wird das Recht freier Verfügung über ihre beweglichen und unbeweglichen Güter, Schuldtitel u. s. w. auf jede ihnen beliebige Weise, innerhalb einer Frist von 18 Monaten und während dieser Zeit selbst der Genuß der Zinsen gewährleistet.

Von beiden Seiten verpflichtet man sich, die Gefangenen ohne Ranzion und blos gegen Erstattung der Beköstigung, nach der üblichen Taxe, frei zu geben.

Es wird ferner auf die gemachte Beute und gute Prise weder von dem einen, noch von dem andern Theile Anspruch gemacht.

Sobald die hier aufgezählten Artikel unterzeichnet worden, erhält der Gubernator von Breda die Ermächtigung, selbe durch die ihm tauglichste Person an den Prinzen von Oranien zum Behufe der Ratifikation, in dessen und der Vereinigten Staaten Namen, zu überschicken.

Während dieser Zeit soll zwischen den beiden Partheien Waffenruhe bestehen und jeder Theil die von ihm gegenwärtig noch besetzten Werke behaupten, ohne Vornahme irgend einer Neuerung.

Ehe die Garnison auszieht, stellt der Marquis de

Spinola zwei Personen von Stande als Geißeln, welche unter sicherer Escorte nach Gertruydenburg sich verfügen und daselbst die zwölf Tage abwarten, innerhalb welcher die angenommenen Artikel vollständig verwirklicht sein müssen; nach diesem kehren sie, unter Zusage vollkommener Sicherheit, nach Breda zurück.

Nach Unterzeichnung der Artikel stellt auch der Gubernator der Stadt zwei Individuen von Rang, welche als Geißeln bis zur Uebergabe Bredas und dem Abzuge der Besatzung im spanischen Lager bleiben und sodann alsbald zurückgegeben werden.

Der Auszug soll am 5. Juni Morgens bei guter Zeit stattfinden.

Punkte, in welche Spinola einzugehen schlechterdings nicht bewogen werden konnte, waren: das Zugeständniß freier Religionsübung an die protestantischen Einwohner der Stadt, und die Garantie der Gefälle und Einkünfte der Baronie Breda zu Gunsten des Prinzen von Oranien, als Familiengut desselben. Hierdurch hätte der Marquis ein religiöses, wie ein politisches Prinzip zu verletzen geglaubt, auch mußte er die Begriffe der Mehrzahl seines Kriegsrathes und den Fanatismus jener Zeit schonen.

Dagegen sicherte er in der Urkunde, welche auf die Civilverhältnisse sich bezog, den Bürgern und Eingesessenen Bredas einen Generalpardon und vollständige Amnestie für Alles vor und seit dem Jahre 1590, als dem Zeitpunkte der Einnahme des Platzes, Geschehene zu.

Sämmtlichen Bürgern und Insassen, welche in die Dienste der Generalstaaten und des Prinzen getreten, oder denselben pflichtverwandt waren, erhielten die Erlaubniß, noch zwei Jahre in der Stadt, jedoch gegen ruhiges und

stilles Wesen, wohnen zu dürfen, auch ihren Gottesdienst heimlich abzuhalten, ohne Aergerung der Katholiken. Niemand von ihnen sollte zur Aenderung des Glaubens genöthigt werden können. Ebenso wurde den von ihnen zu errichtenden Testamenten, Verkäufen und Schenkungen volle Gültigkeit zugesichert.

Man garantirte ferner die Freiheit der Auswanderung und das Betreten des Gebietes der Baronie denjenigen, welche in befreundeten oder neutralen Staaten sich niederlassen würden.

Personen, welche nach den Vereinigten Provinzen, Geschäfte halber, zu reisen die Absicht an den Tag legten, sollten zwei Jahre lang nach Unterzeichnung gegenwärtiger Capitulation, jedes Jahr viermal, mit Erlaubniß des Gubernators und mit Pässen desselben versehen, es zu thun berechtigt sein.

Endlich gestattete man noch den Predigern, Helfern, Diakonen und ihren Leuten freien Abzug mit Gepäck.

Einige andere Artikel regelten die innern Verhältnisse und gegenseitigen Beziehungen der verschiedenen Religionsverwandten, sämmtlich auf humaner Grundlage.

Am 5ten Juni 1625 zog die Besatzung wirklich in vorbeschriebener Weise aus, nachdem sie eine Belagerung von nicht weniger denn zehn Monaten ausgehalten hatte. Sie gehörte sicherlich zu den merkwürdigsten nicht nur des Jahrhunderts, sondern überhaupt *). Sie war zugleich die letzte große Waffenthat Spinola's, welcher gleichsam das Gedächtniß seines Gegners, des Prinzen Moritz, da-

*) Auch Folard in seinem berühmten Commentare zu Polybius stellt sie in solche Reihe.

durch zu ehren schien, daß er nach seinem Tode keine Armeen mehr befehligen wollte, zufrieden mit dem Ruhme, den Eroberungen und Siegen jenes Helden, an welchem, nachdem er oftmals das stolze Spanien zur Verzweiflung gebracht, das Glück noch in den letzten zwei Jahren treulos geworden war, Schranken gesetzt zu haben, und vielleicht auch eben dieses Beispiels, als einer großen Lehre für ihn selbst, eingedenk.

Die Soldaten der Garnison bis auf 3100 Mann, somit gerade auf die Hälfte herabgeschmolzen, marschirten in schönster Ordnung durch zwei italienische und zwei spanische Regimenter, sowie durch die Gardecompagnien des Marquis, welche vom Herzogenboscher Thore an bis zum Quartiere von Balançon in Spalier sich aufgestellt. Spinola hatte nicht gesäumt sich mit einzufinden, begleitet von dem Grafen Heinrich van den Bergh, seinem treuen Streitgenossen, dem Prinzen von Neuburg, Don Gonzales de Corduba, Don Luis de Velasco, seinen beiden Generallieutenants, von zwei Prinzen von Sachsen, 30 Obersten der kaiserlich-bairischen Armee, und einer großen Anzahl fremder und einheimischer Großen und Edelleute. Er umarmte den Gubernator *) und dessen Kinder, die drei ihm nächsten Anführer der Franzosen, Engländer und Holländer, den Sohn des Königs Dom Manoel von Portugal (Schwager der beiden Prinzen von Oranien) und zwei natürliche Söhne des Prinzen Moritz. Mit großartigem Sinne pries

*) Derselbe erklärte dem Marquis, daß gerade im Augenblicke ihres Abzugs das letzte Brot im Ofen gewesen sei. Van Wynen: Byvoegsels en Aanmerkinge voor de Vaderl. Historie van Wagenaar. XI.

er laut den Muth und die Treue, so sie an den Tag gelegt, und ließ ihnen fast alle die Ehrenbezeigungen erweisen, die man nur Siegern zu bezeigen pflegt. Er gab willig an die 1400 Wagen zum Transporte der Kranken, der Frauen und Kinder, des Gepäckes und beinahe eines Drittels der Bevölkerung von Breda her, welcher seinen Entschluß, nach Holland auszuwandern, zu erkennen gegeben hatte. Der Sohn des Grafen van den Bergh, ein ritterlicher junger Cavalier, führte die vier Compagnien leichter Reiter an, welche als schützendes Geleite bis Gertruydenburg dienten.

Der Prinz Friedrich Heinrich empfing sie hier ehrenvoll und brachte ihnen seinen und der Generalstaaten Dank, sowol für die bewiesene Tapferkeit und Ausdauer, als auch dafür dar, daß sie sich dem Vaterlande erhalten und an der Sache desselben nicht verzweifelt. Die wackeren Leute wurden sämmtlich theils in Gertruydenburg selbst, theils in benachbarten Orten auf das Beste verpflegt; der Stadthouder aber kehrte noch am gleichen Tage nach dem Lager bei Walwijck zurück *).

Die Freude der Erzherzogin-Infantin, ihres Hofes und sämmtlicher Stände der südlichen Niederlande über den Gewinn Bredas war unbeschreiblich. Sie selbst verfügte sich in Person dahin, um den Triumph ihrer Waffen mit ungewöhnlichem Pompe und durch Freudenfeste jeder Art zu feiern. Nachdem sie die Gubernatorstelle des Platzes dem tapfern Jambe de Bois (also genannt, weil

---

*) H. Hugo. — Van Goor, ferner das Theatrum Europaeum liefern die Capitulation mehr oder minder vollständig. Ueber die Details des Auszugs vergl. Neuville 9 u. f. W.

er den einen Fuß bei der Belagerung Ostendes verloren) auf Spinola's Vorschlag übergeben hatte, ließ sie die Kirchen der Stadt, welche zum Theil von protestantischen Priestern in Besitz genommen und somit, nach römisch-katholischem Begriff, durch ketzerischen Athem und Fuß entweiht worden waren, durch die Bischöfe von Antwerpen und Herzogenbosch frisch einweihen und Alles auf den frühern Fuß wiederherstellen *). Doch bemerkte man in den deshalb erlassenen Edikten und Ordonnanzen eine merkwürdige Veränderung des Tones; denn statt „Rebellen und Ketzer" waren diesmal die Holländer blos als „Leute, die dem katholischen Könige zuwider" bezeichnet **).

So hoch die Spanier den errungenen Sieg, als das Ruhmvollste, Fruchtreichste und Tiefeinwirkendste, was unter den damaligen Umständen hätte vollbracht und erzielt werden mögen, auch anschlugen, so gleichgültig und wenig niedergeschlagen zeigte sich der republikanische Stolz der Holländer. Sie stellten das Geschehene als eine Privatsache der Prinzen von Oranien hin, welche die Republik im Ganzen nur wenig berührt, und durch deren Ausgang der König von Spanien Nichts gewonnen als einen Fleck Landes, um den theuern Preis von 12 Millionen Goldgulden und der gänzlichen Verheerung des flachen Landes von Brabant. Ihre Berechnung zeigte sich so ziemlich richtig; denn diese Belagerung hatte die Finanzen und die Kriegsmittel ihres Gegners völlig erschöpft, obgleich auch

*) Hugo beschließt damit sein Werk, in ermüdender Weitschweifigkeit und im behaglichen Gefühle aller der Vortheile, welche dadurch seinem Orden auch hierseits von Neuem erwachsen.

**) Nauville VI. I. 3. vergl. damit van Goor.

die Vereinigten Staaten nicht wenig darunter mit gelitten. Solche Erschöpfung hatte eine stillschweigende neue Waffenruhe zur Folge *). Für Breda aber erhielt Friedrich Heinrich gleich zwei Jahre nach den hier geschilderten Ereignissen einen glänzenden Ersatz durch die Einnahme von Herzogenbosch, welche als ein ebenbürtiges strategisches Meisterstück der Belagerung von Breda und seiner Vertheidigung an die Seite gestellt worden ist **); und im Jahre 1637 wehete auch, in Folge des Umschwungs der Dinge, auf der Citadelle und den Mauern von Breda selbst die Oranische Fahne siegreich wieder.

---

*) Neuville 12. van Kampen 54.

**) Mémoires de Fr. Henri S. 51 fg.

Quellen.

1) Herm. Hugo, Soc. Jesu, Obsidio Bredana armis Philippi IV. Auspiciis Isabellae, ductu Ambros. Spinolae perfecta. Antverp. 1626. fol. (Der umfassendste Bericht von spanischer Seite, hie und da parteiisch; im Ganzen jedoch mit ziemlicher Ruhe geschrieben, auch nicht ohne stylistischen Werth, trotz der großen Weitschweifigkeit). 2) Mémoires de Fréderic Henri, Prince d'Orange, 1621—1646. par Bernard Picart. Amsterd. 1723. 4. (abgefaßt von einem höhern Offiziere des Prinzen Friedrich Heinrich, nach Notizen und Diktaten desselben und theilweise von seiner eigenen Hand verbessert. Der berühmte Fürst von Anhalt-Dessau, Sohn einer Tochter Friedrich Heinrichs, ließ sie zum Drucke befördern). 3) Die Resolutien der Stadt Breda. 4) Th. E. van Goor, Beschryvinge der Stadt en Lande van Breda. Gravenhaage 1740. fol.; sowie 5) Lieuwe van Aitzema, Zaken van Staat en Oorlog, für das Politische und Administrative während der Belagerung, sowie durch Schilderung der Lokalitäten wichtig. 6) J. de la Pise, Tableau de l'histoire des Princes et (de la) Principauté d'Orange. La Haye 1689. fol. 7) Theatrum Europaeum, B. I. 8) Neuville, Histoire de Hollande, dépuis la trève de 1609, jusqu'à nôtre tems. Paris 1693. 12.

III.

Die Frauen in der französischen Revolution.

Skizzen und Zusammenstellungen.

Von

Karl Georg Jacob.

Als wir uns nach dem neunten Thermidor wiedersahen, erstaunt uns noch am Leben zu finden, da hatten wir wol alle dieselbe Geschichte von unserer Rettung zu erzählen. Sie war ein Loblied auf die Frauen. Einige waren wol durch die Liebe begeistert worden, aber die meisten hatten den Eingebungen eines himmlischen Mitgefühls und den Empfindungen der Freundschaft gehorcht.

Lacretelle.

Man kann behaupten, daß in keinem Lande der Welt der gesellschaftliche Zustand der Frauen so angenehm ist als in Frankreich. Man beschäftigt sich vorzugsweise mit ihnen, sie werden als Lieblingskinder der Gesellschaft mit Nachsicht behandelt und mitunter verzogen, sie leiten die Vergnügungen derselben und tragen viel zu ihrem Glanze bei, indem sie, ohne der Gesellschaft ihre Kraft zu nehmen, durch Grazie und volle Anwendung ihrer geistigen Fähigkeit sich in dem goldnen Kreise eines durchaus geehrten Daseins bewegen. Aber eben diese Huldigung und Dienstleistung der Männer, welche die französischen Frauen von jeher als ein Recht angenommen haben, war es auch, welche sie häufig über die naturgemäßen Grenzen hinausgeführt und ihnen einen bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten ihres Vaterlandes gegeben hat. Daher sehen wir seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts unter Franz I. und seinen Nachfolgern eine förmliche Regierung der Weiber, dem Einflusse der schönen Gabriele d'Estrées auf Heinrich IV. hielt nur Sully's Klugheit und Gerechtigkeit die Wage, und nach seinem Tode hatten die Intriguen Maria's von Medicis und der Marschallin d'Ancre das freieste Spiel. Richelieu's starker

Arm hielt freilich sowol den König Ludwig XIII. als die vornehmen Frauen von allem Einflusse auf sein Herrscheramt fern, aber während Ludwigs XIV. Minderjährigkeit trat die weibliche Macht um so dreister hervor. Die Zeit der Fronde gewährt das anschaulichste Bild einer auf Cabalen und persönliche Einmischung der Frauen gegründeten Herrschaft. Trotz aller Tapferkeit in den Schlachten dieser Zeit, trotz des antiken Charakters eines Molé und des kriegerischen Glanzes eines Condé und Turenne hat das Ganze doch nur das Ansehen eines großen Intriguenstückes an einem fürstlichen Hofe und selbst Bürgerkriege erscheinen als bloße Miniaturbilder, wenn der große Condé als Diener der gekränkten Eigenliebe einer Herzogin von Longueville auftritt und die Kanonen der Bastille auf Franzosen abgefeuert werden, weil die Prinzessin von Montpensier erfahren hatte, daß Mazarin ihre ehrgeizigen Heirathsprojekte hintertrieb. Sobald dieser über seine und Anna's von Oestreich Feinde gesiegt hatte, änderte sich die Lage der Dinge und es ist von jetzt an, sowie unter Ludwigs XIV. Herrschaft, wenigstens in den ersten Jahren, kein vorherrschender Einfluß der Frauen sichtbar. Aber schon von der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges an, ja noch früher, stand der Staat und dessen gefürchteter Selbstherrscher unter der Gewalt der Marquise von Maintenon, die bei aller anscheinenden Demuth, Bescheidenheit und Abneigung gegen weltliche Dinge gewöhnlich schon lange vorher mit den Ministern Rath gehalten hatte, wenn Ludwig sich im Staatsrathe ihrer züchtigen Zurückhaltung freuete, die sie kein Wort früher sprechen ließ, als sie gefragt war. Und jene Entscheidungen führte sogar nicht selten ihre Dienerin Nanon Babbien herbei, die über die Gebieterin ebenso

viel vermochte, wie über Voltaire seine alte Bonne und über Moliere seine Köchin. Die Regierung Ludwigs XV. — um von der Verwaltung des Herzogs Regenten gar nicht zu sprechen — hat ihre Perioden nach der Herrschaft seiner Maitressen. Nach des Cardinals Fleury Tode setzten Frauen die Minister ab, ernannten die Marschälle, unterhielten Intriguen mit den auswärtigen Höfen und wechselten Briefe mit den Kaiserinnen Europas; je älter der König ward, um so unverschämter und lästerlicher ward das Weiberregiment. Mit Ludwigs XVI. Thronbesteigung ward es reiner und sittlicher in Frankreich, Marie Antoinette ist mit Unrecht eines bedeutenden politischen Einflusses angeklagt worden. Sie mischte sich in Politik und Staatsverwaltung, weil sie dazu gedrängt, ja vom eignen Gemahle veranlaßt wurde, und nur der Haß der Revolution gegen das gestürzte Königshaus konnte ihre gütige Gesinnung und ihren Eifer für das wahre Wohl Frankreichs in einem solchen Grade verdächtigen, daß eine so reine Seele mit der moralischen Verdorbenheit einer Pompadour oder Dubarri auf dieselbe Stufe gestellt wurde.

Die gewaltigen Erschütterungen der Revolution haben zwar die Galanterie, deren eigenthümlicher Boden Frankreich ist, nicht verbannt, aber sie haben die Frauen zu einem bessern Dasein geläutert. Im Fortgange jener ungestümen Bewegung sahen sie sich allmälig auf ihre eigenthümliche Sphäre beschränkt, und als Stärke auf Schwachheit und riesenhafte Kraft auf Staatsintriguen folgte, konnten die Zügel der Regierung nicht mehr von den Banden des Vergnügens umschlungen sein. Ein anderer, edlerer Schauplatz ward den Frauen eröffnet. Die Schreckenstage der Revolution begrenzten ihre Wirksamkeit in den

hohen, mittlern und niedern Ständen auf Liebe zur Häuslichkeit, Sinn für Familienglück, Gatten-, Eltern- und Kinderliebe, und entwickelten in ihnen alle die Tugenden, deren man sie bis dahin nicht für fähig gehalten hatte. Freilich fehlte es, so lange die Revolution in der Gewalt einer Rotte war, die Schrecken und Tod als einziges Regierungsmittel gebrauchte, auch unter den Frauen nicht an Beispielen der ungezügeltsten Sinnlichkeit und einer bis zum Unglaublichen gesteigerten Lust an Blut und Mord; aber dafür verbreiteten auch die glänzendsten Beispiele von Selbstaufopferung, von muthvoller Anhänglichkeit und Ertragung aller Art von Beschwerden in einer fünfundzwanzigjährigen Verbannung eine neue Glorie über ein Geschlecht, dessen uneigennützige Tugenden und hohe Fähigkeiten sie so ausgezeichnet darstellten. Die Königin Marie Antoinette und ihre Schwägerin Elisabeth von Frankreich auf der einen Seite, Frau Roland und Charlotte Corday auf der andern, dann Therese Tallien und Josephine Beauharnais, Frau von Stael und Juliette Recamier, späterhin die Gattin des Marschalls Ney und Frau von La Valette, nicht minder die Herzogin von Angoulème sind historische Namen geworden und treten unter einer Menge anderer Beispiele, die nur durch den Rang der Parteien weniger ausgezeichnet sind, auf das Glänzendste hervor.

Es ist nun der Zweck unseres Aufsatzes, diese Charaktere und die allgemeinern Zustände, unter denen sie handelnd erschienen sind, genauer zu schildern.

I.

Während in den Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das häusliche Leben der Frauen in Deutschland unendlich ärmer als jetzt an Willkür und Freiheit war, reicher aber vielleicht an wahrem, innerm Genuß des Lebens, und durch die Seltenheit der Vergnügungen eine weit höhere Würze erhielt, hatte sich das Leben der französischen Frauen ganz anders gestaltet. Kaum geboren, wurden die Töchter von ihren Müttern getrennt, zuerst käuflichen Ammen übergeben, dann in ein Klöster verwiesen, wo sie ihre Kindheit und Jugend verlebten. Der elende Religionsunterricht, den sie hier empfingen, ward kein Band zwischen ihrem Herzen und der ihnen auferlegten kirchlichen Zucht. Rief sie nun nach einigen Jahren das Gebot der Eltern in die große Welt, so brachten sie in diese nur wenige ausgebildete Talente, einen leeren, aber thätigen Kopf, eine gänzliche Unkunde ihrer Pflichten, vor Allem aber eine unbegrenzte Sehnsucht nach Unabhängigkeit. Ohne Freimüthigkeit in Stellung und Rede kamen sie aus dem Kloster, mehr verlegen als schüchtern, sie lernten ihre Mütter kennen, ohne daß sie in diesen Familienverhältnissen, wo es in der Regel zwischen Vater und Mutter kaum etwas Gemeinschaftliches gab außer dem Namen, an ihnen eine Stütze fanden. Von weiterer Bildung, von Belehrung über die Pflichten der Jungfrau war keine Rede, die jungen Mädchen blieben im Leben ebenso eingeengt wie in ihrer wespenartig zusammengeschnürten Taille, die sich noch aus der Zeit Ludwigs XIV. herschrieb und nicht ohne hartnäckigen Widerstand erst kurz vor dem Ausbruche der Revolution mit einer leichtern,

naturgemäßern Kleidung vertauscht wurde. Eine der größten Lobrednerinnen der guten alten Zeit, die Gräfin von Genlis, schildert mit großer Anschaulichkeit die Zurüstungen ihrer Tante und deren drei Kammerfrauen, als sie in ihrem funfzehnten Jahre zum ersten Male vor dem Könige Ludwig XV. erscheinen sollte *). Dreimal ward ihr Haar aufgeputzt, man hieß sie sich stark pudern und viel Roth auflegen, man zwängte sie in einen großen Schnürleib, der ihr gewaltig in die Schultern schnitt, und schnürte sie so ganz ungeheuer, um ihre feine Taille zu zeigen. Die Collerette mußte sie drei bis vier Mal an- und ablegen, ehe sich die Tanten vereinigen konnten und endlich den Oheim, einen Marschall von Frankreich, beriefen, um die Entscheidung zu geben. Der größte Theil des Tags wurde mit solchen Vorbereitungen hingebracht, während des Mittagsessens mußte das junge Mädchen kerzengerade sitzen, dann mußte sie ihre Verbeugungen wiederholen und sich sagen lassen, wie sie die Schleppe zu tragen habe, um nicht zu theatralisch zu erscheinen.

War die junge Dame in die Welt eingeführt, so ließen es sich die Eltern vor allen Dingen angelegen sein, ihr einen reichen und angesehenen Gatten zu verschaffen. Auch das junge Mädchen erwartete ungeduldig den Mann, dem sie die Freiheit, nach Willkür zu handeln, danken soll. Endlich erscheint er, man zeigt ihn ihr — und das ist Alles. Bald verbindet sie eine Ceremonie, der die fromme Weihe durchaus fehlte und deren lärmender Hergang ihr allen Ernst raubte — die junge Frau muß nur zu bald fühlen, daß ihr Herz bei dieser Verbindung nicht zu Rath

*) Denkwürdigkeiten der Gräfin v. Genlis I. 157.

gezogen ist. Hat sie aber eine jugendliche Neigung an den ihr vom Schicksale zugeführten Gatten geknüpft, was soll sie mit ihrer Liebe thun, die der Gatte anfangs als eine ihm neue Erscheinung sich gefallen läßt, die er aber bald aus abscheulicher Gewohnheit, wie er sie in den frechen Meinungen und frivolen Sitten der Zeit angenommen hat, gänzlich zurückweist? Auf diese Weise getrennt von dem, was der Gattin das Heiligste auf Erden sein soll, erregt der Sturm der Leidenschaften und die Unsicherheit der Grundsätze in den Herzen junger Frauen, die nie Töchter waren, nie Gattinnen und nicht Mütter sein werden, einen ihren Kräften unangemessenen Kampf, eine Sehnsucht nach Befriedigung, die sie im eignen Hause nicht finden können. Und so wurden sie aus ihrem Heiligthume hinausgestoßen und mußten in den Gesellschaften und Unterhaltungen der großen Welt Zerstreuung suchen *).

Die französische große Welt war eine von den Schöpfungen Ludwigs XIV. Der Autokrat hatte die Großen unwiderruflich an seinen Hof gefesselt, dieser ward nun der Mittelpunkt aller Wichtigkeit, durch selbst gegebene Gesetze regiert und mit dem Namen der guten Gesellschaft (bonne compagnie) bezeichnet. Die Frauen entschieden über dem Gesetze, von ihnen und für sie ward das Vergnügen des Gesprächs (la conversation) erschaffen, sie waren es, die Männer von Genie und Talent bei sich aufnahmen und die sich, um der Annehmlichkeit dieses Umganges zu genießen, früher als die Männer entschlossen

*) Essai sur l'éducation des femmes, par la comtesse de Rémusat (Paris 1825) S. 76—79 und in auffallender Uebereinstimmung Louvet in Faublas IV. 19—21.

einige Vorurtheile des Ranges zum Opfer zu bringen. Das Louvre ward also wie Rambouillet und der Palast Longueville den bürgerlichen Schöngeistern eröffnet. Boileau durfte den Adel verspotten, Moliere auf der Bühne den Burgadel lächerlich machen — der König schützte sie, weil sein Gefühl von Fürstengröße sich darin gefiel, dem Adel zu zeigen, daß er ein Gnadenstand mit Vorrechten, nicht aber eine mit Rechten ausgestattete Aristokratie sei. Hier entwickelten sich nun die Fähigkeiten der Frauen. Ihr Ehrgeiz trieb sie an nach allgemeinerem Wissen zu streben, und da sie leicht so viel auffassen, als für die Conversation nothwendig ist, waren sie schnell im Stande, von Allem zu sprechen, schnell zu urtheilen, oft zu befriedigen und stets anziehend zu erscheinen. Aber ein Charakter bildete sich dabei nicht, ebenso wenig wie die äußere kirchliche Zucht jener Zeit Frömmigkeit war. Der Grundton im Gesellschaftsleben war kalte Unnatur, wie sie sogar die innigsten und natürlichsten Verhältnisse entstellte. Der Ton der guten Gesellschaft erlaubte den Ausdruck des Gefühls nur als Zierath des Umgangs und tadelte es an Frau von Sevigné, als sie die Mängel in der gewöhnlichen Erziehung und Bildung der Frauen an das Licht zog *), er verlangte vielmehr eine gewisse Selbstbeherrschung, die in dem flachen Leben dieser Cirkel durch Leichtsinn und kleinliches Streben erleichtert wurde. Dies Alles nahm in den Zeiten der Regentschaft und unter Ludwigs XV. langer und liederlicher Regierung noch zu. Das Leben der guten Gesellschaft bewegte sich blos in den Salons, in einer frivolen, leeren, schillernden, hin und her

*) Remusat 61.

schlüpfenden Conversation, es war die erste Pflicht des Weltmanns, Anmuth und Ungezwungenheit in die Gesellschaft zu bringen, und diese Verbindlichkeit wurde bald so wichtig, daß eine plumpe Bewegung, eine gemeine Redensart mehr auffiel als eine nichtswürdige Handlung. Ein schlechter Ton und jeder Vorfall, der Aergerniß zur Folge hatte, veranlaßte die Ausschließung, aber weder ein tadelloser Lebenswandel, noch ein ausgezeichnetes Verdienst wurden als Bedingungen des Zutritts erfodert. Die üble Nachrede, die Bosheit, die Kränkung der Ehre wurde geduldet, wenn es nur mit Grazie und Originalität geschah; wenn einträgliche Niedrigkeiten (etwa gegen die Bürger und Landleute) mit einiger Vorsicht und gewissen äußern Formen begangen wurden, so überredete man sich leicht in ihnen eine erlaubte Schicklichkeit zu sehen. Zu dem Hochmuthe des Adels kam nun noch die gefährliche Beredtsamkeit der Gelehrten (gens de lettres), die sich Philosophen nennen ließen. Es waren nicht mehr die Gelehrten aus Ludwigs XIV. Zeit. Von Beschützer und Schützling war jetzt nicht die Rede, die Anhänger Voltaire's, Diderot's, d'Alembert's und Rousseau's hoben ihr Haupt keck und kühn empor, sie betraten mit großer Zuversicht die Salons der Großen und verbreiteten oberflächliches Wissen, gräßlichen Egoismus und kalten Unglauben *).

Die Memoiren jener Zeit geben ein trauriges Zeugniß, wie die Frauen die Grundsätze der neuen Philosophie benutzten, um gegebenes Aergerniß zu rechtfertigen und ihre Fehltritte zu erleichtern. So ward ihr Glaube erschüttert, man sagte ihnen, der Anschein der Treue sei lächerlich,

*) Rémusat 54. 56. 61. 62. Genlis II. 148—159.

nicht allein die eheliche Treue, sondern die Liebe selbst, wenn sie durch Beständigkeit zur Tugend würde, wäre verächtlich, dagegen sei Freiheit und Vergnügen der höchste, einzige Zweck vernünftiger Wesen. Diese verderblichen Grundsätze, bald in das Gewand der Dichtung oder in lüsterne Romane eingekleidet, bald in so klarer Darstellung ausgesprochen, daß es kaum eines Beweises bedurfte, überflüssig reich mit Witz und Satire ausgestattet, erhitzten die Einbildungskraft der Frauen, beschäftigten ihren Verstand und berauschten ihr Herz. In der Gesellschaft fanden sie Sittenverderbniß, in ihrem Hause Langeweile, und so suchten sie die Annehmlichkeiten der Unterhaltung, wo sie das Dasein der Pflicht, ja selbst das der Gottheit bestreiten hörten, und zwar nicht selten von den Würdenträgern der Kirche, von einschmeichelnden Jesuiten und glatten Abbés, bei denen sie eigentlich eine Stütze für Sittlichkeit und Religiosität hätten finden müssen.

In mancher Beziehung war in den letzten Jahren vor der Revolution eine heilsame Veränderung eingetreten. Blieb gleich das Palais Royal noch immer der Sammelplatz der sogenannten guten Gesellschaft und galt weibliche Tugend vielen Wüstlingen für ein Unding, so hatte doch der Rückstrahl von Ludwigs XVI. Tugenden eine gute Wirkung auf die Sitten gehabt und Rousseau's Schriften sich einen wesentlichen Einfluß bei den französischen Müttern verschafft. Mit Recht sind in einer spätern Zeit nicht wenige seiner Vorschriften über die physische und geistige Erziehung der Töchter als unanwendbar oder unnütz bezeichnet worden, aber bei dem ersten Erscheinen seiner Bücher war die starke Sprache im „Emil" gegen das Unnatürliche in den Familienverhältnissen sehr zweckmäßig und

das Zernichten des ganzen damaligen Systemes ein nothwendiges Erfoderniß für den Reformator. Er legte, sagt die geschätzte Schriftstellerin, der wir in diesem Abschnitte gefolgt sind *), das Kind wieder in die Arme der Mutter, er warf mit Recht der Gesellschaft ihre geringe Sorgfalt für Erziehung und Bildung der Jugend vor, er schmeichelte weder den Großen, noch den Philosophen, aber er gab dem Christenthume die Toleranz, der Philosophie den Glauben, der Literatur die Moral und der Gesellschaft ihre unveräußerlichen Rechte wieder. Wenn er sich täuschte (und er hat sich oft getäuscht), so täuschte er sich nicht wie andere Leute, denn selbst seine Irrthümer können Fortschritte des menschlichen Geistes genannt werden.

Rousseau's Schriften auf der einen, Voltaire's und Montesquieu's Bücher auf der andern Seite hatten schon lange vor dem Ausbruche der Revolution der pariser Gesellschaft eine besondere Färbung gegeben. Es bildete sich eine Opposition gegen das Bestehende in Staat, Kirche und Literatur von Schöngeistern und Philosophen aus der zahlreichen Jüngerschaft jener Altmeister, und es waren Frauen von Geist und Talent, in deren Salons sie ihren Sammelplatz fanden. Zu einem solchen bureau d'esprit gehörte eine elegante Einrichtung des Hauses, dessen Besitzer aber stets abwesend sein mußte oder ausnahmsweise geduldet wurde, ferner anständige Bewirthung, vornehme Verbindungen und eine Frau von entschiedenem Geschmacke für das Ausgezeichnete und von ansprechender Persönlichkeit, wie sie die Frauen Lambert, Tencin, Geoffrin, de la Popliniere, die Marquise von Deffand und Mademoiselle de

*) Rémusat 73.

l'Espinasse besaßen. Es hieß Barbarei, ihnen nicht zu huldigen. Aber jene Vereine liegen über die Grenzen unsers Aufsatzes hinaus, auch sind sie zu oft beschrieben worden, um noch länger bei ihnen zu verweilen *). Unter Ludwig XVI. war kein geistreiches Kränzchen berühmter, als die Gesellschaften im Hause Necker's, wo schon in den Sechziger Jahren ein Zusammenfluß von Staatsmännern, Künstlern und Gelehrten war, dessen Mittelpunkt im Anfange die Frau des Hauses, eine würdige Erscheinung, voll Verstand und Ueberlegung, dann aber ihre berühmtere Tochter, die Frau von Stael, bildete. Zuerst war auch hier die Unterhaltung leise und hielt sich überall auf der Oberfläche, junge Damen lispelten mit vieler Salbung über Auflagen und Kornsperre, womit Geschichten aus den Affichen abwechselten, wie ein Sohn seinen Vater nicht habe wollen verhungern lassen, oder wie ein Dorfpriester funfzig Livres unter seine Gemeinde vertheilt habe **). Als aber die Zerrüttung des gesammten Staatswesens immer offener zu Tage kam, als Turgot, dann Necker Reformen aller Art versuchten und der Letztere durch sein „Compte rendu" die öffentliche Meinung für sich aufrief, da vernahm man auch im Necker'schen Cirkel nicht mehr die behutsame Sprache der frühern Jahre, man kannte nur eine laute, lebendige Unterhaltung, wo ein Jeder sich allein hören wollte, und wo von Männern, wie Barnave, Lameth, Talleyrand, Portalis, Thibaudeau, Chénier, Con-

*) Zuletzt von Schlosser (Geschichte des achtzehnten Jahrh. I. 532—545) und von Wachsmuth (Europ. Sittengesch. V. 2 S. 208 f.)

**) Sturz Briefe aus Paris in seinen Schriften I. 298

stant und Redner, über neue Beschlüsse oder Verbesserungen im Staate berathschlagt wurde. Die Worte Tyrannei, strenge Justiz, bürgerliche und kirchliche Freiheit, Recht und Gesetz waren in dem Munde einer Marquise von Coigny, der Gräfin von Tessé, der Herzogin von Grammont, der Frau von Simiane und anderer eleganter Damen, alle aber überragte Frau von Staël, eine der hervorstechendsten Erscheinungen unter den Frauen in der französischen Revolution. Diese ausgezeichnete Frau, die im elften Jahre zum Bewundern schön spielte und sang, im zwölften Jahre als dramatische Schriftstellerin auftrat, im funfzehnten Jahre Auszüge aus Montesquieu's „Geist der Gesetze“ machte und mit ihrem Vater sich über Staats- und Finanzverwaltung unterhielt, im zweiundzwanzigsten Jahre einen Band Briefe über Rousseau schrieb, läßt uns in ihrer Hastigkeit und Energie die große Veränderung des weiblichen Charakters, wie sie vor und in der Revolution eingetreten ist, sehr deutlich erblicken. In ihr fand sich die Lehre Rousseau's und Montesquieu's vereinigt, aber ihr fehlte die französische Grazie, welche die eifrigsten Verehrerinnen jener Philosophen zur Zeit Ludwigs XV. so anmuthig, trotz aller Oppositionslaune, gemacht hatte. Von frühester Kindheit an das Leben in den Gesellschaftssälen ihrer Mutter gewöhnt, bewundert und gepriesen, lernte sie schon früh über alle möglichen Gegenstände geistreich reden und durch witzige Einfälle die Schar der Gäste in Erstaunen versetzen. Angebetet von einem eiteln Vater, machte sie dessen Ansichten ganz zu den ihrigen, wie er so hielt auch sie die englische Verfassung für den Höhepunkt der Glückseligkeit von Frankreich, und sprach, natürlich ohne gründliche Kenntniß des Landes und der wahren Be-

dürfnisse seiner Bewohner, dreist und entschieden über das Benehmen des Hofes, um Andre dadurch zu bestimmen oder sie durch den Strom ihrer glänzenden Beredtsamkeit für sich zu gewinnen. Weibliche Scheu und Zurückhaltung war ihr fremd, sie wollte Alles wissen, Alles ergründen, sie verkehrte am liebsten mit Männern und theilte jedem geselligen Kreise die unverwüstliche Lebendigkeit mit, die ihren Geist bis in die spätern Jahre frei und frisch erhalten hat. Ihr erster Anblick, erzählt Bouilly*), der sie im Anfange des Jahres 1790 sowol in den größern Cirkeln ihres Vaters als in ihrem Donnerstagskränzchen oft sah, hatte weder etwas Liebliches, noch etwas Erhabenes, ihre Gestalt zeigte mehr männliche und stark hervortretende Formen, die einen auffallenden Widerspruch mit ihrem Geschlechte bildeten. Ihr unreiner Teint und die spröden, rauhen Lippen verriethen angestrengte Arbeitsamkeit und die Gewohnheit, aus der Nacht den Tag zu machen, ihre Bewegungen waren zwar nicht ohne Grazie, aber sie schienen mir befehlshaberisch, ihre Stimme war volltönend, ihre Worte heftig und energisch. Die stete Thätigkeit ihres Geistes entfremdete sie nicht selten ihrer Umgebung, sie sprach dann wol zerstreut und unzusammenhängend, aber ein glänzender Gedanke, eine witzige Antwort verbesserten solche Verirrungen auf der Stelle. Hörte man sie aber

*) Mes récapitulations (Paris 1837) I. 147. vergl. Lindau's Leben der Frau v. Stael nach Fr. v. Necker de Saussure in den Zeitgenossen V. 1. S. 129 ff. Die Ansichten der Gegner fassen wir in Bailleul's Worte (Examen critique I. 354) zusammen: n'ayons pas tant d'esprit, ayons plutôt une conversation gâtée, ainsi que nous le reproche Madame de Staël, et montrons un peu plus de sens commun.

sprechen, ging man mit ihr auf ein Gespräch über gesellige Verhältnisse ein oder veranlaßte man sie politische und literarische Gegenstände zu erörtern, so war man auch gleich von ihr entzückt und ganz in ihren Banden; denn jedes Wort aus diesem beredten Munde, jeder Blick aus diesen schwarzen blitzenden Augen beschäftigte die Einbildungskraft und entzückte den Verstand, ihr Witz war schlagend und so vereinigte sich Alles, um uns zur Bewunderung dieses eminenten Talentes zu zwingen. Frau von Staël, setzt Bouilly hinzu, machte auf mich immer die Wirkung eines schöpferischen Genius, der sich in der Gestalt einer Frau ohne äußere Schönheit verkörpert hatte, um den Sterblichen, die sich mit ihm messen wollten, seine Größe weniger fühlbar und drückend zu machen.

Ganz geschieden von diesem Verkehre geistreicher Männer und Frauen war der Hofcirkel der Königin Marie Antoinette, die an sich keine persönliche Abgeneigtheit gegen Frau von Staël hegte, sowie auch diese der Monarchin stets mit Achtung und Liebe gedacht und in ihrer Vertheidigungsschrift derselben das tiefste Gefühl und zarteste Mitleid an den Tag gelegt hat. Die eigentliche Vorsteherin jenes Cirkels war die Herzogin von Polignac, die Herzensfreundin der Königin, und die erste Aufgabe seiner Mitglieder, der jungen Fürstin durch theatralische Vorstellungen, musikalische Unterhaltungen und eine heitere, von den Regeln der Etikette nicht eingezwängte Conversation eine Erholung nach den Mühen der fürstlichen Repräsentation zu gewähren. Bald jedoch übte derselbe Kreis, wie an einem andern Orte dargethan ist *), auch auf die Staats-

*) Vgl. dieses Taschenbuch f. 1838. S. 160—171.

angelegenheiten einen bedeutenden Einfluß. Für eine junge Frau und Fürstin von der menschenfreundlichsten Gesinnung mußte die moderne Anschauung Turgot's und Necker's, die fortwährend das Glück des Volks als den einzigen und höchsten Zweck ihrer Verwaltung darstellte, sehr großen Reiz haben, und da sie nun seit dem Tode des Ministers Maurepas durch ihren Gemahl selbst in den Kreis seiner Regierung gezogen war, so konnte sie sich vom leichtsinnigen Erfassen mancher Maßregeln, die ihr schön und edel erschienen, sowie von augenblicklichen Eingriffen in die Verwaltung nicht mehr frei erhalten. Ihr Ruf hat dadurch sehr gelitten, ja man kann behaupten, daß eine folgerichtig durchgeführte Einmischung in die Reichsangelegenheiten denselben weniger nachtheilig gewesen sein würde. Die Damen ihrer Umgebung, die Schwägerin der Herzogin von Polignac, Gräfin Diane von Polignac, die Prinzessinnen von Chimay, Tarente und Lamballe, die Herzogin von Fitz James, die Frauen von Tourzel, Chalons und Andlau folgten meist persönlichen Interessen und ließen sich durch die Vorliebe für einzelne Begünstigte nicht selten bestechen, die Jugend und Unerfahrenheit der Königin zu mißbrauchen.

In schroffer Abgeschiedenheit gegen diesen Cirkel der Königin und in vornehmer Verachtung der Vereine für Politik und Literatur hielt sich eine nicht unbedeutende Anzahl von Damen des alten oder Hofadels, die Trägerinnen der berühmten Namen Montmorency, Elboeuf, Tremouille, Rohan und andere, deren Ansprüche und Ansichten noch aus der Zeit Ludwigs XIV. herstammten. Die altfranzösische Hofsprache nannte sie dames titrées, es waren die Gemahlinnen der Marschälle von Frankreich, der spanischen

Herzoge und Granden und derjenigen Adligen, die im erblichen Besitze der Ehre des Louvre waren und den Namen der Vettern des Königs führten. In diesen Kreisen waren das Alter der Familien, die Vorzüge einer edeln Geburt, die Reinhaltung des Geschlechtes von Eindringlingen und Neugeadelten, endlich die Wappen und Devisen die wichtigsten Gegenstände der Unterhaltung, die Formen der steifsten Etikette wurden mit der ängstlichsten Gewissenhaftigkeit beobachtet und das Spiel damit oft bis zur Ungereimtheit getrieben. Dadurch schadeten sie selbst dem Feierlichen und Würdevollen dieser Einrichtungen, welche zum Glanze einer fürstlichen Hofhaltung wesentlich beitragen, und zogen sie nicht selten in das Lächerliche herab. In den Memoiren der Marquise von Créquy, die fast nur von dieser Seite Interesse haben, wird es sehr an ihr gerühmt und sie als eine sehr herzhafte Frau (resolue comme un dragon) bezeichnet, weil sie gewagt habe, allein, ohne Lakaien, welche die Flügelthüren öffnen mußten, in ihr Empfangszimmer einzutreten; ja, sie selbst erzählt mit einer fast unglaublichen Naivetät, wie sie in der Nacht nach dem 30. Mai 1770 sich in Paris nicht zu finden weiß und am Ende genöthigt war, selbst die Hand an den Thürklopfer ihres Hotels zu legen *). Von diesen Kreisen ging die Erbitterung aus, welche ein Theil des Hofadels an den Tag legte, als sich im Mai 1770 die Nachricht verbreitete, daß am Vermählungstage Marie Antoinette's die Gräfin Brionne, eine Dame aus dem

*) Souvenirs de la Marquise de Créquy II. 180. IV. 103. 247. und für das Folgende Grimm's Correspond. I. 148—160. Ségur, Mém. I. 89.

Hause Lothringen und Schwester des Prinzen von Lambesc, ihre Menuet unmittelbar nach den Prinzessinnen des königlichen Hauses tanzen würde. Um die Ansprüche der Bevorrechteten zu vertreten, übergab der Bischof von Noyon in deren Namen dem Könige eine Vorstellung, und nur mit Mühe konnte ein Ausweg gefunden werden, der die Ansprüche beider Theile ausgleichen sollte, die stolzen Hofdamen aber doch nur wenig befriedigte. Eben diese waren es auch, welche die junge Königin mit bitterm Hasse verfolgten und einen nicht geringen Antheil an den giftigen Verleumdungen haben, welche Marie Antoinette's Namen in Frankreich weit früher befleckten, als die Parteiwuth der Revolutionsmänner ihr die unsinnigsten Verbrechen andichtete. Die Vernachlässigung der Etikette, die Entfernung schwerfälliger, unbequemer Kleidungsstücke, die Einführung neuer Moden und thurmartiger Kopfzeuge mußten dazu häufig den äußern Grund hergeben; aber diese alten Damen, die, wie Madame Campan mit ebenso viel psychologischer Wahrheit als treffender Ironie sagt *), ihre unschuldige Jugend am Hofe Ludwigs XV. und des Herzogs Regenten zugebracht hatten, konnten es der Königin nicht vergeben, daß sie jung und schön war und daß sie sich in heiterer, ungezwungener Gesellschaft besser gefiel als in ihren vornehmen Cirkeln. Nicht besser erging es hier den geistreichen Gesellschaften und der Pflege der Literatur. Die Marquise von Créquy, welche die Ansicht der ganzen Gesellschaft ausspricht, erklärt, sich überhaupt gar nicht mit Literatur abgegeben zu haben, weil ihr dies die tödtlichste Langeweile verursache. Necker's Frau wird wegen

*) Notice sur la vie de Mdme Campan 34. (Stuttg. Ausg.)

ihres gezierten Wesens in Wort und That in den unanständigsten Ausdrücken gescholten, ihre Tochter heißt ein prüdes Frauenzimmer, die sich nicht vor dem kleinen Hunde ihrer Mutter, aber wol vor der Hündin ihres Vaters habe ankleiden lassen wollen. Bitterer Spott wird über philosophische und politische Beschäftigungen ausgegossen, ja die alte Marquise scheut sich nicht, das zuerst in Paris vergossene Blut lediglich auf Rechnung der Frau von Stael zu schreiben, indem sie den Staatsrath Foulon als Verfasser eines Memoire an den König, worin die Verhaftung der demokratischen Häupter vorgeschlagen wurde, an Mirabeau verrathen habe*). Ein so durchaus grundloser Verdacht, den aber die Marquise noch viele Jahre nach jener Blutthat niederschreiben konnte, beweiset nur wieder die Unversöhnlichkeit ihrer Partei.

Es bliebe noch übrig, Einiges über die Frauen der mittlern und niedern Stände in Frankreich hinzuzusetzen. Das stille und zurückgezogene Leben der Frauen und Jungfrauen in der mittlern Classe von Paris hat den Sittenschilderungen jener Zeit nur geringen Stoff geben können. Hier wohnte noch altbürgerliche Einfachheit und Naivetät, Feinheit und Höflichkeit der Sitte und eine gleiche Abneigung vor der Verdorbenheit der höhern Stände und der Niederträchtigkeit ihrer Dienerschaft als vor der Sittenlosigkeit des großen Haufens. Die Frauen erzogen ihre Töchter zur Frömmigkeit und Häuslichkeit, das Haus war ihr fast beständiger Aufenthalt, in den Wochentagen verließ Mutter und Tochter selten dasselbe, zwei bis drei Familienbesuche, eine Hochzeit, eine Kindtaufe, der Neu-

*) Mém. IV. 134. 211 fg., 140. 145—156. 165.

jahrstag waren die einzigen Veranlassungen zum Ausgehen. Nur die Sonntage machten eine Ausnahme. An ihnen war es der Ehrgeiz der petite bourgeoisie von Paris, sich öffentlich mit möglichstem Glanz zu zeigen. Das geschah für die Frauen theils in der Kirche, theils in den Gärten der Tuilerien, wo sie in schönen Kleidern und reichem Schmuck die Wohlhabenheit ihrer Männer zur Schau trugen und die Töchter, die in der Woche in Leinwand einfach gekleidet waren und Küche und Keller besorgten, im neuesten Geschmacke herausputzten *); grade wie noch jetzt der pariser Gewürzkrämer sich darin gefällt, seinen Knaben nach Umständen als polnischen Lancier oder als Artilleristen der Nationalgarde zu kleiden. Auch darin ist der jetzige Pariser dem frühern gleich geblieben, daß an Sonn- und Festtagen weitere Spaziergänge und Ausflüge in die Umgegend mit Weib und Kind gemacht werden mußten. Die Wasserkünste in Versailles, die dunkeln Wälder zu Meudon, die von Menschen wimmelnden Wege im Boulogner Holze, die langen Alleen zu St. Cloud waren die Ergötzlichkeiten der jungen Pariserinnen, auf die sie sich von Woche zu Woche freueten, und dann wieder nach Paris, in die Stille des Hauses und die strenge Obhut der Mütter zurückkehrten. Um anzudeuten, wie nothwendig dieselbe gegen die freche Willkür vornehmer Wüstlinge war, brauchen wir nur den Namen des Herzogs von Richelieu zu nennen. In den Provinzen herrschte, allein mit Ausnahme der Bretagne und Poitous, eine strenge Absonderung der Frauen nach den drei Classen ihrer Männer. In der ersten war der stolze Adel mit seinen

*) Mémoires de Madame Roland I. 29. 30. 118. 121.

Frauen und Töchtern, der sich den größten Theil des Jahres am Hofe aufhielt, wie es Ludwig XIV. gewollt hatte, und dessen Frauen Paris als den seligen Mittelpunkt alles Vergnügens, alles feinen Geschmackes und alles wahren Glückes betrachteten. Die zweite Classe bestand aus den Familien der Angestellten, den Herren von der Regierung und vom Rathe, dem Befehlshaber der Marechaussée und allen Andern, die ein besonderes Ansehen in der Stadt genossen. Die Kaufleute, die sogenannten Künstler, die wohlhabenden Bürger, mit einem Worte alle Die, welche ihrem Fleiße und ihrer Industrie ihren Unterhalt verdankten, machten die dritte Classe aus. Wie fest sich auch uralte Eigenthümlichkeiten in den verschiedenen Provinzen erhalten hatten, wie das Deutsche in Lothringen und im Elsaß und bei Straßburgs Bürgerschaft der reichsstädtische Charakter, so war doch, Lyon und einige Seestädte ausgenommen, im Innern des Landes die Kleinstädterei und eine unzerstörbare Lästerungssucht das charakteristische Merkmal der weiblichen Kreise in allen Ständen. Selbst nach der Revolution, wo das ganze Gebäude der gesellschaftlichen Einrichtungen zusammengestürzt war, blieb jener Hang unberührt in allen Stürmen und Picard's und Balzac's treffliche Schilderungen der heutigen Provinzialfrauen können mit geringen Abänderungen als Bilder jener Zeit vor der Revolution gelten.

Von den Frauen aus den niedern Ständen in Paris läßt sich vor der Revolution nur wenig Bezeichnendes sagen, ihr Gutes und ihr Schlechtes tritt erst in den Stürmen und Volksbewegungen hervor. Im Allgemeinen waren sie, wie überhaupt das niedere Volk, theils in starrer Befangenheit des alten Glaubens und Lebens,

theils auf dem Wege des Unglaubens und ohne sittlichen Halt, leicht erregt bei neuen Erscheinungen, frivol im Scherze, fanatisch im Ernste und mit einem Liedchen oder einem Witze der Sorgen und der Noth auf längere Zeit mächtig, dabei voll Stolz und Einbildung auf die Vortrefflichkeit der Nation. Die Schlußverse in Beaumarchais' Figaro:

> Qu'on l'opprime, il peste, il crie,
> Il s'agite en mille façons;
> Tout finit par des chansons

geben ein treues Bild des damaligen Zustandes.

II.

Eine ganz andere Zeit brach für Frankreich an, als zu Versailles am 5. Mai 1789 die Versammlung der Reichsstände eröffnet ward. Es war der Anfang der Revolution. Eine solche Versammlung hat Frankreich nicht wieder gesehen, die Namen eines Mirabeau, Siéyes, Lafayette, Lameth und vieler Anderer, ihre Reden, die Erklärung des dritten Standes im Ballhause — Alles dies belebte die Unterhaltung, für die auch die Frauen bald keinen andern Stoff wußten. Noch galt freilich bei Vielen die Zusammenberufung der Reichsstände nur für eine neue Gelegenheit zum Schwatzen, und wie man seit langer Zeit gewohnt war in den abendlichen Gesellschaften die politischen Revolutionen mit dem Maßstabe der Hof- und Salonsbegebenheiten zu messen, so meinten daher

Viele, es werde auch diese Begebenheit gesprächsweise abgethan werden können (que tout allait se passer en conversation *). Als indessen die Volksbewegung in Paris zunahm, die Volksjustiz begann und die Bastille in Trümmern sank, als nach jenem fluchwürdigen Angriffe auf das königliche Schloß in Versailles die Nationalversammlung nach Paris versetzt wurde und ihre Beschlüsse die Grundlagen der tausendjährigen Monarchie untergruben, da gewann allerdings die Sache eine ernstere Seite, aber es stieg auch der Enthusiasmus der Frauen für die neuen Gesetzgeber und für eine Freiheit, die ihren Salonsunterhaltungen eine neue, goldene Zeit zu verheißen schien und für die sie auch auf den Galerien der Nationalversammlung ein lebhaftes Interesse an den Tag legten, nicht ohne persönliche Theilnahme für diesen oder jenen Redner zu zeigen, dessen Feuer und Leidenschaft sie selbst ergriff. „Man kann mit Wahrheit sagen," berichtet Frau von Stael **), „daß die pariser Gesellschaft nie glänzender und ernsthafter zu gleicher Zeit gewesen ist als während der drei oder vier ersten Jahre der Revolution, nämlich vom Jahre 1788 an bis zu Ende von 1791, wo sich in denselben Personen die ganze Kraft der Freiheit und jede Anmuth der alten Höflichkeit vereinigte." Denn so lange dauerte Necker's Macht und seiner Tochter Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten und eine weit bessere Stimmung für den König und seine Familie, als

*) Rémusat 88.

**) Betracht. über die vornehmsten Begebenheiten der franz. Revolution II. 391—393. Uebers. vgl. Bouilly I. 120. 159. 169. Die folgende Stelle aus Ségur in Mémoires III. 463.

man nach den gewöhnlichen Nachrichten in Parteischriften anzunehmen geneigt ist. Indeß gewannen nach den Aeußerungen des Marquis von Ségur die Frauen (deren begeisterter Verehrer er ist) nicht bei diesen großen Veränderungen; „denn sowie Bescheidenheit ihr größter Reiz ist und Sanftmuth vor allen ihre Züge schmückt, so steht ihnen nichts schlechter als die politischen Leidenschaften, und sie werden nur häßlich, wenn sie zornig sind oder sich erhitzen."

Als aber der wildeste Republikanismus nach der Auflösung der ersten Nationalversammlung schrankenlos waltete und durch die Wuth der Factionen an die Stelle einer politischen Wiedergeburt thörichte Eitelkeit und unbesonnene Hitze getreten waren, als das Ernsteste und Größte in höhnenden Muthwillen und Zerstreuungslust überschlug, als endlich dem Uebermaße der Verfeinerung das Uebermaß der Rohheit folgte, da ward auch die Herrschaft angenehmer und gescheiter Frauen zerstört. Selbst Frau von Stael zog sich zurück und verrieth den tiefsten Abscheu gegen eine Willkür, durch die der Name der Freiheit auf immer gelästert und ihres Vaters Name beschimpft war. Nur ein einziger Name findet sich in den Jahren von 1791 bis 1793 häufig erwähnt und dies ist der der Madame Roland. Dieser glänzende, tugendhafte Charakter aus einer Zeit, wo Frankreichs Boden in einen blutigen Kerker umgewandelt war, verdient eine nähere Betrachtung, zu der die von ihr hinterlassenen Memoiren eine reiche Quelle geworden sind.

Manon Roland (ihr Geburtsname war Phlipon), im Anfange des Jahres 1754 zu Paris geboren, war die Tochter unbegüterter, doch nicht armer Eltern, aus der acht-

baren Classe des Mittelstandes, dessen wir oben gedacht haben und dessen häusliches Leben sie uns in ihren Denkschriften sehr anschaulich geschildert hat. Die Kleine wuchs in der Stille und Zurückgezogenheit auf, die Kirche, Besuche bei bejährten Verwandten, Spaziergänge mit den Eltern waren die einzigen Gelegenheiten, wo sie die äußere Welt zu sehen bekam. Um so lebhafter gestaltete sich die Welt in ihrem Innern. Sie ward sehr frühzeitig von ihrem Vater unterrichtet, sie las mit Eifer alle Bücher der kleinen Hausbibliothek — zum Glück waren es nur religiöse und gute Schriften, — durch keines aber fühlte sie sich so angezogen als durch die Lebensbeschreibungen des Plutarch. Diese waren, wie sie selbst sagt, die eigentliche Speise ihres Geistes, und als sie in der Fastenzeit des Jahres 1763 in einem Alter von neun Jahren den Plutarch statt des Gebetbuchs mit in die Kirche nahm, ward sie zuerst Republikanerin, ohne freilich es selbst zu wissen *). Die klösterliche Erziehung in einer Anstalt der Congregation, um die sie selbst die Eltern bat, verstärkte in dem elfjährigen Mädchen die Liebe zur Stille und Zurückgezogenheit und die von einer frommen Mutter genährten religiösen Gefühle wurden zur sanften Schwärmerei. Eine große Freude an der Natur, die zärtlichste Anhänglichkeit an ihre Mutter und innige Freundschaft mit zwei jungen Mädchen erfüllten ihre Seele, während sie mit Rousseau schwärmte, an Tasso ihre Phantasie nährte, in Fenelon's „Telemach“ für ihr Herz Befriedigung fand und im Plutarch die Heroen des Alterthums bewunderte. Aus eignem Bedürfnisse, nicht aus Sucht zu glänzen oder aus Eitel-

*) Mém. I. 24.

keit las ſie im zunehmenden Alter Pascal's und Malebranche's philoſophiſche Schriften, ſchrieb Clairaut's Anfangsgründe der Mathematik ab, machte ſich mit der Lehre des Auguſtinus bekannt und lächelte über die Schriften der berühmten Philoſophen, welche den Unglauben prieſen, die Ehrbarkeit lächerlich machten und die Unſterblichkeit eine Fabel nannten. Frau Roland hat niemals dieſer trügeriſchen Sophiſtik gehuldigt. Unter dieſen ernſten Beſchäftigungen ſah ſie im ſiebzehnten Jahre zuerſt eine Oper und las zur Zerſtreuung Rouſſeau's „Heloiſe," damals einundzwanzig Jahre alt, aber nicht ohne den gewaltigen Einfluß dieſer Beredtſamkeit auf junge Gemüther zu fühlen. Ihr Aeußeres war ſtets ſauber und nett, und wenn wir leſen, daß ſie noch im achtunddreißigſten Jahre, als ſie in Paris berühmt wurde, wenn nicht reizend, doch ſchön und einnehmend war, ſo läßt ſich wol ein Schluß auf ihre Jugendblüte machen. An den Beſorgungen im Hausweſen ließ die Mutter ſie häufig Antheil nehmen; nach deren Tode aber führte ſie allein die Wirthſchaft mit Eifer und Geſchick und es mangelte dem Vater keine der gewohnten Bequemlichkeiten *).

Da wir keinen vollſtändigen Auszug aus den Roland'ſchen Memoiren geben wollen, ſo übergehen wir, was ſich ſeit dem Tode der Mutter bis zu ihrer Verheirathung mit Roland zutrug. Ein Kaufmann, ein Goldarbeiter, ein

*) Mém. I. 21—126. M. ſ. auch den Aufſatz Schloſſer's über Frau Roland und Frau v. Staël im erſten Bande des hiſtoriſchen Archivs, wo jedoch die letztere zu unbillig beurtheilt iſt, ſowie die erſtere noch weit ungerechter in den Souvenirs de la marquise de Créquy VI. 203—225.

wohlhabender Fleischer hatten abwechselnd die Hand der Demoiselle Phlipon begehrt, sie aber reichte sie im Jahre 1778 einem fast zwanzig Jahre ältern Manne, den sie achtete und liebte. Dies war Roland, ein im Fache des Fabriken- und Manufakturwesens ausgezeichneter Kenner, durch Reisen und Bücher vielfach gebildet, rechtlich und bieder, jedoch ohne den Ton der Salons zu kennen. Die Ehe war durchaus glücklich. Hätte Frau Roland früher als im Jahre 1790 den nur wenige Jahre älteren Parlamentsadvocaten Bancal-des-Issarts in Paris kennen gelernt, so würde sie ihm, dessen Begeisterung für die Freiheit der ihrigen gleich war, ihre Hand wol nicht versagt haben. Aber ihre Briefe an denselben zeigen deutlich, daß sie, wie innig auch immer die Zuneigung zu Bancal gewesen ist, ihr doch niemals den Vorzug vor ihrer Pflicht gestattet hat*).

Frau Roland war dreizehn Jahre verheirathet, sie hatte mit ihrem Gatten die Schweiz, England und mehre Theile Frankreichs besucht, ihre Ansichten berichtigt und ihre Liebe für das öffentliche Wohl gestärkt, als sie am 20. Februar 1791 von ihrem Landsitze Neuville bei Lyon in Paris anlangte. Roland war von der Stadt Lyon, deren Handel sehr gesunken war, als außerordentlicher Deputirter an die Nationalversammlung abgeschickt. Beide Gatten waren dem Laufe der Revolution mit dem größten Interesse gefolgt, die Roland namentlich war sehr erfreut die gefeierten Helden des Tages sehen und sprechen zu hören, und in dem Kreise der Girondisten leben zu können, wo ihr männlicher Geist, ihre Liebe zur Freiheit und ihre Abnei-

*) Mém. I. 317. und gleich darauf Briefe an Bancal 252.

gung gegen den Despotismus reichliche Nahrung fanden. „Die Berathungen, (dies sind ihre Worte) fanden in meinem Zimmer statt, aber ich wußte, welche Rolle meinem Geschlechte gebühre und bin ihr niemals untreu geworden. Ich saß außerhalb des Kreises an meinem Tische und war entweder mit weiblicher Arbeit beschäftigt oder schrieb Briefe, während man berathschlagte. Hatte ich auch zehn Sendschreiben fertig zu machen, was sich bisweilen ereignete, so verlor ich doch kein Wort von dem, was vorkam, und ich mußte mich oft in die Lippen beißen, um nicht auch das meinige dazu zu geben. Was mich aber am meisten befremdete und mir eine außerordentliche Unruhe verursachte, war das Hin- und Herreden (parlage) und die Leichtigkeit, mit welcher Männer von gutem Verstande drei bis vier Stunden hinbrachten, ohne einen festen Entschluß zu fassen. Ich hätte den Ehrenmännern, die ich wegen des Adels ihrer Gesinnung und der Reinheit ihrer Absichten täglich mehr achten lernte, vor Ungeduld Ohrfeigen geben können. Sie waren alle Philosophen, gründliche Kenner der Staatswissenschaft, wenn eine Sache besprochen wurde; aber sie verstanden sich nicht darauf, Menschen zu lenken und also auch nicht auf die Versammlung zu wirken. So gereichte ihnen ihr Wissen und ihr Geist zum offenbaren Nachtheile." Sehr deutlich zeigte sich dies bald in den bedenklichen Kämpfen der Jakobiner mit dem bessern Theile der Nationalversammlung und in Robespierre's steigender Macht, den Frau Roland zuerst als einen Freund der Freiheit betrachtet hatte. „Ich bin," schreibt sie an Bancal im Sommer 1791, „der Jakobiner überdrüßig, man muß diese Menschen nur verachten lernen, wenn man sie genauer beob-

achtet. Ich erwarte nichts mehr von dieser verderbten Hauptstadt, wo die Gluth gemeiner Leidenschaften den herrlichsten Samen verzehrt und vernichtet.“ Im September 1791 verließen beide Gatten Paris und kehrten im December zurück, wo die alte Verbindung mit den Girondisten blieb. Brissot schlug, als der Hof einen volksbeliebten Minister wünschte, Roland als solchen vor und dieser nahm, voll des Gedankens, seinem Vaterlande nützlich sein zu können, im März 1792 die Stelle eines Ministers des Innern an.

Ein Feld neuer Thätigkeit zeigte sich jetzt für Frau Roland. Gewohnheit und Geschmack an der Arbeit machten sie zur Theilnehmerin aller wichtigen Geschäfte ihres Mannes, sie schrieb mit ihm (nach ihrem eignen Ausdrucke), wie sie mit ihm aß, auch als er Minister geworden war. Ohne sich in die Geschäfte der Verwaltung zu mischen, war sie es doch, die Rundschreiben oder amtliche Schriften aufsetzte und, in allen Dingen mit ihrem Gatten in vollster Uebereinstimmung, die Feder ergriff, zu deren Führung sie mehr Zeit hatte als er*). Hieraus erklärt sich auch der berüchtigte Brief, den sie am 12. Julius 1792 im Namen ihres Mannes an Ludwig XVI. richtete. Er enthält eine offene Erklärung, wie sie, die Frau Roland, nach ihren Begriffen und Ansichten in der Lage des Königs handeln würde, aber im herbsten Tone und voll der kränkendsten Vorwürfe, ja mit Voraussagung eines Volks-

*) Mém. I. 374 fg. Die „politische Gardinenpredigt,“ wie Schlosser a. a. O. S. 39 den gleich darauf angeführten Brief nennt, steht in den Eclaircissemens historiques der neuen pariser Ausgabe der Memoiren S. 434—459.

aufstandes, wenn der König sich weigerte, auf die vorgeschlagenen Maßregeln einzugehen. Man kann bei aller Bewunderung des gediegenen, reinen Charakters der Frau Roland doch nicht anders sagen, als daß sie hier ganz aus ihrer Sphäre herausgetreten war und daß die Entlassung ihres Mannes nur eine nothwendige Folge weiblicher Hartnäckigkeit und politischer Schwärmerei, welche die Verhältnisse zum Monarchen gänzlich verkannte, sein mußte. Ludwig XVI. konnte den Verfasser eines so beleidigenden Schreibens nicht länger als seinen Minister dulden.

Ehe wir das spätere Leben der Frau Roland in seinen abwechselnden Lagen beschreiben, müssen wir die Schattenseite der pariser Frauen, wie sie seit dem Jahre 1792 besonders stark hervortritt, näher in das Auge fassen. Aus ihrem Dunkel und Schmutz kamen jetzt die Weiber der niedrigsten Classe hervor, um ihr Geschlecht in der entartetsten Gestalt zu zeigen, Entsetzlichkeiten zu ersinnen und auszuüben und die Männer zu neuen Schandthaten aufzumuntern. So zeigten sie sich bei dem Sturme auf die Bastille, so plünderten sie am Morgen des 5. Oktobers 1789 die Säle des Stadthauses in Paris und bezeichneten an demselben Tage den Weg nach Versailles mit Ausschweifungen jeder Art, so entweihten sie den Palast des Königs und häuften Greuel auf Greuel an jenem unheilvollen 10. August 1792, nachdem das Schloß der Tuilerien erstürmt war. Nicht minder gräßlich war der Hohn, mit welchem diese Unholdinnen die unglücklichen Schlachtopfer der Revolution auf die Guillotine begleiteten, Mitleid und Erbarmen war ihnen, deren Aeußeres durchaus frech und schamlos war, ganz fremd. Nur sehr

selten ward eine Regung weiblichen Gefühls sichtbar, wie bei der Hinrichtung jener vierzehn jungen Mädchen aus Verdun, die auf dem Balle getanzt hatten, den die Preußen nach der Einnahme der Stadt veranstalteten, oder bei der unnatürlichen Anklage, welche Hebert auf das Haupt der Königin Marie Antoinette geschleudert hatte. Mehr als einmal ließen die Jakobiner diese schrecklichen Weiber durch die Stadt ziehen, um die Volksbewegung zu steigern, am wirksamsten aber waren sie auf den Tribunen des Nationalconvents, wo sie nach Gefallen schreien und toben konnten und die wildeste Anarchie im Sinne der Jakobiner, vor und nach dem Sturze Robespierre's, unterstützten. Hier erlaubten sie sich sehr laut zu reden und die Berathungen durch die unverschämtesten Bemerkungen zu stören *). Schon vom frühen Morgen an sind sie auf ihrem Posten, der Mann, die Kinder, die Wirthschaft werden verlassen, damit Niemand vor ihnen die Galerien einnehme. Die tägliche Uebung hatte sie mit der Taktik des Zischens und Beifallrufens vollkommen bekannt gemacht und ein bloßes Zeichen von Seiten der jakobinischen Deputirten reichte hin ihnen ihre Rolle kennen zu lehren. Vernahmen sie einen weisen, gerechten Vorschlag zum Wohle des Landes, so wurden augenblicklich die Strickzeuge oder die Mützen, Hosen und Westen, an denen sie arbeiteten, weggeworfen und sie vereinigten ihre ganze Kraft zu zischen und zu

*) Anschauliche Schilderungen solcher Scenen in Fréron's Orateur du peuple Nr. 29. vom 21. Brumaire 1794. S. 226., in Beaulieu's Essai historique sur la révolution de France T. VI. S. 117 fg. S. 183 fg. und in Thiers Gesch. der franz. Revolut. aus Morellet's Denkwürdigkeiten III. 239 fg. Uebers.

lärmen. Erscholl aber ein Wort des Blutes oder Mordes aus irgend einem Winkel, so waren es wiederum die Weiber, welche es mit lautem Jauchzen und Jubel begleiteten. In den unruhigen Sitzungen, in welchen nach Robespierre's Entsetzung die Macht der Jakobiner durch Tallien, Fréron und ihren Anhang gebrochen werden sollte, wurden die Weiber von der mächtigern Partei geschimpft, geohrfeigt, mit Steinen geworfen, am 19. Brumaire im Saale des jakobinischen Clubs in der Straße St. Honoré gestäupt und mit dem Rathe herausgeworfen, künftig bei ihrer Haushaltung zu bleiben. So oft aber die Jakobiner einen Sturm auf den Convent versuchten, waren es (wie am 7. Germinal 1795) die scheußlichen Weiber, welche den Zug eröffneten, die Thüren des Saals zu erbrechen suchten und mit gräßlichen Tönen nach Brot schrien, wie man ihnen dies eingelernt hatte. Und an den gefährlichsten dieser Tage, am 20. Prairial 1795, drangen die Weiber, dicht geschart, unter lautem Geschrei nach Brot in die Galerie und traten Alles vor sich nieder. Dann gaben die jakobinischen Deputirten das verabredete Zeichen und es erhob sich alsbald ein solches Schreien und Toben der Weiber, daß jede Berathung verstummen mußte. Wie die Furien einen Augenblick Athem schöpfen treibt sie auf Befehl des Convents ein grade anwesender General mit einigen Grenadieren und jungen Männern durch die Kraft der Reitpeitsche zum Saale hinaus. Aber in demselben Augenblicke stürmte ein neuer Schwarm durch die Thüre zur Linken hinein, nun begann ein förmlicher Kampf im Saale, der Pöbel unterlag und drang wieder vor, die Anarchisten siegten, Ferraud ward vor dem Stuhle des Präsidenten von einem Pistolenschusse getroffen und

gleich darauf von einem Weibe mit ihrem eisenbeschlagenen Holzschuh ins Gesicht geschlagen, worauf ihn der Pöbel auf das furchtbarste mishandelte. Erst um Mitternacht endete der Kampf zum Vortheil des Convents. Zwei Tage nachher war die Ruhe so ziemlich wiederhergestellt und der Beschluß vom 3. Prairial schloß die Weiber fortan von dem Besuche der Galerien aus.

III.

Während in der beschriebenen Weise fast drei Jahre lang von den pariser Weibern die empörendste Gemeinheit zur Schau getragen wurde und die Auflösung aller sittlichen und religiösen Elemente des Lebens die Genußlust vieler Frauen gesteigert und sie zu Theilnehmerinnen der schwelgerischen Orgien, mit denen die Jakobiner Frankreichs Wiedergeburt feierten, gemacht hatte, entwickelte eben diese Regierung des Schreckens und der blutdürstigsten Willkür viele langverborgene Tugenden der Frauen. Im Angesichte der Gefahr wurden sie wieder Mütter, Töchter und Gattinnen, sie vergaßen es, wenn sie früher verlassen waren, sie verziehen dem Treubruch und begaben sich freiwillig in die Bande zurück, die sie, wo es galt vereint zu streben, für heilig anerkannten. Solche Beispiele sind die Lichtpunkte in dem grausigen Nachtstücke menschlicher Verirrung, welches die Geschichte Frankreichs unter Robespierre's Herrschaft darbietet, und das Schaffot, welches so viele Frauen betreten mußten, ist für sie der Thron des Ruhmes ge-

worden. Weiß man doch nur von einer Frau, die weinend und schluchzend zum Tode ging. Und das war die Gräfin du Barri, Ludwigs XV. letzte Maitresse, die ein in Schande hingebrachtes Leben durch einen feigen Tod endigte. Aber mit echt fürstlicher Würde betrat Marie Antoinette die Guillotine und nichts konnte die Ruhe stören, mit der sie ihr Haupt auf den Todesblock legte, als die Sorge für ihre geliebten Kinder, die sie schutzlos hinterlassen mußte; vergebens bemühten sich die Henker durch ausgesuchte Qualen ihre Standhaftigkeit zu erschüttern. Ein andres Beispiel weiblichen Heldenmuths bot dieselbe königliche Familie dar, als die Schwester Ludwigs XVI., die engelreine Elisabeth, am 20. Juni 1792, wo die Wüthenden das Leben ihrer Schwägerin bedroheten, sich für dieselbe ausgab und bereit war, sich statt ihrer erwürgen zu lassen. Sie starb gleichfalls den Märtyrertod. Robespierre schauderte, als er sie verurtheilen sollte, er hätte sie gern gerettet, aber seine Feigherzigkeit gestattete ihm keinen entscheidenden Schritt. Die Prinzessin stieg festen Schrittes und lächelnd die blutigen Stufen hinan und mußte erst die vierundzwanzig Köpfe ihrer Unglücksgefährten vor sich fallen sehen, aber ihr Muth wankte nicht. So starb die junge Gattin Camille Desmoulin's, der kein anderer Vorwurf gemacht werden konnte, als daß sie mit ihren Kindern sich in der Nähe des Kerkers verweilt hatte, um ihren Gatten noch einmal zu sehen, die sechzigjährige Frau von Avaux, weil sie ihren bejahrten Gemahl von Lyon nicht hatte allein nach Paris reisen lassen, Frau von La Bergne, die Gattin des Commandanten von Verdun, weil sie durch den wiederholten Ruf: „Es lebe der König!“ den Tod verwirkt hatte, der ihr wünschenswerth,

weil sie ihren Gatten nicht überleben wollte, und Frau von Rosambeau, die Tochter des ehrwürdigen Malesherbes, war stolz darauf mit ihrem Vater sterben zu können, sowie die greise Marschallin von Mouchy, ohne daß gegen sie das Todesurtheil gesprochen war, mit ihrem Gatten zum Schaffot zu gehen *). Selten nur retteten Jugend und Schönheit der Bittenden die Verurtheilten. Es zeigt ganz den Wahnsinn der damaligen Revolutionsmänner, daß Fräulein von Sombreuil, um ihren Vater zu retten, am 2. September 1792 auf Maillard's Geheiß ein Glas Blut trinken mußte, und nur nach einer solchen Probe wurde ihr und ihrer Gefährtin, dem Fräulein Cazotte, das Leben ihrer Väter geschenkt **). Denn sonst waren grade die Beweise kindlicher Liebe und ehelicher Anhänglichkeit am meisten verhaßt und schienen erst recht die Grausamkeit herauszufodern. In den Provinzen, wo das Blutregiment noch weit empörender gehandhabt wurde als in Paris und sich mit Habgier und Wollust eng verschwisterte, zwangen die Conventsdeputirten die Gattinnen hingerichteter Männer, sich in die Arme der Ungeheuer zu werfen, die noch vom Blute ihrer Männer und Verwandten trieften, oder am Fuße der Freiheitsbäume Ehebündnisse mit Kutschern und Lastträgern zu schließen. Frauen wurden, wie in Lyon, Stunden lang an den Balken der Guillotine festgebunden, um von dem Blute ihrer Gatten bespritzt zu werden, weil sie es gewagt hatten, an den Thüren der Conventsdeputirten für das Leben derselben zu

*) Girtanner's Nachr. über die franz. Revolution XV. 18. 251. Créquy VI. 181.

**) Thiers III. 55. Créquy VI. 310.

bitten. Unglückliche Töchter, deren Eltern eben erst auf dem Schaffot geendet hatten, wurden gezwungen die Göttin der Vernunft bei den republikanischen Festen in einer Tracht darzustellen, die selbst die pariser Operntänzerinnen in Verlegenheit setzte, und dienten mit ihrer schüchternen Schönheit nur zur Augenweide für die Lüste der Commissarien. Lebon, einer der gräßlichsten Wüthriche, der in Arras mordete, schlug einer schönen Frau, die ihn um das Leben ihres verhafteten Mannes bat, als das einzige Mittel vor, sich seinen Umarmungen zu überlassen. Der Vorschlag ward mit Abscheu zurückgewiesen. Aber als die Gattin erfährt, daß ihr Gatte soeben vor das Revolutionstribunal geführt sei, windet sie sich mehrmals in dumpfer Verzweiflung zu Lebon's Füßen. Der Volksrepräsentant benutzt den Augenblick für seine Wünsche. Der um solchen Preis befreite Gatte wird losgesprochen, aber in der nächsten Nacht von Neuem verhaftet. Wiederum eilte die Gattin zu Lebon, sie muß mehre Stunden im Vorzimmer harren, und als sie endlich mit stürmischer Hast den Repräsentanten an sein Wort erinnert, da reichte er ihr ein Assignat von fünf Franken als Bezahlung für ihre Gunst. Rasend fiel die Entehrte über ihn her, sie suchte ihn zu ermorden, aber es kam Hülfe und sie selbst wurde nun mit ihrem Gatten nach einer Stunde guillotinirt. In ähnlicher Weise erzwang Collot d'Herbois die Gunstbezeugungen eines sechzehnjährigen Mädchens und überließ sie nachher dem Kerkermeister von St. Pelagie *).

Aber selbst die Aussicht auf ähnliche Qualen und Lei-

---

*) Desodoard's Hist. de la rev. franç. II. 261. 262. Girtanner 89.

den vermochte nicht die muthvolle Anhänglichkeit und unermüdliche Ausdauer der Frauen und Jungfrauen zu erschüttern. Mehr als zweitausend Frauen aus den höhern Ständen sind während der Schreckenszeit vor den Revolutionstribunalen, um für Geächtete zu bitten, erschienen, Arbeiterinnen und Obsthändlerinnen entsagten der Sicherheit, welche ihnen die Armuth — ein großer Schutz in den Tagen des Terrorismus — gewährte, die Familienmütter theilten mit ihren Gatten und Söhnen dasselbe Schicksal, Schwestern und Geliebte opferten sich mit Freuden, wenn es ihnen nicht gelang die Brüder und Geliebten vom Tode zu erretten. Junge Damen, die sich sehnten, die Gefangenen zu sehen, und keine Erlaubniß erhielten, kamen auf den Einfall, die Kleider der aufwartenden Frauen anzulegen, ihre Körbe zu tragen und sich unter diesem Anzuge in die Gefängnisse einzuschleichen. Ja, selbst Dienstboten erbaten es sich als Gunst, ihre Herrschaft in das Gefängniß zu begleiten und sie bis zum letzten Gange auf das Blutgerüst zu bedienen, oder sie gewährten den Verfolgten mit größter Aufopferung jeden Schutz, der ihnen nur möglich war *).

Ein römischer Geschichtschreiber **) hat die Bemerkung gemacht, daß in der Zeit der römischen Proscriptionen, als Antonius, und Octavian's Edikte alle Leidenschaften entfesselt hatten und selbst bei den Bessern das Gefühl nicht selten abgestumpft war, den Frauen der Preis höchster Treue gegen die Geächteten gebührt habe. Die Lage Frank-

*) Aus Beugnot's ungedruckten Memoiren im Magaz. für Literatur des Ausl. 1839. Nr. 7. Créquy 191. 232.

**) Vellejus Paterculus 2. 67.

reichs war in vieler Beziehung dem damaligen Schicksale des römischen Staats ähnlich und wenn man auch schon die Frauen nicht so unbedingt vor den Beispielen edler Aufopferung, wie sie auch Männer an den Tag legten, allein hervorheben will, wie es der Römer gethan hat, so treten uns doch Beispiele genug entgegen, wo Frauen die Schlachtopfer der revolutionairen Wuth auf die sinnreichste Weise verborgen und jede Gefahr mit ihnen getheilt haben. Es ist ein edles Wort der Frau von Stael*), daß Frauen zu allen Zeiten denjenigen, welche wegen politischer Meinungen, von welcher Art sie auch sein mögen, angeklagt sind, zu Hülfe kommen müssen. Sie selbst hat dies durch die That bewährt. Denn vom 10. August 1792 bis zu den Septembertagen desselben Jahres wachte sie mit großer Treue und Geistesgegenwart über dem edeln Leben eines Narbonne, Montmorency, Lally-Tolendal, Jaucourt und Anderer, verbarg die Geächteten in ihrem Hause, trat mit großer Entschlossenheit den haussuchenden Nationalgarden entgegen, erschien in der frühen Morgenstunde in Manuel's Cabinet, und drängte sich muthig durch einen Wald von Piken und die Schar der Weiber und Mörder auf das Stadthaus, um hier ihre Pässe zur Abreise aus Paris zu erhalten. Keine Schmähung der gröbsten Art, keine körperliche Entbehrung, nicht das sechsstündige Harren und der Anblick der blutigen Mörder vermochten ihren Muth zu erschüttern oder sie in ihrem Vorhaben wankend zu machen, bis sie ihre Freunde in Sicherheit wußte. So brachte sie dieselben glücklich über die Grenze. Von jetzt an war ihr Schloß zu Coppet der Zufluchtsort

*) Betracht. II. 220. u. für das Folgende 74—88. 153—157.

aller derer, die sich durch Anhänglichkeit an die erste Constitution ausgezeichnet hatten und dafür ihr Vaterland hatten fliehen müssen. Theils unter schwedischen Namen (ihr Gemahl war schwedischer Gesandter in Paris gewesen), theils durch andere Vorwände und Beweggründe wußte sie ihre Freunde nicht blos in Coppet zu schützen, ja ihre helfende Hand reichte auch nach Frankreich hinein und rettete den jungen du Chayla von dem drohenden Tode durch den Sieg ihrer Beredtsamkeit über die Bedenklichkeiten der schweizerischen Behörde, die sich lange weigerte den jungen Franzosen als einen gebornen Waadtländer zurückzufodern.

Nicht immer so glücklich im Retten waren die Frauen, welche in der blutigsten Zeit des Terrorismus bei sich Geächtete aufgenommen hatten. Die im Sommer 1793 aus Paris geflüchteten Girondisten Guadet, Salles, Pethion, Buzot und Andre fanden zwar Monate lang Schutz bei mitleidigen Frauen, waren aber nicht so glücklich als Louvet, den seine Gattin mehre Monate lang versteckt hielt und dann in die Juragebirge rettete. Condorcet, ein namhafter Philosoph, derselbe, der im Prozeß des Königs Ludwig XVI. auf Galeerenstrafe gestimmt hatte, fand nach langem Umherirren einen Zufluchtsort bei Frau von Paysac und verließ troß aller Bitten der großmüthigen Beschützerin ihr Haus, weil er nur zu gewiß war, entdeckt zu werden, und ihr Leben nicht in Gefahr bringen wollte. Das seinige endete er wenige Tage darauf durch schnell wirkendes Gift, um nicht unter der Guillotine zu sterben. Louise Contat, eine der größten Zierden der französischen Bühne, verbarg auf ihrem Landhause zu Ivry den dramatischen Schriftsteller, der früher im Wohlfahrtsausschusse

sie selbst angeklagt und hatte verderben wollen, als er geächtet und verfolgt bei ihr eine Zuflucht suchte. Aber nach wenigen Tagen erfährt sie, daß in Ivry Haussuchung gehalten werden sollte, der Geächtete mußte also fortgebracht werden. Mademoiselle Contat kommt auf den Einfall, ihn ihrer Gärtnerin, die täglich in Chrisy le Roi Milch verkauft, als Burschen mitzugeben. Aber diese fürchtete sich vor dem Wagstücke und so entschloß sich ihre Gebieterin selbst dazu. Am frühen Morgen bestieg sie in den Kleidern ihrer Dienerin einen Karren, nahm auf einem Strohsacke Platz, der Geächtete, als Bauer verkleidet, führte das Pferd und so gelangte sie unter heiterer Begrüßung und Unterhaltung mit den ihr Begegnenden auf den Markt. Hier packte sie aus und verkaufte ihre Milch, während der Geächtete sich heimlich entfernte, und gelangte ebenso glücklich nach Ivry zurück. Der Geächtete ward nach einigen Tagen ergriffen und erzählte auf dem Wege zur Guillotine seine Rettung durch die Contat, welche die That weder leugnen konnte, noch wollte *). Kurz, es wird glaubwürdig bezeugt, daß ohne die heldenmüthigen Aufopferungen der Frauen von jedem Stande und Alter, ohne ihre unerschütterliche Standhaftigkeit im Retten und Beschützen der Unglücklichen, die Männer kaum jene Barbarei und Rohheit hätten ertragen können, mit welcher die Revolutionstribunale gegen sie wütheten **).

Nicht allein aber im Handeln und Eingreifen, auch im Ausharren und Dulden zeigten sich die Frauen Frankreichs groß und bewunderungswürdig. Unser Gemälde würde

---

*) Bouilly II. 273—275.
**) Lacretelle im Magaz. f. Literat. des Ausl. 188. Nr. 89.

unvollständig seyn, wenn wir dabei nicht der Gefängnisse zu Paris, als der Schauplätze der edelsten weiblichen Tugenden und der Wohnstätten der Unschuld, gedenken wollten. Die Tyrannen des Tages sahen in jeder Frau, in jedem Mädchen, die aus ihrer Erziehung oder aus ihrem Stande Grundsätze der Ehre und der Menschlichkeit schöpfte, eine Feindin der Republik. Sie wurden also verdächtig, verdächtig des Mitleids und der Liebe zu ihren Eltern und Brüdern. Ohne weitere Untersuchung riß man sie aus ihren Wohnungen und führte sie in die großen Gefängnisse von Paris, dann in Klöster und geistliche Häuser, als die erstern nicht mehr zureichten. Weder Jugend und Schönheit, noch Alter und Stand machten hier einen Unterschied. Die dreiundneunzigjährige Marquise von Créqui mußte, nachdem sie auf die gemeinste Weise durchsucht und mit den pöbelhaftesten Schimpfreden belegt war, mehr als vierundzwanzig Stunden in einem Gewölbe bleiben, wo weder ein Stuhl noch eine Bank noch eine Schütte Stroh war, ohne Speise und Trank. Dann ward sie in das Gefängniß des Luxemburg abgeführt *). Die schwarzen Mauern dieser Steinmassen, die vergitterten Fenster, die spärliche Beleuchtung, die Kälte und der Zugwind in den Zimmern und langen Gängen, die geringe Nahrung (sie bestand meistens in Milch und Brot), die harten Stühle und Bänke, die schmutzigen Betten — Alles dies sollte die Qual der Gefangenschaft noch erhöhen. Aber Mangel, Erniedrigung und die gefühllose Härte der meisten Wärter und Schergen rief ganz andre Erscheinungen in diesen Räumen hervor. Das alte Frankreich herrschte

*) Souvenirs VI. 177—179.

hier mit neuen Tugenden, noch in den Gefängnissen entfaltete es in einer zahlreichen, aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzten Gesellschaft seine feine Lebensart, seine Grazie und Liebenswürdigkeit, ja selbst die Standesunterschiede und Rücksichten lebten hier in einer, durch das Unglück veredelten oder gemilderten Gestalt wieder auf. Und dies geschah wesentlich durch den Einfluß, durch die Heiterkeit und Geistesruhe der Frauen. Die Gattinnen schlichter Bürger und Landleute waren mit den Gemahlinnen der Pairs und Marschälle von Frankreich, mit den einst reichsten Erbinnen und stolzesten Frauen vermischt, das Unglück schloß alle näher an einander, sie leisteten sich kleine Dienste und Gefälligkeiten und so verschwanden manche Vorurtheile. Die Marquise von Créquy, das vollkommenste Abbild aller Ansprüche und Vorurtheile des hohen altfranzösischen Adels, konnte stundenlange Unterhaltungen mit Madame Roland im Gefängniß St. Pelagie haben, in Luxemburg befand sie sich ganz leidlich mit Madame Buffot, einer Bürgerin, wenn sie dieselbe schon als eine Anhängerin Voltaire'scher Grundsätze tadelt, und selbst mit den Schauspielerinnen des französischen Theaters, mit einer Contat, Raucourt und Mezeray, vermochte sie ganz freundlich umzugehen, wogegen diese nach ihrer Erzählung auch nicht unterließen, Achtung und Ehrerbietung gegen die vornehme Dame an den Tag zu legen *).

Ueberhaupt hatten die meisten Gefängnisse fast das Ansehen großer Badeörter, wo durch schlechtes Wetter eine

*) Souvenirs VI. 182—197. 197—202. 227—232. und für das Folgende 235—243.

grössere Gesellschaft auf engere Räume beschränkt ist. Denn einige scherzten und lachten, andere spielten oder sangen, andre schrieben Briefe (so oft dies von den Aufsehern gestattet ward), wieder andre unterhielten sich von den Neuigkeiten des Tages und der Hoffnung auf baldige Erlösung, sie weissagten den Sturz des Terrorismus oder suchten sich durch allerlei Beschäftigungen Trost oder Zerstreuung zu verschaffen. Und so hat auch die Beschwörungsscene, welche die Vicomtesse von Beauharnais durch einen gewissen Duvivier im Arresthause des Oiseaux anstellen liess, um das endliche Schicksal ihres Gatten zu erfahren, nichts so Auffallendes, als es nach dem Berichte der Marquise von Créquy erscheinen könnte. Graf Beugnot beschreibt in seinen bereits angeführten Memoiren eine ganz ähnliche Scene, die in dem strengen Kerker der Conciergerie vor seinen Augen stattgefunden hatte. Aufgeregte und leidenschaftliche Gemüther greifen in einer so bewegten Zeit nach jedem Troste, von woher er ihnen geboten wird, und die Zeit der Mesmer und Cagliostro lag den damaligen Parisern und Pariserinnen noch nicht zu fern. Sonst war freilich ruhige Fassung und würdige Frömmigkeit ein hervorstechender Zug im Charakter vieler gefangenen Frauen. Die Religiosität hatte sich eine Herrschaft in diesen Kerkern erobert, die selbst die Gemüther verzweifelnder Freigeister und Anhängerinnen des entschiedensten Unglaubens besiegte, es wurde viel gebetet, der Misbrauch des göttlichen Namens durch freundliches Zureden abgestellt *),

*) Wir entlehnen aus dem für diese Details sehr reichhaltigen sechsten Bande der Créquyschen Erinnerungen die Worte, mit denen Fräulein von Esparbès eine neue Gefängnissgenossin begrüsste:

Messe und Abendmahl gefeiert, sobald man sich unbeobachtet wußte und der Abbé Texier verbarg seine Hostien zwischen den Blättern von Rousseau's Contrat social, weil er mit Sicherheit voraussah, daß die Abgeordneten der pariser Municipalität sie in diesem Buche nicht suchen würden *). Solche Tugenden entfernten jegliche Furcht vor dem Tode und lehrten ihn, der täglich die zahlreichsten Opfer foderte, als etwas Nothwendiges, Unvermeidliches betrachten. Frau von Créquy schildert uns eine solche Scene, die fast einen Monat nach dem neunten Thermidor, wo die Schreckensregierung ihr Ende erreicht hatte, vorfiel. Der gewöhnliche Aufseher des Gefangenhauses war grade abwesend, sein Stellvertreter Dasny benutzt die Gelegenheit, um der Frau von Créquy zu befehlen auf den Karren zu steigen, wo sich Frau von Narbonne mit drei Bäuerinnen aus der Vendée befand. Sie gehorchte schnell, ihre Mitgefährtinnen warfen es dem Kerkermeister vor, so grausam gegen eine so würdige, alte Dame zu sein. „Meine lieben Kinder," sagte die Matrone, „in jetziger Zeit fragt man nicht nach dem Alter,

écoutez donc monsieur ou madame, car nous ne savons ce que vous êtes: mais je suis bien aise de vous apprendre qui nous sommes; ayez l'honnêteté de ne pas faire un pareil vacarme dans notre chambre, et, sur toute chose, ayez la politesse de ne pas jurer devant nous. Vous vous trouvez ici avec Madame Buffot, s'il vous plait, avec la marquise de Créquy, avec la princesse de Rohan-Rochefort, et quant à celle qui vous parle, j'aurai l'honneur de vous dire, que je suis Mademoiselle d'Esparbès, toute prête à vous servir si j'en ai l'occasion. Ayez donc la bonté de ne pas jurer le saint nom de Dieu, ce qui nous mécontente et ce qui ne saurait vous servir à rien du tout (S. 187).

*) Ebend. 180. und die Befreiung der Marquise VII. 68—70.

wir sind alle achtzig Jahre alt." Eine kurze Unterredung mit ihrem Beichtvater veranlaßte die härtesten Schimpfreden des ungeduldigen Karrenführers und des Kerkermeisters. Da erschien der Oberaufseher, verlangte die Vorladungsschrift zu sehen und rief sogleich der Marquise zu, daß sie ruhig wieder hinaufgehen könne, denn nicht sie sei die Verurtheilte, sondern Frau Marie Therese von Crequy-Muy. „Jetzt blickte ich," setzt die Erzählerin hinzu, „auf die arme Frau von Narbonne, ich schämte mich fast, daß ich sie allein mußte gehen lassen, ich empfand ein so tiefes und schmerzliches Gefühl, mein Herz war so zusammengeschnürt, daß ich mich nach sechs Monaten noch nicht hatte von dem furchtbaren Eindrucke dieses Augenblicks erholen können."

Nach diesen Schilderungen allgemeiner Zustände in Paris wenden wir uns wieder zu den besondern Schicksalen der Madame Roland zurück.

IV.

Nach dem Beschlusse der Nationalversammlung an demselben 10. August 1792, wo Ludwig XVI. seines Throns beraubt war, mußte Roland zum zweiten Male das Ministerium des Innern übernehmen. Von jetzt an begann er zugleich mit seiner muthigen Frau den Kampf für Recht und Gerechtigkeit, zugleich einen Kampf auf Leben und Tod, mit dem furchtbaren Danton und seiner Partei. Madame Roland trieb unablässig ihre Freunde, die Girondisten an, die Greuel der Septembertage an das Licht zu ziehen und ihre Urheber anzuklagen. „Sie ken-

nen," schrieb sie mit brechendem Herzen damals ihrem Freunde Bancal*), „meine Begeisterung für die Revolution; nun, ich schäme mich derselben! sie ist durch Verbrechen beschmutzt und hat eine abscheuliche Gestalt angenommen." Trotz dieser Ueberzeugung bewies sie die größte Thätigkeit, arbeitete unablässig mit ihrem Manne, fertigte politische Schriften und zeigte persönlichen Muth im mündlichen Verkehre mit den Banden der Hauptstadt. Eine andere gesellige Unterhaltung kannte sie nicht und selbst die kleinen Cirkel von funfzehn bis höchstens zwanzig Personen, die ihr Mann seiner amtlichen Stellung nach oft bei sich sehen mußte, beschäftigten sich nur mit politischen Gesprächen. Wie bewundernswürdig auch hier ihr Charakter erscheint, so müssen wir sie doch als Seele einer Partei beklagen, denn ihr Heroismus für Sittlichkeit und Tugend war in einer Zeit, wo Menschenleben und Moral nichts galten, unpassend und die Girondisten waren, wenn gleich glänzende Redner, doch sich selbst überschätzende Staatsmänner. So mußte Roland auch schon im November 1792 seine Stelle als Minister niederlegen, Danton stand bald als sein entschiedener Gegner auf, denn so gern er auch mit ihm und seiner Frau in Frieden gelebt hätte, so konnte er doch bei seinen Planen ihren beharrlichen Widerstand nicht dulden. Beide wurden nun der Gegenstand des bittersten Hasses und der Verfolgung für die Jakobiner; man solle, so verlangten sie, die Scenen des 10. August gegen Roland wiederholen, der ein zweiter König sein wolle, seine Gattin luden sie am 7. December 1792 vor den Nationalconvent, um sich zu verantworten,

*) Briefe an Bancal 318.

in der sichern Aussicht, über sie triumphiren zu können. Aber die edle Frau beschämte sie durch ihren Muth, ihre standhafte Haltung und ihre Beredtsamkeit, die selbst einem Marat Achtung abnöthigte*). Solche Vorfälle ließen Frau Roland schon seit dem Januar 1793 ihr Haus nicht mehr verlassen, früher war sie den Bitten ihrer Freunde gefolgt und hatte die Nächte mehrmals an verschiedenen Orten zugebracht. „Von jener Zeit an," sagt sie, „hatte ich das Bett meines Mannes in mein Zimmer bringen lassen, damit wir dasselbe Loos mit einander theilten, auch hatte ich unter meinem Kopfkissen eine Pistole, nicht um mich gegen die zu wehren, welche mich angreifen würden, sondern um mich unwürdiger Behandlung zu entziehen, wenn man Hand an mich legen wollte**)."

Das Gefürchtete traf nur zu bald ein. Am 31. Mai 1793 sollte Roland verhaftet werden, aber er weigerte sich dem ungesetzmäßigen Befehle eines Revolutionstribunals zu folgen. Die Bewaffneten begnügen sich mit dieser Erklärung, Frau Roland aber eilt, in ihrer Morgenkleidung, in den Nationalconvent, um hier die Anklage gegen ihren Mann zurücknehmen zu lassen. Sie wendete alle Mittel an, um vor dem Convente selbst sprechen zu können, sie suchte jeden ihr Bekannten oder Befreundeten durch die lebhafteste Beredtsamkeit zu gewinnen, aber — sei es nun, daß man ihre Erscheinung fürchtete, oder daß der vorgegebene Tumult im Convente wirklich so groß war — sie mußte nach den größten Anstrengungen, deren nur eine Frau fähig ist, und trotzend jeder körperlichen Ermattung un-

*) Mém. de Mad. Roland II. 76. Eclairciss. hist. 444. 445.
**) Ebend. 84. 138.

verrichteter Sache zurückkehren. Indessen hatte sich Roland glücklich verborgen und die gegen ihn Ausgeschickten fanden ihn nicht mehr in seiner Wohnung. Von jetzt an nahm seine Frau allen Haß gegen ihn auf sich, und als sie ihn erst außerhalb Paris in Sicherheit weiß, fürchtete sie selbst den Tod nicht, wenn sie nur dadurch dem Vaterlande einen ehrenwerthen, verdienstvollen Bürger erhalten konnte. Für ihre einzige Tochter Eudora, von der sie stets mit großer Liebe spricht, hatte sie eine sichere Stelle bei treuen Freunden gefunden.

Nach der übermäßigen Ermüdung des Tages foderte auch die erschöpfte Natur ihre Rechte. Aber schon um Mitternacht ward Frau Roland durch heftiges Klopfen erweckt. Man verlangte nach Roland und die Bande ist sehr unzufrieden ihn nicht zu finden. Kaum war die Ermattete eingeschlummert, so wurde sie von Neuem aufgeschreckt: es waren die Bezirksvorsteher mit der Anzeige, daß sie beauftragt wären, sie zu verhaften. Das schutzlose Weib wich der Gewalt, sie mußte die Siegel in ihrer Wohnung anlegen lassen, früh um sieben Uhr bestieg sie einen Wagen und umwogt vom niedrigsten Pöbel, von Frauen, die ihr laut zuriefen „auf die Guillotine" langte sie in dem furchtbaren Gefängnisse der Abtei an. Zum Glück fand sie hier eine freundliche Kerkermeisterin, die sich bemühte ihr auf alle Weise gefällig zu sein, ihr erlaubte sich ihr Zimmer möglichst gut einzurichten, es mit Blumen zu schmücken und sich Bücher und Zeitungen bringen zu lassen. So lebte sie ruhig und gefaßt, wenn auch ihre an die verschiedenen Minister gerichteten Schreiben unberücksichtigt blieben, denn die Jakobiner wollten nun einmal die neue Circe (so hieß sie in ihrer Sprache)

zu Grunde gerichtet wissen. Aber ein tödtlicher Schrecken überfiel sie, als ihr die Kunde von der Verhaftung ihrer geistreichen Freunde, der Girondisten, am 2. Junius, gebracht wurde. „Jetzt," schrieb sie in ihren Memoiren *), „ist mein Vaterland verloren, das Verbrechen hat gesiegt, die Einheit des Nationalconvents ist verletzt, ganz Frankreich steht unter der Herrschaft der Jakobiner. Dahin sind jene stolzen Hoffnungen, jene großmüthigen Opfer, Glück, Heil, Vaterland, Alles ist dahin."

Vierundzwanzig Tage waren der Frau Roland im Gefängnisse verflossen, ohne daß man sich nur die Mühe genommen hätte, sie zu verhören. Da erschienen am 24. Junius in der Mittagsstunde zwei öffentliche Beamte mit der Ankündigung, daß sie in Freiheit gesetzt sei. Nicht sonderlich bewegt, wie sie selbst sagt, verließ sie den Ort des Schreckens, dessen Hüter Lavaiquerie sie versicherte, er habe nie einen Gefangenen gehabt, der so guter Laune gewesen sei als sie, und er wolle deshalb ihr mit Blumen geschmücktes Zimmer künftig den Pavillon der Flora nennen. Frau Roland eilte in einem Fiaker in ihre Wohnung. Heiter begrüßte sie den Portier, aber sie hatte kaum die ersten Stufen der Treppe erstiegen, als sie hinter sich zwei Männerstimmen den Namen der Bürgerin Roland anrufen hört. „Und was wollen Sie von mir?" entgegnete sie. „Wir verhaften Dich im Namen des Gesetzes," war die Antwort. Das Gefühl dieses Augenblicks in Frau Roland's Seele bedarf keiner Auslegung. Sie

*) Mém. de Mad. Roland II. 102. Die hier beschriebenen Begebenheiten bis zur Einkerkerung in die Conciergerie s. w. auf S. 75—158.

war indeß schnell entschlossen, ließ zwei Bezirksvorsteher kommen und begab sich mit ihnen auf die Mairie. Hier drang sie in das Polizeibureau und verlangte, nicht das Wort, wol aber bei den Berathungen über sie und bei der Vertheidigung ihrer Bezirksvorsteher anwesend zu sein. Umsonst! man ließ Gensdarmen gegen eine Frau kommen und ein Polizeiinspektor bat Frau Roland ihm zu folgen. Mit ausgesuchter Grausamkeit ward sie in das Gefängniß St. Pelagie abgeführt, eins der schrecklichsten in Paris und weit entlegen von ihrer Wohnung. „Sie sei verdächtig," dies war der einzige Bescheid, den sie auf ihre Frage nach der Ursache ihrer Verhaftung erhalten konnte.

Ruhig und gefaßt betrat sie den neuen Kerker, eine Zelle von sechs Fuß Breite und zwölf Fuß Höhe, auf der die brennenden Sonnenstrahlen einen großen Theil des Tages lagen. Weit unangenehmer war ihr die Nachbarschaft von Räubern, Mördern und verworfenen Dirnen, deren unzüchtige Worte und Lieder vom Corridor her zu ihr hereinschallten und ihr die bittere Klage in den Mund legen konnten, ob dies ein Aufenthalt für die Gattin eines wackern Mannes sei, und daß, wenn dies der Preis für die Tugend in diesem Leben sei, man sich nicht wundern dürfe, daß sie sich den Tod gewünscht habe. Doch sie war Gattin und Mutter, sie mußte für einen verfolgten Gemahl, für eine schutzlose Tochter leben, sie verwarf daher bald jeden Gedanken an Hungertod und Vergiftung. Die freundliche Gefälligkeit ihrer Schließerin, Frau Bouchaud, verschaffte ihr verschiedene Bequemlichkeiten, Lecture (besonders des Plutarch und Tacitus), das Studium der englischen Sprache, Zeichnen, die Pflege

von Blumen und Musik im Zimmer der Schließerin füllten ihre Stunden aus, vor allem aber die Fortsetzung ihrer Memoiren, die sie späterhin in der Conciergerie beendigte. Diese Memoiren, in denen man die Reinheit und Frische ihrer Erinnerungen, die freimüthigen Ausbrüche des Hasses gegen die Henker ihrer Freunde, ihre stolze und gerechte Vertheidigung, ihre fast stoische Heiterkeit und andre Tugenden nicht genug bewundern kann, nehmen einen Ehrenplatz unter den vielen französischen Memoiren ein*). Man verdankt die Erhaltung derselben der treuen Freundschaft des Herrn Bosc, der sie acht Monate lang in einer Felsenhöhle des Waldes von Montmorency verborgen hielt, um sie allen Haussuchungen und Nachforschungen zu entziehen.

Die Grausamkeit eines Beamten vertrieb sie aus der Zurückgezogenheit, welche ihr Frau Bouchaud gestattet hatte, und stieß sie in die Gemeinschaft der übrigen Gefangenen, bis sie am 31. October 1793 nach einem fast dreimonatlichen Aufenthalte in St. Pelagie in die Conciergerie geführt wurde, wo Schmutz und Ekel sie umgab. Sie war damals, so berichtet Riouffe, ein Mitgefangener, noch immer eine anmuthige, wohlgewachsene und elegante Frau, wenn schon nicht mehr in der Blüthe ihrer Jahre. Ihr geistreiches Gesicht hatte durch die lange Gefangen-

*) „Die Werke der Madame Roland," schrieb Göthe im Jahre 1820 (XXXII, 176), „erregten bewunderndes Erstaunen. Daß solche Charaktere und Talente zum Vorschein kommen, wird wol der Hauptvortheil bleiben, welchen unselige Zeiten der Nachwelt überliefern. Sie sind es denn auch, welche den abscheulichsten Tagen der Weltgeschichte in unsern Augen einen so hohen Werth geben."

schaft einen melancholischen Zug erhalten, aber wenn sie sprach, drängten wir uns alle um sie und die republikanischen Grundsätze im Munde einer schönen Frau hatten grade an diesem Orte des Elends eine außerordentliche Wirkung auf die Zuhörer. Ganz anders urtheilte freilich die Marquise von Créquy in der schon oben erwähnten Unterredung, die alte, royalistische und streng katholische Dame bemitleidete zwar die Anhängerin der neuen Philosophie, gesteht aber doch, sich mit herzlicher Theilnahme von Frau Roland getrennt zu haben, da die Muttergefühle in ihren beiden Seelen gleich stark gewesen wären. Am Tage nach Frau Roland's Ankunft in der Conciergerie ward sie zuerst vor das Revolutionstribunal gestellt. Das doppelte Verhör, welches sie genau im Gedächtnisse behalten und aufgeschrieben hat, zeigte die größte Geistesgegenwart, Anstand und Schicklichkeit. Nur einmal, auf die Frage, ob sie wisse, wo ihr Mann sich aufhalte und zu welcher Zeit derselbe Paris verlassen habe, antwortete sie hart und strenge: „mag ich es wissen oder nicht, ich bin nicht schuldig und nicht gesonnen, es Euch zu sagen." Den Richter sowol als den öffentlichen Ankläger setzte sie in solche Verlegenheit, daß der Letztere, der mit seiner Grobheit und seinen verfänglichen Fragen nichts erreichen konnte, endlich voll Wuth ausrief: „mit einer solchen Schwätzerin (bavarde) wird man nie fertig", und das Verhör schloß. Darauf nahm sie noch einmal das Wort und sprach voll Heiterkeit: „Wie sehr beklage ich Sie! Ich vergebe Ihnen auch jede Unhöflichkeit, die Sie gegen mich ausgesprochen haben, denn Sie glauben eine sehr schuldige Frau vor sich zu haben und sind sehr begierig sie zu überführen. Aber wie unglücklich ist man mit solchen Voraussetzungen!

Sie können mich jetzt auf das Schaffot schicken, aber Sie können mir nicht die Seligkeit eines guten Gewissens rauben und die feste Ueberzeugung, daß die Nachwelt meinen Mann und mich rächen und seine Verfolger mit Schande brandmarken wird." Der ihr gestattete Vertheidiger, Chauveau-Lagarde, der ehrwürdige Anwalt Marie Antoinette's, erschöpfte vergeblich seine Beredtsamkeit. Das Todesurtheil wurde gesprochen, wie sie vorausgesehen hatte. „Ich werde mich bemühen," gab sie den Mördern zur Antwort, „der großen Männer würdig zu sterben, die Ihr geschlachtet habt." Dieselbe großartige Gesinnung athmeten ihre letzten Denkschriften, die sie in der Nacht vor ihrer Hinrichtung verfaßte, und in welchen die enthusiastische Liebe für ihr Vaterland und die reinste Anhänglichkeit an Mann, Kind und Freunde in der edelsten, innigsten Sprache ausgedrückt ist.

Der 10. November 1793 war ihr Todestag. Sie erschien weiß gekleidet, die langen schwarzen Haare hingen aufgelöst bis zum Gürtel herab; eine heilige Flamme leuchtete aus ihrem Auge. Viele ihrer Mitgefangenen vergossen Thränen, sie aber war heiter und gefaßt und hieß sie nicht weinen, da sie ja für das Vaterland und für die Freiheit sterbe, wie sie es immer gewünscht habe. Mit festem Schritte bestieg sie das Blutgerüst, sie konnte noch mit einem Unglücksgefährten, der Bangigkeit zu verrathen schien, anmuthig scherzen und den Scharfrichter auf verbindliche Weise ersuchen, denselben ihr im Tode vorangehen zu lassen. Ihr letzter Schmerz war der Anblick des riesengroßen Standbildes der Freiheit, welches neben der Guillotine aufgerichtet war, ihre letzten Worte, als sie sich zu demselben hinwendete: „o Freiheit, wie

viele Verbrechen begeht man in deinem Namen!" (ah, liberté, comme on t'a jouée.*)

Ihr Gemahl hatte auf die Nachricht von dem Tode seiner Gattin den sichern Zufluchtsort zu Rouen, den ihm zwei Freundinnen gewährten, verlassen. Wenige Tage nachher fand man am 15. November auf der Landstraße von Rouen nach Paris seinen blutigen Leichnam. Er hatte durch Selbstmord geendigt, wie sein Amts- und Parteigenosse Clavières in der Conciergerie, und ein bei ihm gefundenes Blatt bezeugte die Redlichkeit seines Willens und Strebens. —

Derselbe Kerker in St. Pelagie, den Frau Roland verlassen hatte, sah nach ihr in seinen Mauern ein junges Mädchen von den heldenmüthigsten Gesinnungen. Die That der schönen und muthigen Charlotte Corday, die dem friedlichen Leben, den häuslichen Freuden und allen Huldigungen, auf die ihre Jugend und Schönheit hätte Anspruch machen können, entsagte, um den Mann zu tödten, den sie als den Fluch Frankreichs betrachtete, ist bekannt genug, um hier nach ihren Einzelnheiten wiederholt zu werden. Am Abende des 13. Julius 1793, zwischen sieben und acht Uhr, war Marat durch die Hand Charlotte Corday's gefallen, in derselben Abendstunde des 17. Julius ging sie den Todesweg. Ihre gefaßte Haltung, ihre Schönheit, ihr schwärmerisch verklärtes Auge blieb nicht ohne Eindruck auf die Zuschauer, von denen

*) In den Mémoires d'un detenu, aus denen die neuen Herausgeber der Roland'schen Denkwürdigkeiten die Schilderung der letzten Lebenstage in die vorangeschickte Notice (S. 41—45) aufgenommen haben.

viele ehrerbietig das Haupt entblößten, andre einer solchen Standhaftigkeit Beifall zuriefen, nur die Blutweiber der Guillotine überhäuften sie mit Schmähungen. Der kühne Entschluß, der ihr da, wo Tausende zagten, den Dolch in die Hand gab, um die beleidigte Menschheit zu rächen, hat selbst die mit ihr versöhnt, die eine solche That sonst unsittlich genannt haben würden, nur das war, wie schon Frau Roland gleich nach der That schrieb *), ihr Fehler, daß ihre Hand nicht den eigentlichen und größten Schuldigen traf. Marat's Tod diente zu nichts, als seine niederträchtigen Genossen zur ausschweifenden Verehrung ihres Meisters zu veranlassen und den als Märtyrer zu preisen, der ihnen bis dahin als Herold und Prophet gegolten hatte. Der Fanatismus und die Gemeinheit ernteten den größten Vortheil von einer That, die nur das Beste gewollt hatte, und das Schreckensregiment steigerte sich zu einer alles Vorhergehende weit übertreffenden Höhe.

V.

In einer historischen Uebersicht der Schicksale der französischen Frauen in der Revolution darf ihre Lage in den Provinzen nicht ungeschildert bleiben. Die blutigen Volksrepräsentanten in Arras, in Straßburg, in Lyon, Toulon, Marseille, Nantes, Orange und an vielen andern Orten wütheten nicht blos gegen Männer und Bewaffnete, son-

*) Mém. II. 148.

dern auch gegen wehrlose Frauen, ja sie weideten sich vor allem an den Qualen und Zuckungen sterbender Frauen und die Republik, deren Verfassungsurkunde vor allem die bürgerlichen, ehelichen und kindlichen Tugenden zu ehren erklärt hatte, verhöhnte grade diese Tugenden durch ihre Abgeordneten auf die empörendste Weise. Dabei paarten sich Wollust und Blutgier in wahrhaft schrecklicher Verbindung. Von Lebon's Freveln in Arras ist schon die Rede gewesen. Aber der Fürchterlichste von allen war Carrier in Nantes. Für die Frauen, die in den finstern, dumpfen und überfüllten Gefängnissen lagen, gab es nur den Ausweg des Todes; waren sie indeß jung und schön, so fanden sich schändliche alte Weiber, die um ansehnlichen Lohn ihnen die Freiheit versprachen, wenn sie sich den Umarmungen Carrier's überlassen wollten. Die Liebe zum Leben, der Wunsch, einen geliebten Verwandten durch Fürbitte zu erretten, überwog bei Manchen. Aber es gelang nur den wenigsten, denn Carrier's Lager vertraute seine Geheimnisse, wie das der Kleopatra, nur für eine Nacht und die Loire verschlang nur zu oft die Betrogenen. Allnächtlich wurden die Gefangenen, Männer und Frauen, aus ihren Kerkern dahin geführt, ohne Auswahl, die Henker wußten gar nicht was sie mordeten, denn die Gefängnisse waren wie große Viehställe, wo man nach Gutdünken hineingriff*). Zwischen einer Doppelreihe von Soldaten unter Fackelbeleuchtung stiegen die Verurtheilten die Treppe zum Flusse hernieder. Sie waren fast nackt und jede Frau an einen Mann gebunden. Junge Mädchen, welche das Gefühl der Scham sich bewahrt hatten, fleh-

*) Mém. de la Marquise de la Roche Jacqueline S. 414.

ten das Haupt, Mütter erhoben ihre Kinder und riefen „eine Mutter für mein armes Kind," es tauchten wol Hände zwischen den Bajonetten auf und Mütter warfen ihre Kinder hin, ohne zu wissen, wem sie zufallen würden. Dann betraten sie die Schiffe, die verrätherischen Fallthüren öffneten sich und in einem Augenblicke waren Hunderte von den Wellen der Loire verschlungen. Man hörte einen schmerzlichen Aufschrei und die Bewaffneten kehrten zur Arbeit des folgenden Tages zurück. Auf dem großen Platze, dem Bouffai, war die Guillotine aufgerichtet, von Bänken umgeben, die mit Namen bezeichnet waren und stundenweise vermiethet wurden. Man war da wie zu Hause. Die Frauen brachten, wie in Paris, ihre Arbeiten mit, die Kinderwärterinnen führten die Kinder hier spazieren, man lobte die, welche dem Tode muthig entgegengingen, und verspottete die, welche zitterten.

Während dieser Todesscenen feierte Carrier die ausschweifendsten Orgien. Die Auflösung aller sittlichen und religiösen Bande hatte schöne Frauen zu seinen Maitressen gemacht, Madame L. Normand und Angelika Caron waren lange Zeit die Begünstigten, denen mancher Verurtheilte ein Leben dankte, das sie mitten unter Gunstbezeigungen dem Tyrannen von Nantes abzuschmeicheln wußten. Aller Anstand oder äußere Feinheit war von diesen republikanischen Festmahlen verbannt. Die Theilnehmer des Gelages, Generale mit wollenen Epauletten nach der damaligen Sitte, Mitglieder der Departementalverwaltung in Holzschuhen, Richter des Revolutionstribunals ohne Weste und Halstuch, rauchten, spielten und tranken. Einige liefen hinter den halbnackten Frauen her, die ihnen lachend entschlüpften. Man hörte nichts als Gläsergeklirr,

Flüche, schmutzige Lieder und lautschallende Küsse, der Wein erhitzte die Gemüther und man suchte sich gegenseitig in Ausbrüchen des Patriotismus, in der wildesten Wuth gegen die Vendeer und in schauderhaftem Spotte über die vertikalen Deportationen und republikanischen Hochzeiten (so nannte Carrier die Hinrichtungen) zu übertreffen *).

Es ist bekannt, wie die maßlose Tyrannei des Nationalconvents, die Blutgier Carrier's und die Grausamkeit der republikanischen Generale die Vendée mehr als einmal zum Kampfe auf Leben und Tod aufgerufen hatte. Hier waren die wildesten Leidenschaften entfesselt, Franzosen kriegten wider Franzosen, der Sohn focht mit dem Vater, der Bruder stand gegen den Bruder und doch blühten hier zwischen Raub, Haß und Rache alle zartern Gefühle des Herzens. Die Frauen der Vendée haben neben der hochherzigen Tapferkeit ihrer Männer einen Reichthum der edelsten, früher ihnen selbst unbewußten Tugenden entwickelt, und wenn die Namen einer Frau von La Roche Jacqueline, von Donnissan und Bonchamp mit unvergänglichem Glanze in der trüben Nacht des Vendéekrieges leuchten, wenn wir die Hinopferung der Häuptlinge und ihrer Frauen bewundern, so gebührt dasselbe Gefühl auch den Scharen, die ihnen folgten und deren einzelne Namen uns nicht aufbewahrt worden sind. Während die Männer in der Schlacht waren, beteten die Frauen; ruhte der Kampf, so verbanden sie die Verwundeten, pflegten die

*) Emil Souvestre nach mündlichen Mittheilungen seines Vaters in der Revue des deux mondes Th. XVII. H. 4. (1839) S. 463—470.

Kranken und versahen Wachtposten auf den Bergen oder trugen Botschaften auf den gefährlichsten Wegen. Einige von ihnen hatten auch trotz der strengen Verbote der Vendéeischen Feldherren selbst die Waffen ergriffen und fochten mit großer Tapferkeit an der Seite ihrer Männer und Brüder. Aber mehr noch als dieser Muth ehrte die Frauen der Vendée die Anhänglichkeit an die Ihrigen, die Gatten- und Kindesliebe, die Unerschrockenheit im Angesichte der Gefahr, die Ausdauer im Leiden, die Treue gegen ihre Herrschaften und die Standhaftigkeit im Tode. Mit Ruhe und Fassung starben zu Nantes Frauen aus den höchsten und niedrigsten Ständen. Frau von Jourdain stand mit drei Töchtern an der Loire, um zu sterben. Ein Soldat sprang hinzu, um die jüngste und schönste von ihnen zu retten, er erklärte, daß er sie heirathen wolle. Aber die Tochter stürzte sich mit der Mutter in den Fluß und da sie auf Leichname fiel und nicht untersinken konnte, so bat sie flehentlich in die Strömung hinabgestoßen zu werden, wo sie auch mit ihrer Mutter umkam. Ein schönes sechzehnjähriges Fräulein von Cuissard sollte die Gattin eines Offiziers werden, der sie dann zu retten versprach. Aber sie verlangte auch die Rettung ihrer bejahrten Tante, und da der Krieger ihr diese nicht zugestehen wollte, so stürzte sich das junge Mädchen mit der Tante in die Loire. Frau von Bonchamp setzte mit ihren zwei Kindern in einem kleinen Boote über die Loire, ungeschreckt durch die feindlichen Kanonenboote, deren Schüsse ihr Fahrzeug durchlöcherten und sie nöthigten sich durch Schwimmen auf das andre Ufer zu retten, wo sie Schutz bei gutmüthigen Bauern und, wenn man sie suchte, eine Zuflucht in einem hohlen Baume fand. Der Frau von Lescure standen

ihr treuer Diener Bontemps und ihre Kammerfrau Agathe in allen Drangsalen auf das Treueste bei, die letztere verließ den im Gefechte bei Chollet auf den Tod verwundeten Herrn keinen Augenblick; sie verband ihn, sie erwies ihm jede auf der schrecklichsten Flucht nur mögliche Bequemlichkeit und blieb sieben Stunden neben dem Leichname des verehrten Gebieters, damit seine bange, erschöpfte Gattin glauben solle, er sei noch nicht gestorben *). Daneben übten die Vendéeischen Frauen selbst gegen ihre Feinde Milde und Sanftmuth und nicht wenige republikanische Soldaten, deren Tod von dem glühenden Hasse der Vendéer gefodert wurde, haben ihre Errettung der Klugheit und dem Erbarmen der Frauen verdankt. Aber dieselben Frauen zeigten auch die höchste Begeisterung für die Sache ihres Landes, wenn sie die Soldaten ermunterten, die Flüchtigen zurücktrieben und ihnen den Weg versperrten. Der nächtliche Kampf bei Dol, mitten in der Unordnung des Rückzuges, war reich an solchen Beispielen, Frau von Donnissan sprach den Kriegern fortwährend Muth ein, Frau von Bonchamp sammelte das Corps ihres Mannes und ein junges Mädchen ergriff ein Gewehr, schwang sich auf ein Pferd und führte einige Abtheilungen in das Feuer **).

Drei Frauen, die mit den Vendéern jede Gefahr des Krieges und jedes Drangsal der Flucht theilten, die Marquise von La Roche Jacqueline und die Frauen von Bonchamp und Sapinaud, haben durch ihre Memoiren dem

*) Mém. de la Marquise de La Roche Jacqueline 217—219. 413. 408. 267. 285. 291.

**) Ebendas. 311. 320.

Kriege ein so hohes und schmerzliches Interesse gegeben, daß die Begebenheiten desselben ein reicher Stoff für Romane und Novellen geworden sind. Aber die Wirklichkeit überstieg jede romantische Erzählung oder Ausschmückung. Die Marquise von La Roche Jaquelaine (wir knüpfen noch einige Einzelheiten an diesen in der Vendée hochberühmten Namen) brachte zwanzig Tage auf dem Rückzuge neben der Sänfte ihres verwundeten Gemahls Lectüre zu, in sieben Stunden kam die zarte Frau oft nicht vom Pferde, die nachsetzenden Republikaner ließen ihnen keine Ruhe, ihr Lager war Stroh oder Heu, zwei Aepfel, eine Brotrinde machten die Nahrung eines ganzen Tages aus. Nach dem Tode ihres Gemahls (am 4. November 1793) erfuhr sie auf dem unglücklichen Rückzuge von Mans alles Unglück ihrer beklagenswerthen Landsleute. Das Herz voll tiefer Bekümmerniß über den Tod eines edeln Gemahls und zerrissen von den Leiden ihres Vaterlandes, sah sie sich in die unordentlichste Flucht, wo kein Befehlwort mehr galt, fortgerissen. Bald zu Pferde, bald zu Fuße, ihre siebenmonatliche Tochter auf dem Arme, ein noch ungebornes Kind unter dem Herzen, floh sie in der Mitte von Weibern, Greisen, Kindern und Verwundeten dem linken Ufer der Loire zu, der Diensteifer ihrer Leute vermochte ihr kaum die nothdürftigste Nahrung zu verschaffen, ein paar Kartoffeln galten für eine köstliche Mahlzeit, ihr Lager war schlecht und dürftig, und die wenigen Stunden der Ruhe wurden durch Geschrei und die Kanonenschüsse der Verfolger gestört. Der Hunger, die Kälte, der Regen erschöpften ihre Kräfte, die grobe Kleidung schützte sie nicht gegen die Unfreundlichkeit des Winters, sie sank oft todtmüde zur Erde und wurde

faſt bewußtlos wieder auf ihr Pferd gehoben, nur die Sorge für ihr Kind hielt ſie noch aufrecht, das ſie endlich der Obhut redlicher Landleute anvertraute, die ihr Verſprechen, für daſſelbe zu ſorgen, treulich erfüllt haben*). Sie ſelbſt fand nach dem Treffen bei Savenay, welches den gänzlichen Untergang der vendéeſchen Armee herbeiführte, mit ihrer Mutter, Frau von Donniſſan, eine Zuflucht in den Hütten bretagneſcher Bauern.

Die Flucht war nun zwar geendigt, aber keinesweges die Gefahr für die unglücklichen Frauen. Unaufhörlich durchzogen die republikaniſchen Colonnen das Land und durchſuchten die Häuſer. Wie groß auch die Gaſtfreundſchaft der Bretagner und ihre unerſchrockene Hülfsleiſtung war, ſo ſahen ſich doch die Flüchtlinge genöthigt Monate lang in den entlegenſten Winkeln, in hohlen Bäumen ſich zu verbergen oder ſich tief in das Stroh zu wühlen, wo ſie die Bajonette der durchſuchenden Feinde faſt an ihrem Körper fühlten. Andre Frauen mußten ſich, um den lauernden Blicken zu entgehen, in Lumpen hüllen, die Heerden hüten, auf den Feldern arbeiten und ſich den beſchwerlichſten, ungewohnteſten Arbeiten unterziehen. Die Schickſale der Frau von La Roche Jacqueline und ihrer ſie begleitenden Mutter im Winter von 1793 auf 1794 überſteigen faſt allen Glauben. Monate lang durften ſie nur in den Kleidern ſchlafen, ſie mußten von Ort zu Ort in ſteter Unruhe vor den Verfolgern irren, in Scheunen und Kornfeldern ihre Zuflucht nehmen, durch Graben und Dickicht laufen, um ihre Freiheit zu erhalten. Und das

*) Mém. de la Marq. de La Roche Jacqueline 245. 258. 265. 271. 313. 329. 332. 364. 356.

alles in einer Zeit, wo die Marquise ihre Entbindung erwartete. Wenige Stunden vor derselben ward sie aus dem Verstecke, welches ihr die Umsicht der Mutter und die unerschütterliche Treue der Landleute bereitet hatte, aufgeschreckt, denn eine allgemeine Haussuchung begann im Dorfe Bois-Divet. Der mitleidige Bauer führte sie in ein Kornfeld, hier legte sie sich in eine Furche, und trotz daß der Regen in Strömen fiel, entschlief sie. Gegen Morgen erweckte sie ihre Mutter, kaum funfzig Schritte von ihnen hörten sie das Anrufen der Patrouillen, aber die Gefahr ging vorüber und voll Freude führte sie der Bauer (Gouret war sein Name) in seine Hütte zurück *). Bald darauf gab sie zwei Töchtern das Leben. In Lumpen wurden die Sprößlinge eines der ältesten adligen Geschlechter Frankreichs gehüllt, jeder Pflege mußten sie, jeder Erholung die Mutter entbehren.

Eine freundliche Einladung der Madame Dumoustiers auf ihr Schloß Dreneuf verschaffte den geängstigten Frauen größere Bequemlichkeit und, da die Maßregeln gegen die Royalisten nach Robespierre's Sturze milder wurden, auch mehr Ruhe und Sicherheit. Die Amnestie schien endlich allen Verfolgungen ein Ziel zu setzen und die Marquise wagte sich allein, als Bäuerin gekleidet, einen Sack auf dem Rücken und Hühner zum Verkaufe ausbietend, nach Nantes. Die Freunde ihres Hauses bestätigten die verkündigte Amnestie, in die sie sich bald nebst ihrer Mutter aufnehmen ließ.

*) Mém. de la Marq. de La Roche Jacqueline 360 f. 370 f. 378. 383 f. 411.

VI.

Nach der Besiegung und Hinrichtung der Girondisten wirkte die Auflösung aller gesellschaftlichen Verhältnisse, die Vergiftung des gegenseitigen Vertrauens, die Entfesselung aller Leidenschaften und die Verspottung des Heiligsten zusammen, um jedes religiöse und moralische Gefühl in den Herzen der Frauen zu ertödten. Sie sollten, so gebot eine Bekanntmachung des Convents an die Republikanerinnen*), ein Beispiel an den Hinrichtungen der Königin der Madame Roland und der Olympia de Gouges nehmen, sich nie von der Bahn der Gerechtigkeit entfernen, die Gesetze befolgen, stolz sein auf die glänzenden Thaten, welche ihre Männer und Söhne für das Vaterland verrichten, einfach im Anzuge, thätig im Hauswesen, und die Nationalversammlung nie besuchen, um in derselben zu sprechen, sondern nur um ihre Kinder durch ihre Gegenwart zu ermuntern. Religion gab es in Frankreich nicht, Gott wurde abgeschafft und eingesetzt, an seiner Stelle standen die Tempel der Nation, der Natur und der Vernunft, halbnackende Frauen und Mädchen (Demoiselle Maillard und die Gattin des Buchhändlers Momorro hatten die Hauptrollen) saßen in einer Löwenhaut mit Kränzen von Kornähren und Eichenlaub auf den Hochaltären, man löschte die Kerzen aus, zündete eine Schüssel mit Branntwein an und feierte um die blaue Flamme die Orgien der Naturreligion. Die Ehe war zu einer

*) Girtanner XV. 22 ff. und für das Folgende Bouilly a. a. O. II. 38 f.

blos bürgerlichen Handlung ohne höhere Weihe herabgewürdigt, der Altar war die Estrade im Stadthause unter einer riesenhaften Statue der Freiheit, wo ein Beamter der Municipalität in seiner schlechten Carmagnole und mit der rothen Jakobinermütze die Gesetzesworte so gleichgültig vorlas, wie man einen Verhaftsbefehl abliest, und nicht schnell genug das Jawort von den dreißig oder vierzig Paaren, die vor ihm auf den Bänken saßen, erhalten konnte. Ohne Wunsch und Gebet war das Ganze abgethan und Priester, die Muth genug hatten, die kirchliche Einsegnung zu vollziehen, setzten sich der größten Gefahr aus.

Robespierre hatte sich aber getäuscht, wenn er durch eine solche Verhöhnung des Heiligen die Gemüther zu gewinnen hoffte. In vielen der bessern Frauenherzen nahm nur der Abscheu gegen ihn und seine Genossen zu, das Unglück der Zeit hatte tiefe Eindrücke hinterlassen, und grade die abgeschmackte Wuth gegen das Heilige regte die Liebe zu demselben von neuem in den weiblichen Gemüthern auf. Dafür glaubten aber die Machthaber in jedem Blicke einer Frau die höhnende Verachtung einer Roland oder das strafende Auge einer Charlotte Corday zu sehen und verfuhren nur um so schonungsloser gegen die wehrlosen Frauen, die ja selbst die Streitaxt barbarischer Völker zu verschonen pflegt. Beispiele, wie die Auffoderung einer Bürgerin Ducis in Orleans an ihre Mitbürgerinnen*), den Freiwilligen eine Fahne mit den Nationalfarben und der Devise „Sieg und Liebe" zu schenken, dürften nur sehr vereinzelt dastehen.

*) Magaz. f. d. Lit. des Auslandes 18[illegible]. Nr. 141.

Als die Schreckensregierung im Sommer 1794 ihre Höhe erreicht hatte, vereinigten sich mehre Umstände eine Reaction herbeizuführen. Robespierre's wahnsinniger Ehrgeiz strebte zu offenkundig nach der höchsten Gewalt, seine zur Schau getragenen Ideen von Moral und Menschenliebe sollten nur um so mehr die Ausschüsse der öffentlichen Wohlfahrt und der allgemeinen Sicherheit dem Hasse blosstellen, als ob von ihnen allein die unzähligen Hinrichtungen ausgegangen wären. So sahen sich die Mitglieder derselben zu ihrem eignen Schutze nur um so dringender aufgefodert. Tallien, Fréron, Legendre, Bourdon von der Oise traten an die Spitze der Gegner des Tyrannen, eine Frau ermunterte und belebte die Verschwörung. Dies war Tallien's schöne und geistreiche Gattin, eine in vielen Stücken der Roland gleiche Frau, nur an Reinheit der Sitten und Unbescholtenheit des Lebens stand sie unter ihr. Therese Tallien war in Spanien von französischen Eltern im Jahre 1769 geboren. Ihr Vater, Cabarrus, war Director der Bank in Madrid, ein Mann von ausgedehnten Handelsverbindungen, seine Tochter hieß schon in ihrem zwölften Jahre eins der schönsten Mädchen. Als Gattin des Parlamentsrathes Devins von Fontenay kam sie nach Bordeaux, wo sie die entzückendste Frau wurde, so schnell war ihr Ueberblick, so reich ihr Geist, Alles würde ihr gehuldigt haben, selbst wenn sie minder schön gewesen wäre. So ward auch Tallien, in den ersten Jahren der Revolution einer der wildesten Schreckensmänner, von ihren Reizen gefesselt, als er zur Vollziehung eines Blutgeschäftes nach Bordeaux gekommen war, und bewilligte ihr außer ihrer eigenen Freilassung noch die Rettung mehrer anderer Frauen. Dankbarkeit

und Neigung für den volksbeliebten Redner, der jetzt menschlichere Gesinnungen zeigte, gewannen ihm die Liebe der Frau von Fontenay, sie trennte sich von ihrem Gemahle und reichte dem Deputirten ihre Hand, worüber ihm Robespierre nach seiner Zurückkunft bittern Haß und verachtenden Hohn empfinden ließ. Jetzt sahen beide ein, was ihnen bei solchen Gesinnungen des Gebieters von Frankreich bevorstand, und die kluge Frau, deren Abscheu vor der furchtbaren Menschenschlächterei täglich zunahm, beschloß kein Mittel unversucht zu lassen, um sich seiner Rache zu entziehen und eine mildere Herrschaft herbeizu führen. Das konnte aber nur durch Robespierre's Sturz geschehen. „Frau Tallien," sagt ein neuerer französischer Schriftsteller von Ansehen*), „löste die schwierige Aufgabe, eine hundertköpfige Tyrannei zu stürzen, sie hatte den Ruhm, Menschen, welche von revolutionairem Fanatismus berauscht waren, der Menschheit wiederzuschenken; sie ließ sie das vergossene Blut vergessen. Es wäre bloße Gerechtigkeit, wenn die Geschichte auf dem Grabe der Frau, deren unerschrockenes Mitleid und wohlthätige Verführung soviel dazu beitrug, Frankreich von einem blutigen Abgrunde zurückzuziehen, eine Bürgerkrone niederlegte."

Die Erfolge des neunten Thermidor (27. Julius 1794) öffneten zwar nach Robespierre's Sturze vielen Unschuldigen die Pforten ihrer Kerker, auch stand die Guillotine einige Tage still, aber der geistige Jakobinismus blieb noch unter allen Parteien lebendig und die ächte bürgerliche Freiheit ward auf lange Zeit hin unmöglich.

---

*) Lacretelle a. a. O.

Es kann indeß nicht unsere Absicht sein, die Kämpfe, welche der Nationalconvent mit den Terroristen und nach ihm das Directorium mit den alten Jakobinern bestanden hat, hier weiter zu verfolgen, wir betrachten nur die Zustände der Frauen, wie sie sich seit jener Zeit bis zur Errichtung des Consulats in Paris entwickelt haben, sowol in den einzelnen Notabilitäten der Frauenwelt als im Allgemeinen.

Die Stellung des weiblichen Geschlechts war damals in mehr als einer Hinsicht zweideutig und gefährdet. Die überlieferten Gebräuche waren abgeschafft, die Wohlanständigkeiten der frühern Jahre beseitigt, die geselligen Cirkel und geistreichen Kränzchen zerstreut; eine jede von ihnen war genöthigt neue Bahnen zu betreten. Nun hatten sie aber in drei blutigen Jahren so viel gelitten und ausgestanden, daß Erholung oder Zerstreuung fast Pflicht zu sein schien. Und so warfen sie sich in einen Strudel von Vergnügungen, man tanzte, besuchte Theater, Concerte, öffentliche Vergnügungsörter, und da die bedeutenderen Familien durch Eröffnung ihrer Gesellschaftssäle für verschwenderisch und reich zu gelten fürchteten, so fanden sich die elegantesten Damen von allen Parteien auf den Bällen im Hotel Thelusson und Richelieu ein, die sie sonst nicht besucht haben würden. Wie sehr sich auch hier die ganze Leichtfertigkeit des Lebens entfaltete, so vermochten doch jüngere wie ältere Frauen nicht so schnell die Schreckenszeit ganz zu vergessen. Waren doch selbst jene Bälle, die für die Familien derjenigen gegeben wurden, welche unter der Guillotine gestorben waren, die Bälle der Schlachtopfer (des bals des victimes), eine laute Mahnung an die Vergangenheit; denn die ganze Gesellschaft erschien hier in Trauerkleidern und die Mode wollte,

daß die schwarze Farbe für eine Zeitlang die gemeinsame Farbe aller Ballanzüge wurde. Aber nur zu bald entschlug man sich dieser düstern Tracht, als die auswärtigen Siege große Schätze in die Hauptstadt brachten und die Frauen und Töchter der schnell aufgeschossenen Neureichen mit dem Vermögen ihrer Männer öffentlich prunken wollten *). Da man nun aber damals wähnte für immer mit der Vergangenheit gebrochen zu haben, so glaubte man auch ein andres Gebiet der grillenhaft rasch wandelnden Mode betreten zu müssen, und fand es in der Nachahmung des griechischen und römischen Alterthums. Denn Paris sollte ja damals ein Abbild römischer Bürgertugend und spartanischer Entsagung sein, und so waren wie mit einem Zauberschlage die Säle in Hallen, die Kleider in Tuniken, die Becher in Schalen, die Schuhe in Kothurne und die Guitarren in Lyras umgewandelt. Die Frauen erschienen in leichten Kleidern von durchsichtiger Gaze und mit Mäntelchen von Musselin ohne Aermel, der Busen war entblößt, die Arme nackt bis an die Schultern, ebenso die Beine, wenn sie nicht mit fleischfarbigen Pantalons bedeckt waren. Diese antike, faltenlose Robe wurde auf der Taille unmittelbar unter der Brust von einem rothen wollenen Gürtel zusammengehalten, eben solche Bänder schmückten das kurzabgeschnittene Haar. Die Stelle der Schuhe ersetzte der Kothurn, der bis zur Hälfte der Wade reichte, mit durchbrochenen Zacken und rothwollenem Besatz. Handschuhe wurden nicht getragen. Die Stelle der Taschen ersetzte der netzförmige Beutel (réticule). Und

*) Rémusat 92—94. Denkwürdigkeiten der Herzogin von Abrantes II. 59. 163 f.

weil die Hand des Henkers die Generationen in Frankreich decimirt hätte, so gaben alle diese Damen sich den Anschein in gesegneten Umständen zu sein. Man nannte dies die demi-termes und keine elegante Frau aus dem Jahre 1796 würde haben öffentlich erscheinen wollen, ohne ihre Toilette durch diese Zusätze zu verschönern. Weit glänzender war die römische Tracht der sogenannten Wunderbaren (merveilleuses), die vom Luxemburg ausging, wo die fünf Directoren ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. In langen, patriotischen, purpurnen Roben, die mit kleinen goldnen Palmzweigen geziert waren, erschienen die Frauen an dem neuen Hofe, die Haare fielen in langen Flechten herab und funkelten von kostbaren Steinen, die Fußbekleidung waren fleischfarbene Strümpfe, wo die einzelnen Zehen, mit Diamantringen geschmückt, sichtbar waren. Die Erfinderin dieser Mode war Frau Tallien, deren Geschmack als sehr nachahmungswürdig erschien und die eine der ersten war, welche den rothen Kaschemirshawl auf geschmackvolle Weise um ihre schöne Gestalt zu drapiren verstand *).

So wie nun die Mode in ihr altes Recht eingesetzt war und nur noch die Frauen hartnäckiger Jakobiner sich in schmutziger und nachlässiger Kleidung sehen ließen, so begann auch die Herrschaft der Frauen in den Salons und ihr Bestreben, durch dieselben einen Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen. Wir nennen hier zuerst den Salon der Frau von Stael. Nachdem sie bald nach Robespierre's Sturze mit ihrem Gemahle, dem schwe-

*) Créquy VII. 155. 156. 160 f. La Valette's Denkwürdigkeiten I. 175. Abrantes 61 f. 68. 157 f.

dischen Gesandten, nach Paris zurückgekehrt war, reichte sie allen zurückkehrenden Vornehmen die Hand und war eine ebenso warme Freundin derselben als in spätern Zeiten der geächteten Anhänger der Republik. Ihr Haus ward der Mittelpunkt für alle vornehmen Fremden und ausgezeichneten Schriftsteller, die Männer vom alten Adel und guter Erziehung, deren elegante Manieren unter der bescheidenen Kleidung, die sie noch von der Schreckenszeit her trugen, durchschimmerten, ein Herzog Matthieu von Montmorency, ein Ritter von Boufflers, ein Graf von Sabran, fanden sich hier mit frühern Jakobinern zusammen, die in die Cirkel der vornehmen Welt eintraten und ihren Ton nachzuahmen strebten, wo sie von Frauen der alten Ordnung oft mit den anmuthigsten Schmeichelworten begrüßt wurden, um dadurch die Rückkehr ihrer Söhne, Brüder und Gatten aus der Verbannung zu erhalten. Auf solche Art sah sich Frau von Stael bald wieder im Stande, an politischen Dingen Antheil zu nehmen und den kleinen Krieg gegen die rohen, ungeschlachten Emporkömmlinge zu beginnen, statt deren sie ihren Freunden, den Narbonnes, Jaucourts und andern historischen Namen, das Staatsruder zugedacht hatte, und durch ihren Geist, durch ihre Unterhaltung die Jugend in ihren Salons für eine bessere Zeit, deren Erinnerungen in ihr so lebendig waren, zu begeistern. So bewirkte sie auch mit ihrem Freunde Benjamin Constant und durch ihren Einfluß bei Barras die Zurückberufung Talleyrand's (im Jahre 1796) und seine Anstellung als Minister, denn sie versprach sich Großes von seiner vermittelnden Klugheit für die Aussöhnung aller Parteien, sowie die Directoren andrerseits nicht geringe Genugthuung darin fanden, ein so vornehmes und

zugleich ein so erfahrenes und geschicktes Werkzeug zu er= werden. Dafür wurde sie aber auch von Legendre und Tallien als eine gefährliche Frau bezeichnet, auf die man ein wachsames Auge haben müsse, und ihre Gesellschaften (côteries particulières) als solche, welche nicht undeutlich dahin arbeiteten die Constitution von 1789 zurückzuführen. Trotz dieser unläugbaren Lust am Leiten, Regieren und Bekämpfen zeigte sich ihr Charakter sogleich wieder im Lichte edler Weiblichkeit, wenn es (wie nach dem achtzehnten Fructidor) darauf ankam, ihre Freunde zu schützen, mit eigner Aufopferung sie zu verbergen und durch unablässige Fürbitten bei den Machthabern sie vom Tode zu erretten, obgleich sie auch wiederum dieser nicht geschont und durch Uebersendung des von Brutus an Cicero geschriebenen Briefes an den prachtliebenden Schwelger Barras einen leuchtenden Beweis ihres Muthes gegeben hat *).

Wie Frau von Stael durch ihren Geist, so herrschte Frau Tallien durch ihre Schönheit. Aber ihre Säle waren meistens nur von Solchen erfüllt, die allzutief in die Staatsumwälzung verflochten waren, als daß sie sich ganz hätten von ihr lossagen können. Jedoch galt sie noch immer als eine der ersten Frauen von Paris, die den gegründetsten Anspruch auf die Dankbarkeit Vieler, denen sie Leben und Freiheit gerettet hatte, machen konnte und daher des Beinamens der notre dame de bon secours sehr würdig war. Nach ihrer Verheirathung mit Riquet von Caraman, dem Besitzer der Herrschaft Chimay in den Niederlanden, im Jahre 1802 trat sie in einen ganz andern Lebenskreis über, blieb aber noch immer schön, lie=

*) Stael Betrachtungen II. 176. 218—220.

bewährig und verbindlich *). Frau von Genlis, die durch mancherlei Intriguen und Verbindungen mit Personen, deren Bekanntschaft sie späterhin mit der naivsten Unbefangenheit ganz leugnete, schon lange vor der Revolution einen nicht unbedeutenden Einfluß auf ihre Umgebungen ausgeübt hatte, war damals durch den Verlust ihres Vermögens gehindert, mit Glanz in der Gesellschaft aufzutreten: nur erst im Anfange der Kaiserherrschaft erhielt sie durch ihre Romane und durch frühere Verbindungen wieder einige Berühmtheit. Die so gepriesenen Salons der Frau Recamier, der Aspasia der napoleonischen Zeit, entfalteten ebenfalls erst später ihren Glanz und den Vorzug, durch gute Gesellschaft, ungezwungene Unterhaltung und die bescheidene Haltung der schönen Hausfrau die ersten und besuchtesten nach denen der Kaiserin Josephine zu sein.

Die dritte der tonangebenden Frauen in der Hauptstadt fesselte die Männer durch Anmuth und Grazie. Dies war die Vicomtesse von Beauharnais, die Diane-Hebe in der lasterhaften Periode der Directorialregierung. Entsprossen aus altadligem Geschlechte, war sie wie durch ein Wunder der Hinrichtung entgangen und hatte von dem Einflusse, den sie über Gohier und Barras ausübte, den edelsten Gebrauch zur Rettung vieler Unglücklichen gemacht. Seit sie Madame Bonaparte (am 8. März 1796) geworden war, hatte sie allerdings an Macht bedeutend gewonnen, aber weder dies noch die Huldigungen des unterjochten Italiens konnten die liebliche Güte ihres Wesens verändern. Bonaparte ging nach Aegypten, Jo-

*) Genlis V. 142. 282. Abrantes 177 – 180.

sophine blieb in ihrer bescheidenen Wohnung in der Straße Chantereine zurück und versammelte hier an jedem Donnerstage eine Gesellschaft ausgezeichneter Männer und Frauen, Künstler, Gelehrten und aus allen Ständen um sich. Man fand in diesen Cirkeln, wie Bouilly, ein fleißiger Besucher derselben, berichtet, nicht mehr die altfranzösische Eleganz und verführerische Galanterie aus dem Jahre 1788, oder jene unnachahmliche Anmuth und jenes Sichgehenlassen, gegen dessen Eindruck man sich kaum erwehren konnte. Man war weniger liebenswürdig und leichtsinnig, die Galanterie hatte ernstern Beschäftigungen und einer gespanntern Beobachtung der Einzelnen unter einander Platz gemacht, aber dafür galt auch ein schales, alltägliches Wort nicht mehr für geistreich oder unterhaltend. Das persönliche Verdienst allein entschied, man kannte den Ernst des Lebens und die fast den Jahren vorangeeilte Reife aller der jungen Leute, die nicht auf den Schlachtfeldern waren, verwischte gänzlich die französische Heiterkeit und Urbanität, auf die Paris sonst so stolz gewesen war. Die verschiedenartigste Gesellschaft bewegte sich in diesen Räumen, auf der einen Seite zeigten die Gräfin von Houdetot und Fanny von Beauharnais die Grazie und Eleganz, wie sie vor der Revolution bewundert wurde, auf der andern Seite spiegelte sich die neue kriegerische Welt in den Schwestern Bonaparte's und den Frauen der Generale Caffarelli, Damas und Andréossy, Frauen von ausgezeichneter Schönheit, wie die Tallien und Frau von Regnaud de St. Jean d'Angely, schmückten einen Kreis, den Dichter, wie Chenier, Ducis, Lebrun, Legouvé, Componisten, wie Mehul und Cherubini, Maler, wie Gerard und David, Gelehrte, Beamte und Geschäftsmänner

umständen. Josephine wußte mit ihrer bezaubernden Anmuth und Zuvorkommenheit Alle gleichmäßig zu fesseln, allen Reibungen, allen politischen Streitfragen vorzubeugen und erwarb sich auf diese Weise ein nicht unbedeutendes Verdienst um die Einigung der Gemüther *). Ihr Gemahl, durch die Einflüsterungen seiner Geschwister misleitet, erkannte dies bei seiner Rückkehr aus Aegypten nicht an, zeigte sich vielmehr mit Josephinens Betragen und ihrer Annäherung an Personen, die ihm unangenehm waren, durchaus unzufrieden und konnte nur durch die rührenden Bitten ihrer Kinder, Eugen und Hortensia, wieder ausgesöhnt werden.

Neben den drei bedeutendsten Notabilitäten der damaligen pariser Frauenwelt darf auch eine vierte nicht ungenannt bleiben, deren Gesellschaftssaal zum Nebenbuhler der ersten Salons in Paris geworden war. Diesen hatte Louise Contat, die schon genannte dramatische Künstlerin, nach ihrer Befreiung aus dem Gefängnisse eröffnet und in demselben, wie vor der Revolution die Schauspielerinnen Lecouvreur und Quinault zu thun pflegten, eine Anzahl der ausgezeichnetsten Männer und Frauen, jedoch keinen von den Helden des Tages, versammelt. Einige junge Schriftsteller ausgenommen, fanden sich nur solche, die mehr oder minder von der Revolution gelitten, hier ein, sie hofften diese vielleicht hier zu vergessen, wo sie sich nicht um Politik kümmerten und sich wie ehemals dem Reize einer leichten, angenehmen Unterhaltung überließen. Der Graf Louis von Narbonne, der Marquis von

*) Bouilly a. a. O. II. 102—116. Abrantes 218—220. Bourienne's Denkwürd. IV. 80 ff.

Jaucourt, der Vicomte von Ségur, die Marquis von Gontant und Girardin, die Herren von Parny, Vigée und Desprez repräsentirten die Heiterkeit und die Galanterie der frühern Salons, die Frauen von Beaufort, von Soulès, die berühmte Lebrun und andre erinnerten nicht an die gewöhnliche Schauspielerunterhaltung, und Schriftsteller wie Legouvé, Dupaty und Colin d'Harleville sprachen mit Geschmack und Beredtsamkeit über die literarischen und dramatischen Tagesneuigkeiten. Die Contat selbst verstand mit feiner Höflichkeit und Liebenswürdigkeit die Unterhaltung zu leiten. Ihre Manieren waren durchaus nicht theatralisch, im Gegentheil imposant, aber durch Freundlichkeit gemildert und das Gefühl ihrer Ueberlegenheit schützte sie in einem solchen Grade vor Befangenheit und kleinlicher Demuth, daß sie mit Frauen vom höchsten Range ohne Verlegenheit, aber auch ohne Vertraulichkeit plaudern konnte. Der lange Aufenthalt in demselben Gefängnisse, gleiche Meinungen und gleiche Gefahren hatten in ihr diese, schon früher erworbene Sicherheit des Betragens erhöht *).

In den ersten Jahren nach dem neunten Thermidor lebte eine Anzahl adliger Frauen still und zurückgezogen von den genannten Salons blos in der Erinnerung an die Zeit des Königthums und in der Ausübung frommer religiöser Gebräuche. Sie richteten ihre Häuser ganz nach der frühern Eleganz ein, sahen nur wenige, ausgewählte Bekannte bei sich, umgaben sich mit alten treuen Dienstboten und suchten auf jede Weise die alten Sitten und

*) Sophie Gay über den Salon der Contat im Magazin f. Lit. des Auslandes 1837. Nr. 14. 15.

Gebräuche beizubehalten. Ein anschauliches Bild dieser Lebensart geben die Erinnerungen der Herzogin von Abrantes an den Haushalt ihrer Mutter, der Frau von Permon. Aber je mehr der militärische Ruhm ein Gegenstand des nationalen Enthusiasmus wurde, und Napoleon die ältesten Familien an seinen Thron zu fesseln, seinen Generalen aber Frauen aus vornehmen Häusern zu verschaffen wußte, verschwand auch diese Zurückgezogenheit und ging in Anhänglichkeit, ja bei manchen Altadeligen sogar in Verehrung der Person des Kaisers über.

VII.

Wir haben im vorigen Abschnitte den Einfluß geistreicher und schöner Frauen auf die pariser Gesellschaft unter der Herrschaft des Convents und des Directoriums geschildert, es bleiben uns noch die allgemeinen Zustände übrig und die wesentlich veränderte Stellung der Frauen zu ihrem eignen Geschlechte und zu den Männern. Wenn wir zuerst die Sitten und Gebräuche des gewöhnlichen Lebens betrachten, so fanden die nach dem neunten Thermidor aus den Gefängnissen befreiten oder aus dem Auslande zurückgekehrten Frauen jetzt die auffallendsten Veränderungen. Die Stunde der Tischzeit war verlegt, die anmuthigen Soupers waren verschwunden, man setzte sich bei Tafel nicht mehr wie sonst oder nach geschickter Verabredung, die Hausfrauen boten ihren Gästen die Speisen auf eine so unbestimmte Art an, als wüßten sie selbst

nicht, was sie vorschlagen sollten, während man früher keine Schüssel an sich durfte vorbeigehen lassen. Die Möblirung eines Zimmers hatte nicht mehr die alte ehrbare Stabilität, man faltete die Zeuche an den Wänden, statt sie zu spannen, schwere rothe Behänge mit schwarzen Streifen ersetzten die Stelle der Tapeten, bronzene Statuen (ohne Feigenblätter) und Geräthe im römischen Geschmack oder von Acajouholz nach den schwersten, plumpsten Mustern standen an den Wänden, Lampen erhellten statt der Wachskerzen die Zimmer, aus den Nachttischchen waren Altäre geworden, und von den chaises longues waren die Fußdecken verschwunden, so daß die darauf sitzenden Damen jetzt bei der geringsten Bewegung ihren Fuß und oft einen Theil ihres Beines zeigten. Die Sprache der Gesellschaft hatte sich durchaus verändert, man kannte nicht mehr die leise Unterhaltung und anmuthige Ehrerbietung, die Frauen waren weit kälter und weniger zuvorkommend, neigten beim Grüßen kaum den Kopf und umarmten und begleiteten sich nicht mehr nach dem alten Ceremoniel. Man hörte Ausdrücke, über die eine wohlerzogene Frau des ancien régime erröthet wäre. So nannten die Frauen ihr Cabinet das boudoir, ihre Kleidung sa mise und schämten sich nicht die manières engageantes einer andern Frau zu loben.

Solchen und ähnlichen Tadel enthalten die Denkschriften, welche uns das neue Frankreich schildern *). Aber ihre Verfasserinnen sahen nicht ein, daß die Lehren der Revolution keinesweges spurlos an den Frauen vorüber-

*) Créquy VII. 177. 199 f. 203 f. Genlis V. 61—78 Abrantes 23—27.

gegangen waren und daß, wenn auch noch große Laster die Sittlichkeit im Volke unterdrückten und das Gold der Neureichen oft die Stelle des Talents und der Bildung ersetzen mußte, die Frauen doch in der Schule des Unglücks und der Entbehrung Vieles gewonnen hatten. Die häuslichen Sitten waren natürlicher geworden, man fand es nicht mehr gemein, wenn der Mann von seiner Frau ma femme sagte, wenn die Kinder ihre Eltern duzten, wenn die Mutter mit den Töchtern in inniger Vertraulichkeit bei einander lebte, wenn junge Mädchen sich in gemischter Gesellschaft nur bei ihren Taufnamen nannten, statt sich mit Mademoiselle oder dem Namen ihrer Eltern anzureden, oder von jungen Männern sagten, il lui fait la cour, statt il en est amoureux, oder, was noch für weit zierlicher galt, il est occupé d'elle. Man erröthete nicht mehr sich in der Ehe zu kennen, sich zu lieben, und die Herzen, welche im Familienverein nun freier schlugen, konnten sich wol gar Glück zu den Unglücksfällen wünschen, denen sie diese Freiheit verdankten. Hätten sich, urtheilt die Gräfin Rémusat *) eben so verständig als billig, ernstes Nachdenken, religiöse Grundsätze, eine öffentliche Meinung, die sich aber leider da nicht bildet, wo alle Institutionen des Staats schwankend sind, mit dieser rührenden Veränderung der Gefühle vereinigen können, so wäre das Schicksal der Frauen ihren Pflichten und Rechten gemäß bestimmt worden. Wo aber den Männern die eigne Zukunft unklar war und Leidenschaften und Systemsucht sich der öffentlichen Angelegenheiten bemächtigt

*) A. a. O. 95 f. Die weiter unten angeführte Stelle findet sich auf S. 99.

hatten, wo der Stärkere zu keinem Entschlusse kommen konnte — wie hätten es da die französischen Frauen wissen sollen? Sie waren allerdings nicht mehr die Französinnen einer frühern Zeit, das Unglück oder der Anblick des Unglücks hatte ihre Empfindung belebt, ihre Einbildungskraft erhöht, sie waren, wenn nicht vernünftiger, doch ernsthafter geworden, die Gewohnheit, zu entbehren, hatte sie gelehrt Trost und Genuß in ihrem Innern zu suchen, und das Bedürfniß, zu empfinden (le besoin de l'émotion), hatte das, sich zu kurzweilen (amusement), ersetzt, die Neigung, wenn auch nicht die Tugend, hatte sie gelehrt Opfer zu bringen. War ihr Leben auch noch nicht nach den Grundsätzen der strengsten Sittlichkeit geordnet, so war es doch folgerichtiger geworden: man glaubte einen Fehltritt durch eine Leidenschaft entschuldigen zu müssen, und das bewies zum wenigsten, daß man sich bewußt war einen Fehler begangen zu haben, und daß man aufgehört hatte in der Bestimmung des Weibes etwas mehr als eine bloße partie de plaisir zu sehen.

Einen wesentlichen Beleg zu dieser Veränderung des weiblichen Charakters in der Revolution finden wir endlich in den vielen Romanen dieser Zeit, die von Frauen verfaßt worden sind. Die französische Literatur war auf diesem Felde in früherer Zeit besonders durch die Romane der Frauen von Lafayette, von Riccoboni und Grafigny angebaut worden, von denen namentlich die Princesse de Clèves der Erstern fast eine literarische Revolution hervorgebracht hat, so wahr und natürlich waren die Schilderungen, so lebendig die Leidenschaften, so geschickt die Verbindung von Dichtung und Wahrheit. Näher der Revolution und in die Zeit derselben gehören die Romane der

Frau von Genlis. Eine lebhafte Einbildungskraft der Verfasserin, eine unermüdliche geistige Geschäftigkeit und Harmonie des Ausdrucks, vielseitige Weltkenntniß, in der Vortragsweise etwas kindlich Gefälliges, wodurch ihre Bücher den jungen Mädchen so wohl gefielen, ein gut Theil Frivolität unter fromm ehrbarem Anschein auf das Glücklichste versteckt, und einiger Anstrich von Gelehrsamsamkeit, sind die hervorstechenden Eigenschaften dieser unzähligen Romane. Die Romane aus der Periode, von welcher wir sprechen, tragen einen ganz andern Charakter. In einem Zeitpunkte, der an alten Ueberlieferungen, an Enthusiasmus, an Ehrfurcht für das Vergangene leer war und ohne Glauben für das Neue, in einer solchen Uebergangsperiode finden die Gemüther mehr Sicherheit und Schutz in einer idealen als in der wirklichen Welt. Und so hat Frau von Stael mit Meisterhand einen Theil jener Periode, wo die Republik und die Monarchie zum letzten, entscheidenden Kampfe gegen einander standen, in ihrer Delphine behandelt, die man zu leicht beurtheilt, wenn man in ihr blos einen gewöhnlichen Roman sieht. Es ist die Geschichte oder richtiger der Roman ihrer Jugendzeit, aber geschrieben unter den Einflüssen einer Zeit, wo erschütternde Lagen im wirklichen Leben ähnliche im Gebiete der Dichtkunst hervorgerufen hatten und wo der Zusammensturz des gesellschaftlichen Gebäudes auch die Einbildungskraft der Schriftsteller überspannt hatte. Die Form eines Romans in Briefen bot allen den Meinungen, die Frau von Stael später entwickelt und ausführlich vorgetragen hat, über die Ehe, die Religion, die Freundschaft, die Politik, die öffentliche Meinung, kurz über Alles, was das Interesse der neu sich bildenden Gesellschaft in An-

spruch nahm, eine passende Stelle und gab zugleich ihrer feurigen, gefühlvollen Seele Gelegenheit, sich ganz zu ergießen. So entstand die Schilderung einer glänzend begabten, aber unglücklichen Frau, die von ihren Neigungen beherrscht, von ihrem unabhängigen Geiste gemisleitet, von heftigen Leidenschaften bewegt in den Kampf tritt und trotz angeborner Tugenden und liebenswürdiger Eigenschaften als ein Opfer dieser schrankenlos waltenden Gefühle fällt, da sie sich gegen die Meinung und die herrschenden Sitten unbedachtsam aufgelehnt hat. In der Strenge, mit welcher Frau von Stael hier gegen ihr eignes Geschlecht verfährt, ist zugleich den Völkern die Lehre gegeben, daß sie, weniger schwach als einzelne Frauen, mächtigen Vorurtheilen gegenüber nur dann siegen werden, wenn sie dieselben durch ein festes Princip zu ersetzen wissen. Alles dies ist mit einer funkelnden Beredtsamkeit und in einer Sprache voll Anmuth, Kraft und Leben vorgetragen worden; auch in dieser Hinsicht zeigt sich der entschiedenste Gegensatz mit der regelmäßigen Zierlichkeit der Frau von Lafayette, dem glänzenden Schmucke der Frau von Riccoboni und den kunstvoll gefeilten Perioden der Frau von Genlis.

Mitten in diesem Gefühlssturme, der mehr oder weniger der Charakter aller Frauenromane dieser Periode ist, erhebt sich aber auch ein keimendes Moralgefühl, und der religiöse Sinn, der in vornehmen und geringen Familien sich allmälig wieder Eingang verschaffte, übte seine Gewalt auch auf einzelne Erzeugnisse in der schriftstellerischen Welt. Eine wohlthuende Wärme und Innigkeit spricht uns aus den Romanen der Madame Cottin an. Auch sie hat menschliche Leidenschaften in ihrer Claire d'Albe,

Malvina, Amelie Mansfield, Mathilde und den Verbannten in Sibirien geschildert, aber sie verweilt nur bei dem, was auf edle und tugendhafte Weise anregt. Und wie sie selbst eine Frau von sanftem und reinem Charakter war (den Ertrag ihres erstgenannten Romanes bestimmte sie zur Unterstützung eines aus Frankreich verbannten Freundes), so herrschen auch in ihren Romanen frommer Sinn, Demuth und sich selbst verleugnende Ergebenheit in einem solchen Grade, daß Frau von Rémusat mit vollem Rechte behauptet hat, es empfände das Gemüth bei diesen Romanen weit mehr tugendhafte Rührung als selbst in Rousseau's Neuer Heloise. Denn Rousseau hat seiner Clara ganz die philosophische Gleichgültigkeit des Jahrhunderts gegeben, welche den Frauen so übel steht und für sie nur ein sehr geringer Schutz ist. Dieselbe Zartheit des Charakters, wie bei Madame Cottin, war auch der Person und den Schriften der Frau von Souza eigen. Ihr erster Roman Adèle de Sénanges ist ein köstliches, kleines Buch, wie man es in der alten, feinen Literatur vor der Revolution gern hatte, voll der behaglichsten Ruhe, so daß man durch Nichts an die Umstände erinnert wird, unter welchen es die Verfasserin im Jahre 1793 herausgegeben hatte, als sie verbannt in England lebte, ihr Gemahl unter der Guillotine gefallen war und sie nach dem Verluste ihres Vermögens für sich und ihren jungen Sohn der traurigsten Zukunft entgegensah. In dem Buche aber ist keine Klage, kein Vorwurf, das Herz dieser Frau ist mild, ihr Sinn freundlich geblieben, wie in den Tagen ihres Glücks. Ebenso ist in ihren übrigen Romanen, welche dieser und der folgenden Zeit angehören, überall dieselbe erquickliche Stille und Be-

haglichkeit wahrzunehmen und eine meisterhafte Schilderung der Leidenschaften und Gefühle des weiblichen Herzens, welche sich nicht mit der öffentlichen Meinung in Widerspruch stellen wollen, sondern von der Empfindung und Sitte beherrscht und gezügelt werden. —

Der für Frankreich so entscheidende achtzehnte Brumaire ward es auch für die Frauenwelt. Von jetzt an galt es als Auszeichnung, in Malmaison und St. Cloud erscheinen zu dürfen, an den Mittagsgesellschaften des ersten Consuls Antheil zu nehmen, den militärischen Schauspielen beizuwohnen und ein freundliches Wort des Gebieters zu erhaschen, dessen rauher Tadel mehr als einmal Thränen aus schönen Augen lockte. In den Salons machte sich die soldatische Freiheit bemerklich, der republikanische Siegerstolz und die aufgeblasene Plumpheit der Neureichen verdrängte die feine Höflichkeit und die Rücksicht auf Geburt und Stand, Gespräche über Krieg und Schlachten traten an die Stelle einer heitern und geistreichen Unterhaltung und wo die Opposition sich zeigte, wie in dem Salon der Frau von Stael und in den Gesellschaften der Vorstadt St. Germain, konnte sie sich nur durch beißende Spöttereien an dem Gewalthaber rächen. Der Ruhm Frankreichs verschlang immer mehr alle Gedanken der Männer, viele Frauen dachten ebenso, aber die, welche die Revolution zu Gattinnen und Müttern gemacht hatte, sahen auch in den Gefahren der Kriege fortwährend ihr Theuerstes ausgesetzt und zitterten in der Heimat für das Leben ihrer Lieben. So machten sich nach vierzehn Kriegsjahren endlich die unterdrückten und geängstigten Gefühle Luft und die Klagen der Mütter und Gattinnen wurden der erste Ruf zur Freiheit.

IV.

Die Entwicklung der modernen Kunst aus der antiken bis zur Epoche der Renaissance.

Von

Eduard Kolloff.

Die vorherrschende Neigung unserer Zeit, Alles zu generalisiren, die unselige Manie, Alles mit sentenziös hingeworfenen Machtsprüchen zu entscheiden, die heillose Wuth, Alles auf die Spitze zu treiben, hat in der neuern Kunstgeschichte die einseitigsten, unhaltbarsten Ansichten aufgebracht. Jedermann gesteht ein, daß es auf dem Gebiete der Kunsthistorie nur sehr wenige Punkte gibt, worüber nicht Grenzstreitigkeiten erhoben werden können, und so oft dieselben ausbrechen, wirft Jeder seinem Gegner vor, er schlage nur das an, was in seine Theorie und in sein System passe. Dieses ausschließliche, absolute Verfahren hat sein Gutes und Schlechtes: es bildet tüchtige Künstler, aber verderbliche Kunstkritiker und Kunsthistoriker. Mit Ausnahme weniger Universalgenies, waren alle bedeutenden Künstler der Vorzeit Menschen von ebenso beschränkten als energischen Anlagen, und von ebenso starrköpfigen als engherzigen Grundsätzen: gerade in ihrer engen Beschränkung und einseitigen Richtung haben sie es weit gebracht. Durch Geist, Zauber, Fertigkeit und Bravour der Ausführung erhoben sich Salvator Rosa und so viele andere magere Zeichner und zweideutige Coloristen zum Range von Meistern; durch Fülle, Klarheit, Dauer-

haftigkeit und Kühnheit des Effects stellten sich Guerchino, Caravaggio, Spada, Valentin, lauter Zeichner ohne Correctheit oder Würde, und Coloristen ohne Anmuth oder von geringer Feinheit, den berühmten Malern zur Seite; die Beschaffenheit und unaussprechliche Helle des Farbentons und Farbenauftrags an sich machten den Claude Lorrain groß und einzig in seiner Art, welcher doch in seiner Anordnung sehr ungeschickt, in seiner Ausführung sehr schwerfällig und überhaupt ein unbedeutendes Künstlerlumen war, ja vielleicht nur eine einzige Fähigkeit besaß, allein damit den hartnäckigsten Wettkampf mit der Natur einging und sie in ihren schönsten, reizendsten Ansichten glücklich überwand.

Alle diese Künstler sind unstreitig blind ihrem Instinkte gefolgt: Religion, Moral, Dichtkunst, Aesthetik ꝛc. waren für sie nur vorhanden, um ihren unbeugsamen, unduldsamen Willen und Geschmack daran auszulassen. Ein Kritiker oder Kunstgeschichtschreiber, der ihr Beispiel nachahmt, geräth unfehlbar auf Abwege. Es ist ein großer Unterschied, ob man Zeit und Mühe auf ein Werk wendet, welches Seele, Geist und Charakter Dessen abspiegeln soll, der sich als Vater dazu bekennt, oder ob man bloß die Werke Anderer kritisirt und ihren Geschmack und ihre Motive abschätzt; und es ist leicht einzusehen, warum die Methode, welche in dem einen Falle glückt, in dem andern verunglückt. Das Werk des Künstlers ist etwas Positives, Selbständiges, Dauerndes; die Arbeit des Historikers und Kritikers dagegen etwas rein Negatives, Abhängiges, Vorübergehendes, und zwar um so schneller Vorübergehendes, je mehr die Pflicht und die Verbindlichkeit der Kritik hintangesetzt wird. Die Kritik

hat die Pflicht, Alles anzunehmen, keinem eignen Geschmack zu huldigen, jedes Werk aus dem zu beurtheilen, was es darstellt und sein will, und auf diesem Fuße nachher strenge mit ihm abzurechnen. Sie ist ferner verbunden, die Einheit der Kunst gründlich zu kennen und fortwährend zu achten: wer aber die Einheit der Kunst kennt, weiß zunächst, daß kein Künstler und keine Schule je völlig darüber Herr geworden ist und daß noch keine Epoche, keine Form und keine Idee sich dieselbe hat ganz zu eigen machen können. Selbst unter den Künstlern eines Zeitabschnitts, bei denen die Familienähnlichkeit unverkennbar ist, bemerkt man die widersprechendsten, unähnlichsten Talente, Bestrebungen, Grundsätze und Leistungen. Vom abstrakten Standpunkte aus betrachtet, findet und befolgt jeder wahre Künstler, indem er seinem natürlichen Hange nachgeht, nothwendig irgend eine Kunsttendenz: und wer möchte behaupten, daß die Kunstwelt nicht Raum genug habe, um alle sich begegnenden lebendigen individuellen Kräfte unterzubringen und zu befruchten?

Wir Deutsche, bei denen jedes Ding unter der Sonne in die Zwangstiefeln der Terminologien eingeschnürt und auf das prokrustische Folterbett der Systeme gelegt wird, haben unter vielen andern Entdeckungen auch die Aesthetik und die Theorie der schönen Künste erfunden. Die Franzosen sind daher in dieser Beziehung billig unsere Vasallen geworden und haben uns ihren Tribut redlich abgetragen. Deutschland hat in ästhetischer Hinsicht auf Frankreich stärker influenzirt, als man vielleicht glaubt. Die Kunstkritik wechselte auf dem linken Rheinufer ebenso oft als auf dem rechten: denn die ausschließlichen, absoluten Systeme, welche das gemeinsame Band zerreißen,

das die Künstler aller Zeiten und Länder umschlingt, haben das Eigenthümliche, daß sie sich auf dem Felde der Aesthetik nicht lange halten und keine Wurzeln fassen können: der Menschengeist läßt einmal keinen Erbpachtcontract mit sich abschließen, welch hoher Werth auch zum Unterpfande angeboten werden mag. Was ist z. B. aus den Dogmen des großen Winkelmann geworden, welcher im vorigen Jahrhunderte als ein neuer Prophet oder wenigstens als ein kühner Reformator der Kunst auftrat? Nach Verlauf weniger Jahre sind seine Apostel ausgestorben, seine Scholiasten verschwunden und seine Conzile in ganz Europa auseinandergestoben. Wir sind nicht so tollkühn, behaupten zu wollen, Winkelmann habe Unrecht gethan, sich von den Saturnalien und Ausschweifungen der letzten Schüler der Coppel und Vanloo, des Pietro da Cortona und des Ritters Bernini mit Abscheu wegzuwenden und mit Inbrunst vor dem verstümmelten Piedestal der antiken Kunst auf die Knie zu werfen; aber wir glauben uns nicht gegen das Andenken des großen Forschers zu versündigen, wenn wir seine Einseitigkeit bedauern, welche das Gute verdarb, was man von seinem Anstoß erwarten konnte: man wird uns hoffentlich nicht der Vermessenheit und des Undanks zeihen, wenn wir fragen, was so viele prunkhafte, lange Reden über ideale Schönheit, so viele metaphysische Abhandlungen über die Bedeutung und Form der Antike, so viele trügerische Vergleiche, so viele absolute Bannflüche und angeblich für die Ewigkeit festgestellte Kunstregeln gefruchtet haben?

Der Enthusiasmus Winkelmann's für das classische Alterthum verdrehte den Künstlern die Köpfe, und es konnte nicht ausbleiben, daß ihr in blassem, bedeutungs-

losem antikischen Nachkopiren vergeudetes Künstlervermögen bald auf die Reige ging und die Auszehrung bekam, so reich sie auch ausgestattet sein mochten. Winkelmann befreite die Künstler seiner Zeit von den launenhaften, schmählichen Anfoderungen und mattherzigen, elenden Vorschriften eines in Verwesung übergehenden Geschmacks; aber er bürdete ihnen wiederum ein neues Joch auf. Jede Kunsttradition wurde über den Haufen gestoßen und alles selbständige Urtheil verrammelt; man erwartete die Wiedergeburt der Dinge nur von der Rückkehr zu den Grundprincipien, welche vor 3000 Jahren die Künstler von Athen, Sicyon und Aegina befolgt hatten, und zerstörte nach und nach die Identität der Kunst, welche in ihren Instinkten ewig ist und blos in ihren Formen wechselt. Raphael wurde mit den Caraccis, Bramante mit dem Ritter Bernini, Michel Angelo mit Algarde beseitigt. Die Kunstgebilde der thatenreichsten, vertrauenvollsten Jahrhunderte wurden ebenso schnöde abgefertigt, als die Bastardwerke der thatenlosen und frivolen Zopfzeit: die gesammte Kunstthätigkeit, welche sich unter dem kräftigen Impuls der christlichen Bildung entwickelt, die lange und schwere Ausgeburt des Mittelalters, blieb unbeachtet liegen, woraus natürlich sonderbare Vorurtheile entstanden. So sagte man z. B. weil die Kunst im zwölften oder dreizehnten Jahrhunderte wieder erfunden worden ist, so hat nothwendig geraume Zeit vergehen müssen, bis sie sich so weit heraufgebildet, daß es der Mühe lohnte, sie in Anschlag zu bringen. Was brauchte man das Lallen ihrer Kindheit zu belauschen und das betrübende Schauspiel ihrer kindischen Hülflosigkeit näher anzusehen? Es war genug, daß man ihr gelegentlich später einige Aufmerksam-

keit schenkte, als sie den Fallhut und die Windeln abgeworfen und Zeichen von Mannbarkeit gegeben hatte: denn, jenem System zufolge, schien die moderne Kunst in ihrer höchsten Blüte, zur Zeit Raphael's, Bramante's und Michel Angelo's, eine Bastardabkunft und nur deshalb einigen Werth zu haben, weil jene Meister aus eignem Antrieb zur antiken Kunst zurückgekehrt waren, deren Denkmäler sich plötzlich, man weiß nicht wie und von wem, restaurirt vorfanden. Diese restaurirten Bruchstücke sollten fortan alle Geister beschäftigen und Alles aufklären: man solle die Namen der großen Künstler des sechzehnten Jahrhunderts allerdings dem Gedächtniß einprägen, weil sie der Antike eine hohe Achtung bewiesen hätten; im Uebrigen aber müsse man ihnen jede Auctorität, jeden Einfluß abstreiten: es reiche hin, unmittelbar aus der kastalischen Quelle zu schöpfen, wo ihr Hauptverdienst hergeholt sei.

Das kritisch-ästhetische Gebäude, welches der kaltblütige Schwärmer aus der Altmark mühsam zusammenconstruirt hatte, schien für die Ewigkeit geschaffen; doch bald fiel hier und dort ein Stück davon ab, das Gezimmer wich aus dem Gefüge; ja, selbst am unerschütterlich gepriesenen Fundament gab hier und da ein Pfeiler nach, und endlich fiel das Ganze krachend in einander und begrub mehr als einen talentvollen Künstler in seinem Sturz, dessen Werke die Nachwelt verkennen wird; denn die Nachwelt ist strenge gegen alle Diejenigen, welche verkehrte Wege einschlagen.

Aus den Trümmern des Winkelmannschen Baus stieg sofort ein neues, nicht weniger ausschließliches Kunstsystem auf, wozu A. W. v. Schlegel, Tieck und Andre in ihren kritischen Schriften den ersten Grundstein legten.

In dieser neuen ästhetischen Schule ward durch einen allerdings sehr sinnreichen, in mancher Hinsicht treffenden, aber darum doch nicht allgemein haltbaren Ausspruch der charakteristische Unterschied der antiken und modernen (romantischen) Kunst dahin beschieden: es spreche sich erstere aus als geläuterte, veredelte Sinnlichkeit, als Poesie der Freude und des Besitzes, sich stützend auf die Gegenwart; — letztere hingegen als Schwermuth und Sehnsucht, als ein stetes Wiegen zwischen Erinnerung und Ahnung, Glauben und Hoffnung. Aber die geistreichsten Behauptungen verlieren ihren Werth und führen zu fatalen Extremen, wenn sie zu allgemeinen Sätzen, zu Grundprinzipien erhoben werden und doch nicht von der Art sind, sich bei näherer Würdigung auf ihrem ertrotzten hohen Standpunkte erhalten zu können. Gegen die allgemeine Gültigkeit des oben angeführten Ausspruches läßt sich unstreitig Vieles einwenden. Leuchtet nicht in der griechischen Kunst an den sinnlich schönsten Gestalten der jugendlichen Heroen, selbst am Apollo, ein trüber Anstrich von Schwermuth hervor? Ist die tiefe, geheimniß- und ahnungsvolle Wehmuth des Oedipus in Kolonos etwa der Ausdruck einer veredelten Sinnlichkeit? Bieten uns Correggio, Tizian und Murillo und andere christliche Maler nicht das schrankenloseste Entzücken, den jauchzendsten Jubel der Seele dar? u. s. w.

Um consequent zu bleiben und sich nicht in endlose Widersprüche zu verwickeln, mußten die Anhänger der neuen Schule, wie die Winkelmannianer, einen Theil der Kunstgeschichte vermauern. Sie schlossen nämlich so: wenn die Kunst im dreizehnten Jahrhunderte wieder erfunden worden ist, so hat unzweifelhaft eine höhere, übernatürliche

Ursache ihren Ursprung bewirkt; die göttliche Gnade hat sie wiedererweckt und gleich bei ihrer Geburt groß und einzig gemacht; denn Form, Idee und Wesenheit sind ihr offenbart worden. Eine so gnädige und wunderbare Offenbarung bedingt nothwendig Stillstand oder Fall. Die Kunst biß leider in den Apfel und wurde aus dem Paradiese gejagt, weil sie ihrem Urglauben, ihrer Urform die Treue brach, fremde Götter anbetete und in heidnischem Götzendienste den Keim der Vernichtung einsog. Die im dreizehnten Jahrhunderte geoffenbarte Kunst, voll himmlischer Schönheit, Anmuth, Milde, Unschuld, Kraft und Vollendung, war im sechzehnten Jahrhunderte schon nichts mehr, als ein widerlicher Leichnam, aus dem die Seele entflohen. Die Schuld liegt an Leonardo da Vinci, Bramante, Raphael, Michel Angelo, Correggio, Giorgione, Andrea del Sarto, Tizian u. s. w., welche den Realismus, Naturalismus, Materialismus, kurz die Abgötterei mit Form und Farbe eingeschwärzt und allen unsauberen Reminiscenzen der antiken Kunst Thür und Thor geöffnet haben, wogegen Gott die Barbaren und alle seine Geißeln ausgeschickt hatte. Denn daß die Kunstwerke jener und aller nachfolgenden Zeiten größtentheils ohne geistige Schönheit, ohne inneres göttliches Leben und ohne höhere, ideale Wahrheit sind, rührt daher, weil die christliche Erkenntniß und das göttliche Leben, der kindliche Glaube, die heitere Zuversicht, die innige Liebe, die innere Anschauung, die himmlische Erleuchtung und andächtige Begeisterung in Denen ausgestorben sind, welche sich für die Priester der Kunst ausgeben. Wer also Lust und Beruf in sich verspürt, die Kunst aus ihrem Verfalle zu erheben, der neige sein Haupt demüthig zur Erde und

bestreue es mit Asche: Denen, welche beten und sich kasteien, wird der Kunsthimmel des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts aufgethan. Halleluiah!

Dieses einseitige und absprechende System, welches, wie das vorige, von Deutschland ausgegangen, hat sich erst seit wenigen Jahren in Frankreich Bahn gebrochen, und schon ist ihm ein großer Theil der jüngeren französischen Künstler servil und fanatisch zugethan. In Kurzem wird sich ausweisen, wohin es führt; denn die gewöhnliche Dauer eines Menschenlebens reicht hin, solche Revolutionen entstehen und vergehen zu sehen. Das Winkelmann'sche System, obschon mit der größten Begeisterung unternommen, mit dem rastlosesten Eifer fortgesetzt, von den berühmtesten Federn gepriesen und von den imponirendsten Zeitereignissen begünstigt, hat nicht lange Stand gehalten. Als man sich in den Umarmungen der antiken Venus matt und müde gemacht hatte, bat man die von Winkelmann so arg verspottete Muse des Mittelalters um Hülfe und Vergebung. Es scheint, als wenn die Künstler zu stolz wären, um jemals einzuwilligen, ihrem Jahrhunderte anzugehören und auf die Ideen ihrer Zeit einzugehen und einzuwirken: aber was sie auch anstellen mögen, es wird ihnen nicht gelingen, sich in die schöpferischen Extasen des Fiesole, Gozzoli und ihrer naiven Vorgänger von Florenz, Siena und Umbrien zurückzuversetzen.

Den beiden eben angeführten Kunsttheorien liegt hauptsächlich die irrige Ansicht zum Grunde, daß die Kunst in den Verfallzeiten des römischen Reichs und der Barbarei wenig oder gar keine Lebenszeichen gegeben habe und so gut wie todt gewesen sei. In Folge dieses Machtspruchs

verschmte man jede Forschung über die noch vorhandenen Kunstwerke jener Periode und verlor alle Vortheile und Belehrungen, welche für die vervollkommnete Praxis und für die Theorie und Geschichte der Kunst daraus erwachsen konnten. Einen langen historischen Zeitraum, einen beträchtlichen Theil des frühern Völkerlebens stieß man mit Füßen von sich, wie wenn nichts davon des Bedauerns und Behaltens werth gewesen wäre. Aber verlohnte es sich nicht der Mühe, die Monumente jenes Zeitraums zu befragen, welche aus der ehrwürdigen Quelle des Alterthums geflossen und also über die von der alten Welt an die moderne vererbten künstlerischen Traditionen Auskunft geben konnten? Waren die rohen, unförmlichen Bauwerke der ersten christlichen Periode nicht treue Vermächtnisse der Vergangenheit, worin die Nationen ihre tiefsten und höchsten Ideen ausgesprochen, ehe sie eigene Sprachen und die Fähigkeit hatten, ihre Gefühle und Gedanken auf andere Weise auszudrücken?

Der flüchtigste Blick in die reichen antiquarischen Werke des Bosius, Arringhi, Ciampiani, Buonarotti, Bottari und so vieler anderer archäologischer Sammler, welche die Fragmente aus jenen Zeiten mittheilen, belehrt uns, daß es nicht damit gethan ist, die anonymen Baumeister, Bildhauer, Maler und Miniaturisten des Mittelalters mit vornehmem Achselzucken abzufertigen, wenn wir berechtigt sein wollen, über sie zu urtheilen. Zu dem Behuf muß man alle Zweige der Kunst während jenes ganzen Zeitraumes scharf untersuchen, welcher je nach den verschiedenen Kunstsystemen die Periode der byzantinischen Schule, der Verfallzeit, der Barbarei und des Mittelalters genannt wird. Auf diesem Felde, welches seither nur die Auf-

merksamkeit der Neugierigen und Archäologen angezogen hat, von den Künstlern aber ganz vernachlässigt worden ist, können Forscher und Künstler ihre höhere Weihe noch ruhmvoll beurkunden. Ein solches Unternehmen erfodert langwierige Studien und langweilige Abschweifungen; es gebricht mir an Zeit und Gaben, über einen so wichtigen Gegenstand würdig zu schreiben; möge das Folgende einstweilen nur als schwache Andeutung gelten; vielleicht findet mancher doch einen befreundeten Anklang in seiner Seele zu fernerem Nachdenken. Unser Leben ist ja ein gegenseitiges Mittheilen und da wird auch das Geringe und Unvollkommne nicht verschmähet und wird in dem Mehrbegabten oft ein Zünder hellerer Gedanken. Diese Andeutungen können vielleicht Einen oder den Andern, der sich berufen fühlt und dem es nicht an Rüstzeug fehlt, bewegen, in einer ausführlicheren Darstellung und Nachweisung an verschiedene Grundwahrheiten zu erinnern, welche die moderne Kunstgeschichte lange genug übersehen oder absichtlich verkannt und entstellt hat.

Es ist, wie gesagt, ein ziemlich allgemeines Vorurtheil, daß die Kunst in jener Periode fast so gut wie nicht vorhanden war. Man lieset in sehr ernsthaften und gelehrten Büchern, daß die Künste nach der Regierung Konstantin's gänzlich verschwanden und erst im dreizehnten Jahrhunderte wieder zum Vorschein kamen. Einige moderne Schriftsteller sind rücksichtlich des Ursprungs der neuern Kunst in demselben Irrthume wie die alten Griechen, welche uns auch einbilden wollen, sie hätten ihre Künste selbst erfunden; aber das können wir ihnen nicht glauben; es ist erwiesen, daß sie Vieles vom Orient her empfangen hatten und daß die Wiege ihrer Kunst bei den

Aegyptern, Etruskern, Phöniciern, Syriern zu finden ist. Es fragt sich, ob dieser Irrthum den Griechen hat Nachtheil bringen können; wir sind durch einen zu weiten Abstand von ihnen getrennt, um diese Frage genügend zu beantworten; jedoch möchten wir es beinahe glauben, weil der Irrthum selten ganz gleichgültig ist: was das analoge Vorurtheil der Modernen betrifft, so läßt sich der schädliche Einfluß, welchen dieser Wahn ausgeübt hat, mit Händen greifen.

Bemerken wir zuvörderst, daß diese Annahme etwas ungemein Peinliches hat und dem gesunden Gefühle Ohrfeigen gibt. Die europäische Kunstfinsterniß hätte also von Konstantin bis kurz vor den ersten Mediceer, d. h. die ganze Periode hindurch gedauert, welche der Sturz des römischen Reichs, die Einfälle der Barbaren, die Ketzerstreitigkeiten, die Feudalkriege und die Kämpfe der deutschen Kaiser mit den römischen Päpsten ausfüllen: ein Zeitraum von mehr als tausend Jahren, wo wir in dem damals an der Spitze der Bildung stehenden Italien eine so überreiche Fülle von großen Begebenheiten, großen Männern und großen Dingen auftauchen sehen, daß seine Geschichte ein unentwirrbarer Knäuel geworden ist und das stärkste Gedächtniß in Verlegenheit bringt, wenn es alle Berühmtheiten dieses Landes und Volkes hernennen soll, da jedes Dorf und jede Familie historische Namen aufzuweisen hat. Wäre es denkbar, die Kunst sei bei dieser lebenskräftigen Nation so weit heruntergekommen, daß sie keine Spur mehr zurückgelassen und ganz von neuem hätte wieder erfunden werden müssen? Inmitten dieser rastlosen Strebsamkeit und Thätigkeit ist auch die Kunst lebendig geblieben; sie hat, wie die ganze neuere Bildung, ihre

guten und schlimmen Tage gehabt und Manches verloren, aber auch Manches gewonnen. Die europäische Bildung ist nie unterbrochen, sondern nur umgestaltet worden, und die Kunst hat ihr Schicksal getheilt; denn die Kunst ist die Begleiterin der Menschheit und dem allgemeinen Culturgesetze unterworfen: sie hofft und leidet, sie schlummert und erwacht mit ihr, aber sie ist auch ebenso unvergänglich als die Menschheit. Wäre die Kunst sterblich gewesen, so würden wir ihre Wiederauferstehung nicht erlebt haben, und hätte die Menschheit sie so lange entbehren können, würde wenig daran gelegen haben, wenn sie ganz ausgestorben wäre. Allein es gibt Beweise in Menge, daß die Kunst damals am Leben war, und nicht blos in Italien und Griechenland, sondern auch in dem übrigen Europa von Norden nach Süden, und im Orient, in Persien, Indien, China u. s. w., wo sie, wie die ganze Bildung jener Länder, sich in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten hat: ein augenscheinlicher und neuer Beweis, daß zwischen der Kunst und dem gesellschaftlichen Zustande ein solidarisches Verhältniß besteht.

Mancherlei Ursachen und Begebenheiten haben allerdings auf den Glauben bringen können, daß die Kunst in jenen Zeiten mit allen ihren Resultaten und Mitteln verloren gegangen; allein diese Ursachen und Begebenheiten sind nicht genau geprüft und in ihren Folgen übertrieben worden. Man beruft sich besonders auf vier Hauptfacta:

1) Die Excesse der römischen Kaiser;

2) die heftigen Ausfälle der ersten Kirchenväter auf die Kunst;

3) die Zerstörungen der Bilderstürmer; und

4) die Verheerungen der Barbaren.

Diese Thatsachen sind allerdings mehr als genug, um die Einbildungskraft zu erschrecken und den Kopf mit Ideen von Ruinen, Trümmern und Katastrophen aller Art anzufüllen; jedoch ist deswegen noch kein hinreichender Grund vorhanden, daß die Künst unter den Nationen vertilgt worden.

In Bezug auf den ersten Punkt geben wir zu, daß die römischen Kaiser arge Kunstexcesse begangen und den verderblichsten Einfluß auf die Kunst geübt haben, welche übrigens bei den Römern schon in ihrem Entstehen gefälscht worden war. Es erklärt sich dieses aus ihrer Geschichte. Räubergesindel hatte die Stadt gegründet; um gezügelt zu werden, bedurfte es strenger Gesetze, strenger Götter und strenger Sitten. Nothwendigkeit und Instinkt machten die Römer zu einem furchtbaren Soldatenvolk, das in acht Jahrhunderten einen großen Theil der bekannten Welt unterjochte. Die ersten sechs Jahrhunderte hatte es nicht Zeit, sich des Schönen und Guten daheim im Stillen zu freuen, und ward mit seinen gewaltigen Begierden immer nach Außen gerissen. So erwuchs ein rauhes Geschlecht, das den Genuß verachtete, weil es nicht mit Schönheit genießen konnte, oder wenn sie einmal ein Uebriges thaten, so waren sie ganz wie rohe Soldaten, die ihre Schlacht geschlagen haben und nun im wildesten Genuß für die Kürze desselben Entschädigung suchen. Als die Griechen ihre Sprache, ihre frohen und leichten Sitten, ihre Kunst und ihren Luxus mit allen seinen Lastern nach Latium verpflanzten, wurden die dornigen Waldbäume an zu vielen Stellen geimpft, der wilde Saft floß zu schnell aus und die Impflinge konnten nicht einfassen. Ihre Verfeinerung ward übereilt und nie mehr kam ihnen

das gehaltene Maß in der Beweglichkeit und das unbewußte Spielen mit der Freude. Sie lebten und genossen als Sünder mit gräßlicher Wuth, als ihres Staates Herrlichkeit zerfiel. Daß ihre tändelnden Poesien fast alle unzüchtig, ihre verfeinertsten Genüsse fast alle halbbarbarisch, ihre größten Gelehrten und Künstler fast alle freigelassene Sklaven und Kriegsgefangene sind, ist der beste Beweis für das Ebengesagte. Am allermeisten aber sprechen dafür die letzten Zeiten ihrer Geschichte. Die Belagerung Korinths, wo der dickköpfige Mummius die Urrohheit und Barbarei seines Volkes repräsentirt hatte, ist kaum vorüber; das Rauben und Stehlen der Proconsuln steht noch in frischem Andenken; die Wunden Griechenlands bluten noch und die Fruchtbarkeit des griechischen Genius ist noch nicht vertrocknet, als die Römer, die Herren der Erde, bereits blasirt sind und sich in unersättlichem Heißhunger und endlosen Capricen erschöpfen. Sie wollen immer und ewig etwas Neues, und das Neue für sie ist eine stets größere Pracht, ein immer zügelloserer Luxus. Der alte ehrwürdige Vitruv macht ihnen bereits im Augusteischen Zeitalter strenge Vorwürfe und prophezeit die letzten Folgen dieser Excesse in Kunst- und Geschmackssachen. Unter Tiberius und August beklagt sich das römische Volk über die unanständige Knauserei des Augustus, welcher doch bei seinem Tode voll süßer Selbstbewunderung geäußert hatte: „Ich habe eine Stadt von Lehm vorgefunden, und ich habe ihnen eine von Marmor aufgebaut." Nero steckt dieses verschönerte Rom an allen vier Ecken in Brand, weil es ihn nicht mehr freut, sondern langweilt, weil er es schon lange so kennt und gern eine neue Stadt bauen möchte; er verschont nicht einmal die golde-

nen Statuen, welche ihn als Gott darstellten und die 120 Fuß hohe Leinwand, worauf er als göttlicher Harfenspieler abgebildet war. Das ganze Prunken und Prahlen mit Macht und Reichthum von August bis Konstantin, wobei man von Excessen zu Excessen, von Wundern zu Wundern übersprang, war im Grunde nichts als eine fortwährende Orgie. Für die Kunst hatte diese unnatürliche Gier nach Verwunderung, Verschwendung, Ausschweifung, Reichthum und materiellem Kitzel die unvermeidliche Folge, daß Aspect, Ordnung, Schicklichkeit, Schönheit und Regelmäßigkeit sich immer mehr verschlechterten. Aber man würde doch zu weit gehen, wenn man sagen wollte, die Römer hätten bei ihrem bis zur Raserei gesteigerten Kunsttreiben jedes vernünftige Ebenmaß und jede sinnreiche Erfindung verloren. Die Ideen des Schönen, Schicklichen und Regelmäßigen hängen zu innig mit der menschlichen Natur zusammen, als daß man sie ganz herausreißen könnte. Die aus jener Zeit übrig gebliebenen Monumente und Ruinen dienen als Beweise. Die Trümmer von Spalatro, worunter man noch ganz gut erhaltene Theile eines der letzten großen Bauwerke der Römer, des Diokletian'schen Palastes, findet, sind sprechende Zeugen, daß die Kunst, trotz des ausgeartetsten Geschmacks, dennoch eine gewisse Schönheit und Würde hatte. Wir verweisen ferner auf die köstliche Basilika der heil. Agnes (extra muros) in Rom, welche unter Konstantin und allem Anscheine nach von einem frommen Schüler des schönen Alterthums zur Zeit des Augustus und Vitruv gebaut wurde. Gehen wir noch tiefer hinab, in die Zeiten nach Konstantin, so finden wir in Konstantinopel die unglückliche Sophienkirche, welche fünfmal von oben bis

unten zerstört und am Ende eine Moschee geworden ist. Zwei Architekten und Bildhauer aus den alten griechischen Schulen von Thralles und Milet, während der Regierung Justinian's, sind die Urheber dieses bewunderswürdigen Baus, welcher, troß seiner unleugbaren Mängel, den großen Meistern der späteren Jahrhunderte zum Vorbild gedient hat, namentlich bei der Markuskirche in Venedig und bei der Peterskirche in Rom.

Was den zweiten Punkt, die heftigen Reden der Kirchenväter gegen die Kunst anlangt, so wollen wir denselben keineswegs verheimlichen, sondern vielmehr recht ins Licht stellen, da wir mancherlei Schlüsse daraus herzuleiten gedenken.

Man frage sich einmal, was die Stifter des Christenthums, welche kaum den Verfolgungen des Diokletian, Maximin und Galerius entronnen waren, von der Kunst und ihren Vortheilen, Lehren und Einflüssen halten mußten und was sie davon erwarten konnten, als Konstantin die neue Religion mit seinem Kaisermantel zu bedecken geruhete. Die Kunst erschien den strengen, unbeugsamen Veteranen der streitenden Kirche nothwendig für die heidnische Sittenverderbniß und Gottlosigkeit verantwortlich, welche sie ausrotten wollten und wogegen das Blut Christi und so vieler Märtyrer unausgesetzt protestirt hatte. Ihr erster Ausspruch war demnach ein Bannfluch gegen die Architektur, Bildhauerei und Malerei, welche im Alterthum den Aberglauben auf eine so handgreifliche Weise befördert, allen Privat- und öffentlichen Lüsten geschmeichelt, in Hellas eine Phryne und Lais als Ideale vergöttert und in Rom alle Laster und Schwächen der Fürsten apotheosirt hatten.

Aber das über die Kunst verhängte Verdammungsurtheil hatte wenig auf sich, wenn man nicht die Völker und Fürsten dem Kunstgenuß abspenstig machte, worin sie so lange geschwelgt hatten; und das war keine geringe Aufgabe. Das Gefühl für Kunst und die Vergötterung der Form waren im Ganzen vielleicht die zähesten Ueberbleibsel des Heidenthums. Der strenge, schmucklose, christliche Cultus und die Entsagungstheorien, welche die Anachoreten zu predigen und zu prakticiren anfingen, eigneten sich wenig dazu, die alten und neuen Völker dem christlichen Glauben zu gewinnen, da die einen ohne allen sittlichen Halt und die anderen nach den errungenen Freuden der Civilisation lüstern waren. Der Verschönerungssinn und Bilderdienst, welchen die spiritualistische Lehre Christi von vorn herein verwerfen mußte, hatte sich bereits in die düsteren, unheimlichen Grabgewölbe eingeschlichen, wo sie das erste Obdach gefunden. Die christliche Politik wurde eher in der Welt mächtig, als die christliche Moral. Die Scheu und Ehrfurcht, welche die Diener der Kirche ihrem ersten Beschützer Konstantin dem Großen fortwährend einzuflößen wußten, legt lautes Zeugniß davon ab. Die Welt war einmal noch heidnisch gesinnt und die Kirche, welche gern schnell zur Herrschaft gelangen wollte, ließ in vielen Stücken mit sich handeln. Von allen möglichen Seiten und aus allen möglichen Gründen strömten ihr Anhänger zu: die einen von Glauben und Ueberzeugung, die anderen von Neuerungssucht und Widerspruchsgeist, diese von wirklicher Begeisterung, jene von schlauer Berechnung getrieben: man unterzog sich den christlichen Dogmen mit kindlich frommem Gemüth, allein man commentirte sie auch mit gelehrten Spitzfindigkeiten. Die um-

sichtige, geduldige Kirche wollte nichts Unmögliches erreichen und ließ, wo es nur immer anging, die erbitternden, Gefahr drohenden Controversen in Ungewißheit schweben. Sie erlaubte den strengen Andächtlern gegen Luxus, Bilderskandal u. s. w. zu eifern, und gestattete den flaugläubigen Heidenchristen, sich am Kunstgenuß zu laben. Die Kirche konnte nicht gut anders handeln. Man bedenke nur einmal, was ihr Schirmherr Konstantin war, welchen wir für den merkwürdigsten Repräsentanten der anarchischen Kunst- und Ideen-Verwirrung jener Zeit halten.

Konstantin der Große ist in gewisser Beziehung ein viel absoluterer Typus des heidnischen Charakters, als jeder seiner Vorgänger. Seine Sitten und Handlungen, seine Welt- und Menschenverachtung, seine grasse materielle Gesinnung stempeln ihn zu einem echten Heiden. Kaum hat er den Maxentius besiegt, so erlaubt er den afrikanischen Städten, den Fürsten des flavischen Hauses, von welchem er abstammt, Tempel zu weihen und befiehlt oder, was auf eins hinauskommt, bewilligt dem Senat, ihm göttliche Ehre zu erweisen und seine Göttlichkeit auf Münzen zu verewigen. Er ist ein größerer Wüstling als Heliogabal und Caracalla; er übertrifft den Hadrian und Diokletian in Prachtliebe und Verschwendung; er plündert Rom, wie Rom einst Griechenland geplündert, um sich eine neue Stadt von Marmor, Porphyr, Granit, Jaspis, Gold und Bronze zu bauen; er erscheint nie öffentlich ohne sein langes, mit Gold und Seide durchwirktes Schleppkleid, ohne sein kostbares Diadem, ohne seine Halsketten und Armbänder, welche von Perlen und Edelsteinen knistern: er bevölkert die Sophienkirche mit 427 Statuen,

welche aus den heidnischen Tempeln Griechenlands und Asiens zusammengestohlen sind; er läßt seine Statue neben der des Heilandes und das Bild der Kaiserin Mutter Helena neben dem Bilde der heiligen Jungfrau aufstellen; er leert die Steinbrüche Phrygiens und der Insel Prokonese aus für seine vierzehn Paläste, vierzehn Tempel, acht öffentliche Bäder, für seinen Hippodrom und sein Forum, welches ringsum mit einem Säulengange umgeben war und auf jeder Seite mit einem Triumphbogen schloß, und in dessen Mitte sich sein kolossales Standbild auf einer 120 Fuß hohen Porphyrsäule erhob. Und wie Alles fertig ist, zerstört er seiner eignen Hände Werk und wird aus einem eifrigen Bildersammler ein wüthender Bilderstürmer, um bald darauf wieder ins entgegengesetzte Extrem zu fallen. So viel ich weiß, hat Konstantin der Große von allen Machthabern, Kaisern und Königen am meisten gebaut; Perikles, Alexander, August, Hadrian, Karl der Große, Julius II., Franz I., Ludwig XIV., Napoleon können sich nicht mit ihm messen; aber so viel ich weiß, hat er auch am meisten zerstört; Attila, Alarich, Odoaker, Alboin sind nicht mit ihm zu vergleichen; und in dieser doppelten Hinsicht charakterisirt Konstantin der Große vollkommen die Barbarei und Geisteszerrüttung seiner Epoche.

Unter seinen nächsten Nachfolgern änderte sich diese Lage der Dinge wenig. Die Schriftsteller, welche behaupten, die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion des römischen Reichs wäre der Kunst und dem guten Geschmack verderblich gewesen, sind in gleichem Irrthum mit denjenigen befangen, welche die Ansicht vertheidigen, jenes Ereigniß habe den Völkern im Gegentheil sofort

eine neue, bessere Kunst gebracht. Die gesetzliche Anerkennung des Christenthums hat diese absolute Folgen nicht gehabt und nicht haben können. Die Ursachen der Kunst- und Geschmacksverwilderung waren schon vorher da, und die Lage der antiken Kunst, welche allmälig in den schlafffsten, gleichgültigsten Eklektismus ausgeartet war und ohne Wahl und Qual Alles durch einander würfelte, konnte nicht leicht schlimmer werden. Konstantin handelte ganz im heidnischen Geiste und änderte durchaus nichts an der antiken Kunst, woran bereits alle seine Vorgänger ihre Launen und Verrücktheiten ausgelassen hatten und welche, wie ein Kranker, der jede Hoffnung auf Rettung verloren, Alles mit sich machen ließ. Obschon sie allerdings immer tiefer und tiefer herunterkam, so scheint doch Konstantin nicht Schuld daran zu sein.

Die christliche Religion steuerte ihrerseits nichts Festes, Bestimmtes bei, was die antike Kunst hätte heben, umbilden oder ersetzen können. Sie stieß die Kunst zurück oder duldete sie wie ein nothwendiges Uebel, wobei man die Augen zudrücken müsse. Wir wissen nicht, wo die neue Kunstoffenbarung des Christenthums in jenen Zeiten zu suchen wäre. In den Katakomben und unterirdischen Kirchen finden wir überall die heidnischen Formen, wie sie eine träge Künstlerhand den christlichen Bedürfnissen angepaßt und zugestutzt hat: das Kreuz ist auf einem antiken Sarkophag ausgehauen; das Lamm und die Taube sind an die Stelle der alten Wandgemälde getreten; und wenn die ersten christlichen Maler oder Bildhauer etwas Anderes darstellen wollen, als diese Ursymbole, so bleiben sie in Auffassung und Anordnung, im Costum und Wurf der Gewänder, in Haltung und Verzierung ganz bei der

antiken Weise. Selbst von dem Lügengewebe der alt=griechischen Allegorie hat man so viel zugelassen, als die Heiligkeit des Orts und der Ernst der Umstände gestattete. Christus figurirt als leierspielender Orpheus, der die wilden Thiere bezähmt und bezaubert; der gute Hirte ist als Merkur abgebildet, der unter einem Baume sitzend Flöte bläset und Schafe hütet, oder als Faun, der das verirrte wiedergefundene Schaf auf seinen Schultern in den Stall zurückbringt. Maria erscheint als römische Matrone, die Hände nach antiker Weise zum Gebet erhoben; und die Kirche wird ebenfalls als römische Matrone, in der Linken die heilige Schrift haltend, mit der Rechten segnend dargestellt.

Aber nicht blos in den alten Krypten und neuen Palästen, Bädern, Triumphbögen, Säulengängen u. s. w. unter und noch lange nach Konstantin dauert die antike Kunstweise fort, sondern auch in den neuen Kirchenbauten sind keine Spuren einer eigenthümlichen, ausschließlich christlichen oder wenigstens offenbar umgeschmolzenen Kunst anzutreffen. Wenn die neue Religion die alten heidnischen Tempel verschmähete, so scheint die Ursache davon keine andere zu sein, als weil sie dieselben nicht gebrauchen konnte. Die heidnischen Gotteshäuser boten dem Volke blos ihre äußeren Hallen und Säulengänge; das Innere, die enge, dunkle Cella war nur den Priestern zugänglich. Der christliche Tempel dagegen sollte die Menge in seinen Schoos aufnehmen und eine geistliche Freistätte für Priester und Laien abgeben. Der Kunst ward somit allerdings ein neuer Beruf und Wirkungskreis eröffnet, aber es sollte noch lange dauern, bis sie denselben erfüllte.

Die Kirche legte anfangs keinen hohen Werth auf

die Hülfe der Kunst, sondern hielt vielmehr jedes eitle, neugierige Forschen und profane Bemühen in einer gewissen ehrerbietigen Entfernung: sie betrachtete den menschlichen Körper als ein übertünchtes Grab und sprach noch nicht von der Schönheit Christi und seiner Mutter. Jedes Gotteshaus war ihr recht, wenn es nur hell und geräumig war. Machten der Kaiser und seine Freigelassene und Verschnittene größere Anfoderungen, so ließ die Kirche ruhig gewähren, und da sie nichts Neues anzubieten hatte, so entlehnte man der antiken Kunst ihre alten Hülfsmittel und abgenutzten Zierathe. Wir sehen, daß die Kirche nicht blos die antike Basilika in unveränderter Gestalt für den Gottesdienst annimmt, sondern daß sie auch denselben Plan und dieselbe Anordnung für die zahlreichen Gebäude beibehält, welche die schnelle Ausbreitung des neuen Cultus nothwendig macht. Und was noch auffallender, nicht einmal für die Aufstellung des Bildnisses Christi erfindet die Kirche etwas Neues und Besonderes; sie benutzt dazu den alten Raum im Augusteum der Abseiten, wo sonst das Bildniß des Kaisers stand.

Die Christen verrichteten also fortan ihre Andacht ungestört an derselben Stelle, wo noch unlängst der Prätor zu Gericht gesessen und sie zum Tode verurtheilt hatte, oder wo sonst die Kaufleute ihre Geschäfte abschlossen. Ob die Kirche, im Bewußtsein ihrer zukünftigen Macht, durch die Besitznahme der Gerichtshöfe und Börsen des Alterthums zu verstehen geben wollte, daß sie eines Tags der Staatsregierung die Administrativgewalt und Gerichtsbarkeit streitig zu machen gedächte, — bekümmert uns hier wenig; das Wesentlichste für uns ist, daß ein rein heidnischer Bau Muster und Vorbild des christlichen Tem-

pels wurde. Das oblonge mit einem Halbkreis schließende Schiff, bisweilen mit einem andern Schiff quer durchschnitten, die langen inwendigen Colonnaden, die Abseiten, kurz Alles, was zur Basilikalform gehört, nimmt noch heutzutage nach so hundertfältigen Umänderungen eine wichtige Stelle in der christlichen Baukunst ein. So viel kann man mit Recht behaupten, daß das Christenthum lange Zeit nach Konstantin dem Großen nichts Neues in der Kunst aufgebracht hat, weßhalb viele Autoren das Ende der antiken Kunst immer weiter hinausschieben und einige keinen Anstand nehmen, es in die Regierungszeiten des Phokas und Heraklius, d. h. 300 Jahre nach Konstantin dem Großen, also ins siebente Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung zu verlegen.

Zu bemerken allerdings ist, daß das Christenthum von nun an in seinem unversöhnlichen Haß und Groll gegen Bildnerei und Schmucksachen nachließ und sich der einzig damals bestehenden, antiken Kunst erbarmte, welche ganz entstellt, abgemattet und abgelebt, kurz im Zustande des tiefsten Verfalls war. Fühlte die Kirche bereits ihre Autorität erschlaffen und ihre alten Grundpfeiler wanken? Rühren etwa aus jenen Zeiten die ersten Uebertretungen der strengen Satzungen und die ersten Symptome eines profanen Geschmacks und einer weltlichen Sinnesrichtung her, welche der katholischen Kirche Verderben bereiten sollten? Fällt endlich in jene Epoche der erste Schimmer der Wiederauferstehung der Kunst, welche im sechszehnten Jahrhundert ihre glorreiche und skandalöse Vollendung erreichte? Der Schritt Bonifaz III., welcher das Riesenheiligthum des römischen Polytheismus, das Pantheon Agrippa's, sühnte, indem er es der heiligen Jungfrau und

den christlichen Märtyrern weihete, war im Grunde nichts, als die Einleitung zu dem kühnen Unternehmen Julius II., welcher, 900 Jahre später, ebenfalls ans Pantheon denkend, in der Hauptstadt der Christenheit die alte Basilika Petri niederzureißen wagte, für welche doch so unzählig viele ruhmvolle und rührende Erinnerungen Gnade! riefen, um einer Entweihung vorzubeugen, welche vielleicht in der ganzen Weltgeschichte ohne gleichen und bei weitem nicht so schrecklich ist, als die Einschwärzung des Apoll, Merkur, Bacchus, Antinous, der Venus, der Hermaphroditen und der übrigen Antiken in die Säle des Vatican und in die päpstlichen Villas, so sehr man auch darüber geschrien hat. Ausgemacht ist, daß die im siebenten Jahrhundert von Bonifaz III. nach Konstantinopel gesandten Legaten das Primat des römischen Stuhls anerkennen ließen, und der Kaiser Phokas dem Cyriakus verbot, sich den Titel eines ökumenischen Patriarchen beizulegen. Die Kirche hielt sich damals für geborgen: ein für jede Macht verderblicher Gedanke, weil sich darin bereits ein Vergessen der Vergangenheit und eine Drohung für die Zukunft ausspricht. Das Christenthum war in der That Herr von ganz Europa, oder wenigstens nahe daran, es zu werden. Das Kreuz dominirte in der alten Welt; die heidnischen Schulen von Alexandrien, Athen, Antiochien und Karthago hatten ihr letztes Gift ausgespien; die uncultivirtesten Barbarenvölker standen auf dem Punkte, Christen zu werden; selbst die gigantischen Hoffnungen und die rasende Begeisterung des Muhamedanismus waren gedämpft und in Schranken gewiesen. Noch ehe Karl Martel aufgebrochen war, hatte der Architekt Kallinichus über den Orient gewacht und das griechische Feuer verbrannte

bereits die muselmännischen Flotten. Grade dieser Moment der aufsteigenden Macht des Christenthums, welchen man sonst die Nacht des Mittelalters nannte, ist bis auf den heutigen Tag noch nicht gehörig beleuchtet und studirt worden, wie es der Mühe lohnte. Diese Lücke, an deren Ausfüllung wir hier nicht denken können, hat die moderne Kunstgeschichte auffallend verdunkelt.

Thatsache ist, daß die jeder Unruhe überhobene Kirche sich endlich mit Wohlwollen und aus freiem Antrieb zur heidnischen Kunst hinneigte, welche vor ihren Füßen röchelte. Sie nahm ihre letzten Hervorbringungen in Schutz und sammelte, soviel Scham und Anstand erlaubten, ihre alten Meisterwerke; es wurde mehr als ein Götzenbild in ihren heiligen Räumen geborgen, selbst zu der Zeit, wo die Kaiser die Edikte wegen des Bilderverbots schärften und erneuerten. Ihre Peristyle, Portiken und Katakomben füllten sich mit Allem, was ihrem Geschmacke zusagte, wie: Altäre, Dreifüße, Vasen, Lampen, Säulen, Kapitäle, Basreliefs, Sarkophage und Mosaiken. Ja noch mehr: die Kirche war drauf und dran, sich in einen Kampf einzulassen, der für sie gefährlich werden konnte. Wie wir bereits oben gesagt haben, beabsichtigte anfangs die Kirche, die delikate Bilderfrage unentschieden zu lassen. Der Kaiser Leo III., ein strenger und in seinem Glauben aufrichtiger, allein von einem unüberlegten Eifer und Herrscherstolz beseelter Mann, wollte jedoch in dieser Angelegenheit einen Machtspruch thun. Die Kirche widersetzte sich und vereitelte die Hoffnung der Bilderstürmer, obschon sie durch die angestrengteste Bemühung und die lange Regierung dreier Fürsten von der isaurischen Race aufrecht erhalten und unterstützt wurde, welche dem byzantinischen

Kaiserthron vielleicht die tüchtigsten von allen Regenten geliefert hat. Diese anhaltende, erbitterte Fehde, wobei die römischen Päpste einen so kühnen Muth und die byzantinischen Kaiser eine so aufbrausende Leidenschaftlichkeit an den Tag legten, entschied wahrscheinlich das Schicksal der Kunst in Europa, oder war wenigstens der Grund, fast möchten wir sagen, der sichtbare Vorwand ihrer Entwicklung und Ausbildung; und man dürfte vielleicht sagen, daß die Künste in jenem Augenblick von der römischen Kirche gerettet wurden.

Es konnte in der That eine schlimme Wendung für die Kunst nehmen, wenn die jungen abendländischen Nationen sich einfallen ließen, über die wichtige Frage nachzudenken, zu deren Ausgleichung man ihre Conzile und Soldaten berief. Da sie nicht so sklavisch der Form anhingen und überhaupt nicht so viele Bedürfnisse hatten, als die alten Racen des Orients und des Südens, so stand zu besorgen, daß sie den Streit in dem strengsten Sinne schlichten würden. Wir machen hier keineswegs eine überflüssige Voraussetzung; jener heillose Conflikt hätte beinahe Alles über den Haufen gestoßen. Karl der Große war nahe dran, sein gewichtiges Schwert in die Wagschale zu werfen und für den Zorn des Isauriers und die Brutalität Mahomed's Partei zu ergreifen. Er wollte selbst ein Buch gegen die Bilder dictiren, und die in Frankfurt versammelten fränkischen und deutschen Bischöfe, 300 an der Zahl, misbilligten einstimmig das abgöttische Beginnen Roms, welches Konstantinopel in den Bann that, weil es den Bildern Anbetung und Achtung verweigerte Ohne das kluge und gescheite Benehmen Hadrian I., welcher durch seine diplomatische Nachgiebigkeit den Sturm

beschwor und bald durch ausweichende Antworten, bald durch gänzliches Stillschweigen diesen hitzigen Streit abkühlte, hätten die neueren Völker vielleicht keine andere Kunst erhalten, als die unpersönliche, ausdruckslose Kunst der Levantiner und Mauren. Wenn die Religion die Kunst mit solcher Strenge geregelt hätte, so würde sie nicht haben fortschreiten können. Die Ikonoklasten waren ganz derselben Meinung wie die Muhamedaner, welche die menschliche Gestalt aus ihren künstlerischen Darstellungen ausschlossen; und Jedermann wird zugeben, daß die Folgen eines solchen Ausschlusses sich nicht berechnen lassen. Hadrian I. willigte deshalb ein, das Frankfurter Conzil anzunehmen und suchte den Sinn des Conzils von Nicäa herumzudrehen. Obschon die Beschlüsse beider Conzile im Widerspruch standen, so wurden sie doch zu gleicher Zeit für vollgültig erklärt und bekamen dieselbe Autorität. Die Franzosen und Deutschen verwarfen aber die Bilder nicht geradezu, was sie unfehlbar gethan haben würden, wenn der Papst den Streit angefacht hätte, anstatt ihn zu beschwichtigen; allein sie erwiesen ihnen auch keine Verehrung. Die Spanier und Italiener dagegen beteten die Bilder wirklich an und täglich feierte man die wunderbare Fürsprache und Dazwischenkunft dieser Localgottheiten. Dies ist ein wesentlicher Punkt, welcher in der Kunstrichtung dieser verschiedenen Völker zu bemerken ist und vollkommen die verschiedene Physiognomie ihrer religiösen Werke begreiflich macht.

Wir möchten indeß keineswegs die Behauptung wagen, daß die Kirche, als sie gegen den imposantesten Willen der byzantinischen Kaiser und der deutschen und fränkischen Bischöfe opponirte und die größten Gefahren und

Alternativen einging, sich ihres Handels im obigen Sinne klar bewußt war. Sie zog daraus zu materielle, unmittelbare Vorzüge, als daß sie dabei viel an die Zukunft gedacht zu haben scheint; sie rechnete ohne Zweifel auf die Zustimmung der Völker und trat ihren natürlichen, beobachteten Tendenzen und Eigenthümlichkeiten nicht zu nahe, welches aber mehr für ihr Glück, als für ihre Einsicht entscheidet.

Der Schicksalslauf der Dinge bewirkte übrigens mehr noch als die Klugheit der Menschen, daß die antike Kunst in dem Augenblick ihres Verschwindens einen großartigen Aufschwung nahm, welchen viele Kunsthistoriker verkannt haben. Als die Kirche einmal Partei ergriffen und ihr Banner entfaltet hatte, förderte sie nicht blos die Entwicklung und den Fortschritt, sondern auch die Ausbreitung der Kunst. Die griechischen und italienischen Künstler traten in die Orden, gesellten sich zu den Missionen und trieben Religion und Kunst mit gleichem Bekehrungseifer. Die byzantinische Kunst verbreitete sich in kurzer Zeit über die ganze Erde und wurde einer der mächtigsten Hebel der durch so unendlich viele Stürme und Umwälzungen gefährdeten Bildung. Der byzantinische Künstler kam überall hin und wurde selbst da aufgenommen, wo Priester und Mönch keinen Zutritt fanden, da er manche Zugeständnisse machen konnte, welche jene nicht machen durften. So kam die byzantinische Kunst, d. h. die antike Kunst in dem Zustande ihres tiefen Verfalls, nicht blos zu allen germanischen Nationen, welche sich im römischen Reiche niedergelassen hatten, sondern drang auch bis zu den Barbarenvölkern vor, die im Norden geblieben waren; durchkreuzte in allen Richtungen die volkrei-

chen Meeresküsten der slavischen Race; lebte mit dem Araber und Tataren so lange unter einem Zelte, bis sie sich eine günstigere Verfassung gegeben, und siedelte sich endlich sogar bei den Negern Abyssiniens an.

Wie sonderbar ist doch die Bestimmung der griechischen Kunst, wie bewundernswürdig die Eigenschaft ihres Princips und ihrer Formen, wie geheimnißvoll das Zusammentreffen ihrer Epochen! Gerade in dem Augenblick, wo das Unglück auf sie einstürmt, wo das Geschick sie zermalmt und Alles ihren Untergang prophezeit, rafft sie sich von Neuem auf und tritt die Reise um die Welt an. Unter der Regierung der obscuren Kaiser Kopronymus, Nicephorus, Michael, Basilius u. s. w. bringt sie mit einem Male weiter vor, als zur Zeit, wie ihr der Degen Alexanders den Weg bahnt, und wirkt und schafft in Stille und Frieden da, wo der Scepter des Antigonus, Antiochus, Seleukus und der Ptolemäer sie nicht hätte beschützen können. Und nicht blos in jenem Augenblicke, sondern auch in den verschiedensten Abschnitten ihres langen Daseins kann man dieses Wunder beobachten. Grade wenn sie aus ihrer Heimat gejagt und von der flegelhaftesten Gewalt erniedrigt wird, bewährt sich am sprechendsten die ihr inwohnende Lebenskraft und bezwingende Gewalt. Hat nicht die griechische Kunst vorzüglich dazu beigetragen, die Brutalität und Bestialität des alten Roms zu beugen, wo sie doch wie eine entwaffnete Kriegsgefangene hingeschleppt worden war? Und als 1500 Jahre später die Muhamedaner ihr den letzten Zollbreit Erde streitig machten, wo die byzantinische Tradition wenigstens in ihrer Reinheit und ohne fremde Beimischung hätte fortbestehen können, beförderten da nicht die geflohenen

Griechen vielfach die Bildung Europas, wo man sie als hülflose Flüchtlinge aufgenommen hatte?

Aus dem Gesagten erhellt: daß die Ausfälle der ersten Kirchenväter auf die Kunst lediglich individuell waren und sich blos auf die heidnische Anwendung der Kunst bezogen; daß die Päpste lange zögerten, in dieser Frage einen entscheidenden Ausschlag zu geben, bis sie am Ende zu der Ueberzeugung gelangten, es sei Zeit, die Kunstliebe der Völker auf die Verzierung der christlichen Tempel und die Verherrlichung der Religionsgeheimnisse hinzulenken und dem Fanatismus der Bilderstürmer mit Entschlossenheit und Energie entgegenzutreten. Wir kommen jetzt auf den dritten Punkt, auf die Excesse der Bilderstürmerei selbst, zu reden, welche, da die Staatsregierung das Signal dazu gab, allerdings arg, jedoch nicht ganz allgemein gewesen sind; und wenn sie auch den Verlust der bedeutendsten Meisterwerke nach sich gezogen haben, so waren sie doch weit entfernt, die Kunst auszurotten. Wir müssen hier zunächst bemerken, daß die Ketzerei des Leo Isauricus und seiner Nachfolger an und für sich nicht die ganze Kunst abschaffen wollte, sondern sich blos auf die Zerstörung der Idole und Heiligenbilder erstreckte; sie hatte schon damit genug zu schaffen, und der Widerstand, welchen sie fand, riß sie zu den wildesten Auftritten fort. Es scheint sogar, als ob die bilderstürmenden Kaiser ihren Vandalismus hätten wieder gut machen wollen, indem sie die in ihren Augen unschuldigen, gestatteten Beschäftigungen des Pinsels und Meißels aus allen Kräften aufmunterten. Sie ließen die Mauern, Fußböden und Decken ihrer Tempel und Paläste mit Mosaiken und Gemälden bedecken; man ersetzte blos die verbotenen Typen und Figuren durch

allerlei willkürlich ersonnene Zierathe, durch Darstellungen von allerhand unbelebten Gegenständen oder Allegorien der mannichfachsten Art. Uebrigens erhitzte der Kampf die griechischen Künstler, welche der Bilderstreit besonders traf, und steigerte ihre Kunstliebe zu einer solchen Begeisterung, daß sie dem entgegengesetzten Fanatismus der Bilderstürmerei die Stirn boten. Alle Ideenverfolgungen und Meinungskriege tragen Früchte. Die Maler und Bildhauer zogen sich, wie die ersten christlichen Märtyrer, in die Wälder und Steinbrüche zurück und verfertigten in großer Anzahl die verbotenen Bilder, welche die Gefahr und Aufopferung ihren Anhängern noch werthvoller machten. Die Legenden jener Zeit sind voll von Wundern, welche die heilige Jungfrau für ihre Diener vollbracht hat; auf ihre Fürbitte erhielten sie den plötzlichen Gebrauch ihrer abgehauenen Hände und ausgestochenen Augen wieder. Ohne uns länger als billig bei diesen naiven Zeugnissen aufzuhalten, so dürfen wir doch wol annehmen, daß die Hinrichtungen die Reihe der griechischen Maler und Bildhauer und ihre Traditionen nicht ganz unterbrochen haben. Die römische Politik war übrigens von Anfang an bei diesen blutigen Streitigkeiten betheiligt und hatte bereits das Vorgefühl ihrer dereinstigen Trennung von der griechischen Kirche. In Italien fanden die kunstübenden Mönche weitläuftige Klöster, wo Alles dazu eingerichtet war, sie zu empfangen, zu trösten und zu beschäftigen. Außerdem ist nicht zu vergessen, daß die Bilderstürmerei der Kunst neue und interessante Wege bahnte. Die Malerei und Bildhauerei mußten sich auf kleinere Verhältnisse einschränken, um den Verfolgungen leichter zu entrinnen, und brachten kleinere Werke zu Stande, welche mit um

so größerer Sorgfalt und Zierlichkeit behandelt und ausgeführt wurden, da die Arbeit daran die einzige Empfehlung war. Die Miniaturmaler, die Niellenstecher auf Gold und Silber, die Goldschmiede, Eiselirer, Emaillirer u. s. w. vereinten ihre Bemühungen mit den Malern und Bildhauern, um die in Konstantinopel verhaßten und den Auswanderern so theuern Heiligenbilder auf Diptychen und Triptychen zu verewigen.

Jetzt ist nur noch der vierte Punkt übrig, nämlich das Eindringen der Barbaren, ein für die Kunstgeschichte höchst wichtiges Factum, welches vielleicht noch mehr misverstanden worden, als alle Facta, welche wir soeben zu berichtigen versucht haben. Das Einbrechen der nordischen Völker konnte natürlich nicht ohne gräßliche Acte von Rohheit abgehen; allein Maß ist in allen Dingen gut und der Historiker soll die Katastrophen ebensowenig übertreiben als die erfreulichen Weltbegebenheiten: es ist in der That ebensowenig bewiesen, daß die Einfälle der Barbaren ein Unglück für Kunst und Geschmack, als daß sie ein Glück für die Völker waren. Die christliche Religion wollte die bestehende Ordnung der Dinge nicht umstürzen, sondern sie blos umgestalten, bessern und beglücken. Die Barbaren sollten dazu mit beitragen: ihr Interesse, ihre Leidenschaften, ihre ebenso naiven als rohen Sitten, Alles wies sie darauf an. Die Nationen des römischen Reichs, von der scheußlichsten Knechtschaft gedrückt und von unausstehlichen Erpressungen erschöpft, wünschten oder riefen die Barbaren herbei, was auch daraus entstehen mochte. Die in träger Sinnlichkeit und Weichlichkeit erschlaffende Kraft des Reichs brauchte sehr nothwendig dieses gewaltsame Aufregungsmittel: ohne den Einfall der Barbaren,

welche dem blutleeren römischen Reichskörper wieder einige frische Säfte gaben, würden wir uns seine Rettung kaum denken können. Das Uebel hatte so tief um sich gegriffen, daß das Leben bereits zu entschwinden begann, und die Lethargie war so arg, daß die permanenten Erschütterungen und Revolutionen kaum einen Schmerzensschrei auspreßten und einige schwache Vorkehrungsmaßregeln veranlaßten. Hätte das römische Reich zu seiner Vertheidigung etwas Anderes auftreiben können, als die bloßen Schatten seiner ersten Kaiser und seiner alten Legionen, so würde der Krieg gegen die Barbaren unstreitig eine andere Wendung genommen haben. Für die Kunst wäre in diesem Falle der Schade noch größer gewesen: ein energischer Widerstand hätte rachsüchtige Verheerungen und Plünderungen nach dem Siege zur Folge gehabt; allein trotz Stilico, Aetius, Belisar und Narses hatten die Barbaren mit dem Reiche wenig zu schaffen. Wenn nicht jede Horde sofort eine dauernde und friedliche Niederlassung fand, so lag die Schuld keineswegs an der Reichsverwaltung; das Schrecklichste bei diesen Kämpfen waren die Streitigkeiten der Barbaren unter sich: sie zankten sich um den Besitz; die Occupirung einer Strecke Landes war das Werk eines Augenblicks, aber es dauerte lange, bis sie feste Wohnsitze darauf gewannen. Trotz dieser Spaltungen und Reibungen trachteten die Barbarenvölker, welche eine verborgene Macht wie Meereswogen hinter einander herwälzte, nach Ruhe und Gleichgewicht; jede Horde suchte, gleich nach Besitznahme des Bodens, ihre Eroberung durch unreife Gesetzesentwürfe und Institutionen zu befestigen. Diese Eroberung war aber nichts Anderes, als die Bildung der alten Welt mit ihren Reichthümern und

Produkten; oder will man etwa annehmen, daß die Söhne des Nordens sich um des Kaisers Bart stritten, d. h. um brachliegende Aecker, elende Hütten, schmierige Kleider und rohe Geräthschaften? Es verlangte sie nach dem bequemeren und üppigeren Leben, nach den Genüssen und Freuden der südlichen Völker, und es fiel ihnen nicht ein, sie systematisch zu ruiniren und auszurotten. Sie wollten die alte Welt zu ihrem Vortheil in Beschlag nehmen und dachten durchaus nicht daran, sie der Vernichtung preiszugeben: ihr Plan und Wille liegt in dieser Beziehung offen am Tage. So verwildert diese Barbaren auch sein mochten, so waren sie doch nicht verrückt, und wie sehr sie auch die Raubgier liebten, so beseelte sie doch bald der Geist des Grundbesitzes, als sie sich durch ihr Schwert zu Grundbesitzern gemacht hatten: sie huldigten schnell dem conservativen Princip und wollten sofort das ganze Material der von den Römern angehäuften Kunst zu ihrem Gebrauche und Vergnügen verwenden.

Die Unordnungen, welche man den Barbaren aufgebürdet, sind übertrieben worden; man hat ihnen alle gewaltsamen Verheerungen und langsamen Verschlechterungen zur Last gelegt, woran einzig und allein das mehr oder weniger klar erkannte Bedürfniß Schuld ist, das Vorhandene zu nützen und in das Gewebe neuer Sitten und Nothwendigkeiten mit einzuflechten. Die Zeiten der Völkerwanderung haben für die Zerstörungen aller nachfolgenden Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag herhalten müssen; und dieser Irrthum hat den Sinn und Charakter dieser Zerstörungen in ein ganz anderes Licht gestellt: denn, wenn die Umänderung der Kunstdenkmale langsam und allmälig vor sich ging und, wie wir glauben, beson-

ders von der dem Menschen eigenthümlichen Neigung abhing, den eingeschlagenen Weg auf die rascheste und leichteste Manier zurückzulegen und veraltete Dinge als Materialien zu gebrauchen, die ein glückliches Ohngefähr bietet, so würde man daraus eher das Vorhandensein, als das Abhandensein der Kunst folgern können. Die meisten großen Männer, welche für die Kunst am thätigsten wirkten, haben sie mit dieser Art von Verletzungen nicht verschont; und das Epigramm, womit der spöttische Witz der Römer die Versündigung Urban VIII. am Pantheon Agrippa's bestrafte, bekräftigt eine tiefere und allgemeinere Wahrheit, als man glaubt. Nicht blos „die Barberini haben gethan, was die Barbaren nicht gethan haben"*), sondern alle Päpste zusammen, selbst die nicht ausgenommen, welche dem römischen Stuhle zur größten Zierde gereicht und die Bildung am meisten gefördert, wie Gregor der Große, welcher mit den Monumenten des antiken Roms unbarmherziger umging, als Alarich und Totila; und selbst die nicht zu vergessen, welche die Kunst vorzugsweise beschützt und ganz besonders gehoben, wie Julius II., welcher mehr Gebäude und Bilder des modernen Roms zerschlug als die Banden des Connetable von Bourbon. Die meisten gleichzeitigen Schriftsteller melden, die Barbaren hätten die antiken Denkmale Roms geachtet, welche die Zeit damals beinahe noch ganz unangetastet gelassen zu haben schien. Die Barbaren beschäftigten sogar die Künstler: der Hunne Attila ließ sich in einem Palast von Mailand malen, wie er auf dem Thron sitzt und die Huldigungen der vor ihm niederknienden römischen Kaiser

---

*) Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini.

empfängt: der Sueve Ricimer befahl die Kirche der heil. Agata in Rom mit Mosaiken auszuschmücken; der Ostgothe Theodorich hielt die Künste ganz besonders hoch in Ehren. Nach dem Siege über Odoaker blieb er bei seiner umsichtigen, ausgleichenden Politik und wollte sich an seinem Hofe in Ravenna mit den hervorragenden Männern umgeben, deren Talent und Charakter noch einigen Glanz über die hinfällige römische Welt verbreitete und welche zu den letzten edeln Gestalten gehören, die in diesen jammervollen Zeiten die Geschichte aussöhnen und als erhabene Grenzwächter des untergehenden Alterthums und des aufgehenden Mittelalters dastehen. Boethius, Symmachus und Cassiodorus schienen die künftige Größe Roms zu ahnen, da sie das Andenken an die erloschene Herrlichkeit so treu und gewissenhaft bewahren. Theodorich war ihr Schüler und nach dem Ausspruch seines Enkels Athalarich hatte er mit ihnen alle Geheimnisse der Natur durchforscht und aus ihrem Munde erfahren, was die Weisen des Alterthums Schönes offenbart. Theodorich schreibt an Symmachus über die Monumente Roms: „Wie wäre es möglich, diese schönen Werke nicht zu bewundern, da wir das Glück gehabt haben, sie zu sehen?" Und zu gleicher Zeit ernennt er einen Grafen, den römischen Architekten Aloisius zum Oberaufseher der öffentlichen Bauten und überträgt ihm dieses Amt mit folgenden Worten: „Wir wollen, daß Ew. Hoheit über die Aufrechthaltung der antiken Denkmale wache, und neue dazu baue, denen blos das ehrwürdige Alter fehlt, um den alten gleich zu sein. Wie zahlreiche Kenntnisse sind Euch unentbehrlich, wie klug und unbescholten müßt Ihr sein, um so wichtige Obliegenheiten zu erfüllen! Deswegen sollt Ihr auch,

unter den zahlreichen Dienern meines Gefolgs, mit einem goldnen Stab in der Hand voraufgehen, damit Wir nie vergessen, wie sehr es den Königen ziemt, daß ihre Paläste ihre Pracht und Freigebigkeit verkünden." Obschon Theodorich eine große Vorliebe für Rom hatte, wo, wie er sich ausdrückt, es ihm vergönnt war, „ein wimmelndes Volk von Statuen und ganze Heerden von Bronzepferden" *) zu bewundern, so restaurirte und verschönerte er nichtsdestoweniger die übrigen Städte seines von der Donau bis an die sicilische Meerenge gehenden Reichs: Ravenna, Pavia, Monza erhielten unter seiner Regierung Säulengänge, Tempel, öffentliche Bäder und Paläste; nicht blos die Architektur, sondern auch die Malerei, besonders die Musivmalerei, die Sculptur, Erzgießerei und Mechanik wurden von ihm aufgemuntert. Die Kunsterzeugnisse, welche sie ihm lieferten, schickte er ins Ausland an die befreundeten und benachbarten Fürsten: nach Gallien an den Frankenkönig Chlodowig und den Burgunderkönig Chilperich; nach Spanien an die westgothischen Könige Alarich und Genserich u. s. w. Wenn wir endlich aus den Werken des großen Kanzlers Cassiodor die vielen Stellen anziehen wollten, welche über die Lage der Künste in jenen Zeiten Aufschluß geben, so würde man daraus ersehen, daß dieselbe nicht so traurig war, als man angenommen hat. Man unterstützte die Kunst nicht blos mit Geld und Bestellungen; auch die Ideen, für welche die damaligen Künstler arbeiten mußten, waren nicht so grundfalsch und verdreht, als man

---

*) Populus copiosissimus statuarum greges etiam abundantissimi equorum.

sich vorstellt. Noch heutzutage ist zu bedauern, daß gewisse Gedanken und Betrachtungen des Barbarenkönigs Theodorich über die bei Gebäuden zu beobachtende Einheit, über das Ensemble der einem Architekten nothwendigen Eigenschaften, über das Verdienst des Malers und Mechanikers u. s. w. nicht mehr beherzigt werden *).

Athalarich, die Königin Amalaswinde und alle gothischen Könige in Italien befolgten das Beispiel Theodorichs, und wenn auch mehre spätere Schriftsteller den Namen dieses Volkes als gleichbedeutend mit der blindesten, stupidesten Barbarei gebraucht haben, so bleibt doch nichtsdestoweniger wahr, daß die Gothen allein damals den Geist des conservativen Princips und der fortschreitenden Cultur im höchsten Grade repräsentiren; sie haben ihn auf eine schlagende Weise in dem südlichen Gallien, in Spanien und Italien an den Tag gelegt. Man kann sogar noch hinzufügen, daß die übrigen Barbarenvölker nach der Vernichtung der Gothen denselben Weg einschlugen, obschon mit geringerem Erfolg. Dies läßt sich selbst auf die unbändigsten darunter, auf die Longobarden, anwenden, welche durch ihren König Authar und ihre Königin, die bairische Prinzessin Theudelinde, Oberitalien zu einem Ganze ein-

*) Curabimus ut et antiqua in nitorem pristinum contineas et nova simili antiquitate producas, quia sicut decorum corpus uno convenit colore vestiri, ita nitor palatii similis debet per universa membra diffundi. (Cassiod. Var. lib. III. form. 5.)

Instructor parietum, sculptor marmorum, aeris fusor, camerarum rotator, gypsoplastes, musivarius ... et tam magnus ille fabrilis exercitus etc. etc. (Ibid.) Mechanicus, si fas est dicere, paene socius est naturae etc. (Ibid. lib. I. epist. 45 — 46.)

vorbrachten, welchen es seit langer Zeit nicht mehr gehabt hatte.

Wie man also sieht, die Umstände, welche einerseits den Sturz des römischen Reichs und den Untergang des Heidenthums, andererseits die Niederlassung der Barbaren und die Begründung des Christenthums begleiteten und herbeiführten, waren bei allen ihren schrecklichen Folgen weit entfernt, die Kunst im buchstäblichen Sinne des Worts zu vernichten. Wenn nun aber aus gleichzeitigen Urkunden und den noch vorhandenen Ruinen und Monumenten, sowie aus Beschreibungen und Zeichnungen späterer kunstgeschichtlicher Werke erhellt, daß jene Umstände keineswegs die radicale Wirkung gehabt haben, kann man da annehmen, daß die unmittelbar nachfolgenden Zustände eine solche Wirkung hervorbrachten? Man bedenke nur einmal, was Europa von Konstantin dem Großen bis auf Karl dem Großen war. Dieser Zeitraum von beinahe 500 Jahren war gewiß der kritischste, unheilschwangerste und einzige Moment, wo Kunst und Bildung verloren gehen konnten, wenn Kunst und Bildung hätten untergehen sollen; und doch haben diese unruhig bewegten Zeiten zur Ehre des Menschengeistes und zur ununterbrochenen Reihenfolge seiner Ueberlieferungen große und edle Bestrebungen und geachtete Namen aufzuweisen.

Wenn wir einmal diese Zeiten hinter uns haben, so ist wol kaum noch nöthig, auf die Folgen der kräftigen Institutionen Karls des Großen aufmerksam zu machen, deren kleinste Wirkung unstreitig nicht war, den Centralpunkten der Wissenschaft und Kunst, den Klöstern, Schulen und Zünften eine unerhörte Masse von Hülfsmitteln und eine bis dahin mangelnde Sicherheit zu verschaffen.

Um die Zeit Karls des Großen gewahrt man in der That eine merkliche Rückkehr zu allen Dingen des Geistes und Geschmacks, besonders in Italien, welches damals an der Spitze der Civilisation stand. In Oberitalien, wo sich der fränkische Einfluß noch längere Zeit hindurch hielt, im Piemontesischen, in Montferrat, in der Lombardei, in der Mark von Verona u. s. w. bestanden damals die blühenden Schulen von Pavia, Ivrea, Turin, Cremona, Fermo, Vicenza, Verona u. s. w. Die Bildhauer und Baumeister von Como, magistri Comacini, sind berühmt und gesucht. Die Stadt Como, welche zu jener Zeit viel Bedeutsamkeit und Regsamkeit hatte, bis sie von Mailand überflügelt wurde, sandte ihre geschickten Arbeiter in alle Gegenden aus und die Bibliotheken Europas verwahren mehr als ein Manuskript mit vortrefflichen Miniaturgemälden von lombardischen Künstlern. Venedig legt damals den ersten Grund zu seiner Macht, schüttelt das Joch der Franken und Longobarden ab, entzieht sich der Obervormundschaft der orientalischen Kaiser und behält nichtsdestoweniger seinen sich immer mehr ausbreitenden Handel mit den Griechen, Sarazenen und nordischen Völkern. Diese Handelsverbindungen geben den Anfängen der venetianischen Kunst das halb orientalische, halb deutsche Gepräge, welches sie bis zu allerletzt beibehalten hat. Amalfi und Gaeta, welche später in ihrem Aufschwunge nachließen, blüheten um eben die Zeit: Toskana constituirte sich: Pisa, Siena, Lucca, Pistoja, Volterra, Fiesole, Arezzo, welche ewig mit einander im Streit lagen, überboten sich in Reichthum und Gewerbfleiß, während ihre zukünftige Beherrscherin, das ehrgeizige Florenz, bereits auf die Demüthigung ihrer allzunahen Nachbarstädte sann.

Rom errang eine hohe Stellung in Italien; durch den Bruch mit dem Patriarchat von Konstantinopel hatte sich die Autorität und das Ansehen des Papstthums bedeutend vermehrt, welches Pipin und Karl der Große noch steigerten. Die Schwäche der byzantinischen Kaiser, die Drohungen der Sarazenen, die Streitigkeiten der Republiken unter sich und die Feudalansprüche der deutschen Fürsten ließen den obersten Lenkern der Christenheit freies Spiel.

Aus diesem nur obenhin entworfenen Gemälde von dem Zustande Italiens nach Karl dem Großen sieht man, daß hier bereits alle Materialien und alle Keime beisammen waren, welche das italienische Volk später so glücklich und ruhmvoll befruchten sollte. Die Italiener arbeiteten damals schon an der Erfüllung ihres Berufes und an der Durchführung ihrer Rolle unter den modernen Nationen, welchen sie in der Kunst vorauseilen und den Weg zeigen sollten. Trotz ihrer vielen Bürgerkriege, und vielleicht grade deswegen, bemerkt man von dem jetzigen Augenblicke an in diesem Lande eine unglaubliche Liebe zu Unternehmungen, Forschungen und Bestrebungen. Seine Päpste, Bischöfe, Fürsten, Adelsfamilien, Stadträthe und Gemeinden wetteifern in der Beschützung von Wissenschaft und Kunst und fühlen alle denselben Stolz, dasselbe Bedürfniß nach Unabhängigkeit, Thätigkeit, Bildung und Reichthum. Von Leo III., welcher Karl den Großen zum abendländischen Kaiser salbte, bis auf Urban IV., unter welchem Cimabue, der angebliche Erfinder der neueren Kunst, das Licht der Welt erblickte, ist die Kunst unausgesetzt in Italien gehegt und gepflegt worden.

Daß die Kunst auch zu gleicher Zeit in andern Ländern und später im höheren Mittelalter vorhanden gewesen,

ist zu leicht an den noch vorhandenen Werken nachzuweisen und kann daher füglich unterbleiben. Dagegen scheint es uns nicht überflüssig, hier die Frage aufzuwerfen, was denn eigentlich die byzantinische Kunst ihrem Charakter, ihren Triebfedern und Resultaten nach war; — eine Frage, deren Beantwortung nicht so einfach ist, als es scheinen könnte.

Man macht viel Aufhebens von der symbolischen, synthetischen, mystischen, offenbarten, geheiligten, traditionellen, vorgeschriebenen und unveränderlichen Form, welche der Katholicismus der byzantinischen Kunst geliefert hätte; jedoch läßt sich diese Form schwerlich nachweisen. Wir haben weiter oben gesehen, daß die Kirche zur Zeit Karl des Großen, wo die Christenheit sich noch nicht vor dem Jahr 1000 ängstigte, die Kunst allerdings in ihren Dienst und Schutz genommen, aber ihr ganz gewiß noch keine neue Idee und keine eigene Form auferlegt hatte. Die byzantinische Kunst wurde von den verschiedenen Völkern angenommen und den bei ihnen obwaltenden Bedürfnissen und Verhältnissen angepaßt; allein es ist die Frage, ob sie lange genug sich gleich blieb, daß ihr Name, welchen sie dem Andenken an Byzanz verdankte, für die Localveränderungen, welche sie zu erleiden hatte, erschöpfend und hinreichend war. Sie mußte die verschiedensten Namen erhalten, ohne daß dadurch vielleicht sämmtliche Charaktere und Formen, die sie angenommen hat, genügend ausgedrückt worden sind: griechisch-konstantinopolitanisch in ihrem Mittelpunkte oder in den zuletzt von ihr geräumten Ländern, im Exarchat von Ravenna, auf den Inseln, in Neapel und in allen Küstenstädten, welche durch ihre Handelsverbindungen zur See den Geschmack ihrer Arbeiter

immer wieder neu anfrischten; griechisch-römisch in Rom, wo bis zur höchsten Blütezeit der Kunst sich Spuren von den alten unter den Kaisern aus Griechenland eingewanderten Kunstschulen erhielten; neugriechisch-italienisch, lateinisch und lombardisch in dem übrigen Italien; romanisch, nebst allen Schattirungen und Verschiedenheiten, welche dieser Begriff im Westen und Norden zuläßt.

Wo ist da der symbolische Einheitscharakter, die festgestellte Form, der traditionelle Ausdruck und das universelle, ausschließliche Gepräge zu finden, welches der Katholicismus ursprünglich der christlichen Kunst aufgedrückt haben soll? In Deutschland und Frankreich hat der romanische Styl zahlreiche Spuren ununterbrochener Umbildung hinterlassen, und wie viele Versuche, Umänderungen und sichtbare Fortschritte sind seit der Zeit gemacht worden, wo die von Karl dem Großen aus Italien, Rom, Mailand, Pavia, Ravenna u. s. w. herübergebrachten Kunstgegenstände den unwissenden Schulen und Werkstätten Deutschlands und Frankreichs einen neuen Impuls gaben, und wo die ebenfalls von Karl dem Großen berufenen lombardischen, italienischen und griechischen Künstler die Bewohner diesseit und jenseit des Rheins durch den barbarischen, bis dahin unerhörten Glanz ihrer Bauten in Erstaunen und Entzücken setzten.

Wäre daher der absolute und unveränderliche Charakter, welchen die katholische Religion angeblich der Kunst ertheilt hat, in der byzantinischen Kunst zu suchen? Allein, obgleich diese Kunstweise nur eine vage und schwankende Allgemeinheit darbietet und sich nicht eng abgrenzen, noch genau bestimmen läßt, so ist sie in ihren Umbildungen und Fortschritten langsamer zu Werk gegangen, als alle späteren

Kunstweisen. Mit der byzantinischen Kunstweise hat sich die katholische Kirche am meisten abgegeben; für die Beibehaltung, Rettung, Ausarbeitung und Bedeutung der byzantinischen Bilder hat die römische Kirche gelitten und gestritten: alle Stellen der Kirchenväter, alle Beschlüsse der Bischöfe und alle Kanons der Concile, welche die gelehrten Vertheidiger der rein katholischen Kunst so oft citiren, um die Fürsorge der Kirche in Kunstangelegenheiten zu beweisen, beziehen sich lediglich auf die byzantinische Epoche. Von byzantinischen Künstlern, d. h. in byzantinischer Form sind alle Wunderbilder der christlichen Kunst auf uns gekommen: die sogenannten Archeiropoieta, die Werke des heiligen Lukas, die ähnlichen Porträte der hauptsächlichsten Apostel, wie sie Konstantin im Traume erblickte, die Schweißtücher der heiligen Veronika, die Christus mit den länglichen Gesichtern, gescheitelten Haaren und gespaltenen Bärten, die heiligen Jungfrauen mit dem schwarzen Teint, kurz alle durch Tradition geheiligten Typen, Bilder und Symbole. Ich weiß, man wendet zwar dagegen ein, die christlich-katholische Idee habe mit diesen Ueberbleibseln einer aus dem Heidenthum entsprungenen Kunst nichts gemein; aber, mich dünkt, wenn eine Idee in keinem augenblicklichen Bedürfniß und unvorhergesehenen Falle, sondern sich in allen Lagen eines Zeitraums von tausend Jahren, in einer bestimmten Form äußert, so hat die Idee auch ein wenig die Form zu verantworten.

Es würde sehr schwer halten, die verschiedenen Autoren, welche über byzantinische Kunst geschrieben und sie zu definiren gesucht haben, in Einklang zu bringen. Ihre zahlreichen Widersprüche und endlosen Schwankungen

könnten uns beinahe veranlassen, nach dem Vorgange mehrer, die Schwierigkeit dadurch zu heben, daß wir die ganze Kunst des Mittelalters für byzantinische Kunst ausgeben. Dieser Annahme fehlt es in gewisser Beziehung nicht an Richtigkeit und sie hat das Gute, daß sie die Discussion abkürzt und die unendlich vielen Nuancen und Schattirungen zusammenfaßt, denen man oft unverständliche, oft willkürliche Namen gegeben hat. Man muß auf eine oder die andere Art Einheit hineinbringen; aber in diesem Falle müssen wir etwas genauer sagen, was das Mittelalter in unsern Augen für die Kunst gewesen zu sein scheint.

Das Mittelalter war, unseres Erachtens, eine Epoche, wo der Künstler im Grunde keine andere Triebfeder kannte, als die Nothwendigkeit, keine andere Begeisterung als den Instinkt, und keine andere Regel als den Zufall. Alle Monumente jener Zeit haben ein charakteristisches Gepräge von Zusammenhangslosigkeit und Einförmigkeit, welches man bisher unrichtig gedeutet hat. Zunächst bemerken wir, daß Niemand diesen zwiefachen Charakter der mittelalterlichen Kunstdenkmale frei und unumwunden eingestanden hat, obschon er allen Kunstverständigen aufgefallen ist. Da jeder Kunsthistoriker sein eignes religiöses, philosophisches oder literarisches System hat, so schiebt er diesen naiven Zeugen der Vergangenheit seine persönlichen Ansichten unter und hält sich für verpflichtet, ihren Charakter in zwei Theile zu spalten und einen Theil davon zu verdecken. Die ausschließlichen Bewunderer des griechischen und römischen Alterthums haben besonders das Unzusammenhängende der mittelalterlichen Kunst hervorgehoben; wenn sie auf ihre Einförmigkeit bestanden hätten, so wären

sie der Verlegenheit ausgesetzt gewesen, eingestehen zu müssen, daß die Kunst im Mittelalter gewisse feststehende Regeln gehabt: sie konnten blos das Unzusammenhängende gebrauchen: sie durften nur einen Schritt weiter gehen, um diese Incohärenz als reine Barbarei und Folge einer bodenlosen Unwissenheit und Geschmacksverirrung hinzustellen. Die katholischen Aesthetiker haben dagegen diese Incohärenz ganz mit Stillschweigen übergangen, weil sie nicht in ihren Kram taugte und man daraus auf die Freiheit und Ungebundenheit der Künstler schließen konnte: sie bestanden daher blos auf die Einförmigkeit: mit einiger Nachhülfe und Façon fanden sie, daß diese Monotonie eine wunderbare Harmonie und die Folge einer hohen Moral und Priesterweisheit war.

Leider ist weder das Eine noch das Andere der Fall. Die einseitigen Systeme sind durchaus nicht im Stande, über alle Formen und Veränderungen, welche die Künste in der Vergangenheit angenommen haben und in der Zukunft noch erleiden werden, befriedigenden Aufschluß zu geben. Das Mittelalter war in Kunstsachen ebensowenig unwissend und barbarisch, als einem eisernen Zwange und unveränderlichen Regeln unterworfen. Das Unzusammenhängende rührt von seiner völligen Gleichgültigkeit gegen Prinzipien und Regeln her, und die Monotonie ist ganz besonders seiner großen Sorglosigkeit und Fahrlässigkeit zuzuschreiben, welche in Routine ausartete. Und warum wäre das Mittelalter so grausam unwissend gewesen? Die Einführung des Christenthums und die Einfälle der Barbaren hatten keineswegs die Elemente der antiken Kunst und Wissenschaft aufgerieben; sie konnten die Unordnung

allerdings noch größer machen, allein die Unordnung war schon vor ihnen da, wie wir oben gezeigt haben.

Die Ursache dieser Unordnung und Verwirrung vor dem Sturze des römischen Weltreichs war keine andere, als Gleichgültigkeit und Indifferenz. In den letzten Regierungstagen Trajan's und der Antonine, als Pausanias kaum sein Buch geschrieben hatte, zu den Zeiten des Septimius und Alexander Severus, des Caracalla, Gallianus, Aurelianus und Probus verkannten bereits die griechischen und römischen Architekten bei ihren Bauten die alten Grundsätze und vernachlässigten die herkömmlichsten Vorschriften, welche sie unmöglich nicht wissen konnten. Als z. B. die Skulptur in dem Zustande ihres Verfalls die erhabenen Vorbilder vergaß, welche eine lange und glorreiche Reihe großer Meister ausgearbeitet hatte, und weder Bewegung noch Ensemble, weder Längen noch Verkürzungen, weder Vertheilung noch Linien mehr beobachtete, war durchaus nichts vorgefallen, welches diesen Cynismus erklären könnte. Die Bilderstürmer und Barbaren hatten die Antiken noch nicht von ihren Piedestalen heruntergeworfen: die Vorschriften, welche Polyklet von Sicyon aufgesetzt, die Lehren, welche Agorakritos, der Lieblingsschüler des Phidias, aus dem Munde seines Meisters aufgeschrieben, und die Prinzipien so vieler Anderer, welche die Tradition überliefert und erhalten hatte, waren noch in den Künstlerwerkstätten gäng und gäbe, als man sich bereits darüber lustig machte. Uebersättigung, Ekel, Blasirtheit und Gleichgültigkeit verdarben die besten Grundsätze und spotteten der geachtetsten Regeln, aber diese Grundsätze und Regeln waren ganz allgemein in Umlauf. Die noch unversehrten Denkmale der Kunst zeigten sie allen Denen, welche

sie sehen wollten; und wenn die Künstler des sechzehnten Jahrhunderts nach Verlauf von tausend Jahren durch Ausmessen und Studiren von Ruinen die Wissenschaft und Kunst des Alterthums wieder ausfindig machen konnten, so muß man wohl anerkennen, daß die letzten Zeiten des römischen Reichs Alles mehr aus Trägheit und schlaffer Langeweile, als aus Unwissenheit haben zusammenfallen lassen.

Das Mittelalter trieb es darin noch weiter. Und wir haben nicht blos das Recht, von den ersten Zeiten des Mittelalters, von der konstantinischen Periode so zu sprechen, als man noch die Declamationen der Rhetoren und die Demonstrationen der heidnischen Gelehrten im Reiche vernahm und die Schriften des Philostratus und Longinus über das Schöne und Erhabene noch neu und populär waren; wir können den obigen Ausspruch mit gutem Gewissen auf das ganze Mittelalter und namentlich auf unsere Künste anwenden.

Wenn Rom oft eingenommen, seine Monumente verheert, seine Schulen geschlossen und seine Künstler aus einander getrieben worden sind, wenn Athen, Antiochien, Neapel, Ravenna und die übrigen wissenschaftlichen und künstlerischen Centralpunkte des alten Römerreichs dasselbe Schicksal gehabt haben, so war dies doch nicht mit Konstantinopel der Fall, dessen Museen, Bibliotheken, Kirchen und Paläste von allen Schätzen, Kostbarkeiten und Elementen wimmelten, welche der mächtige Wille des Konstantin, des Theodosius und Justinian darin zu wiederholten Malen aufgehäuft und das Elend und der Schrecken aller Provinzen des Reichs dort zusammengetragen hatte.

Die konstantinopolitanische Schule war keine unwissende

Schule; ihre Gelehrsamkeit grenzte im Gegentheil ans Unglaubliche, Unermeßliche. Selbst mehre von ihren Patriarchen und Kaisern werden als Brunnen der Wissenschaft und Wunder der Gelehrsamkeit gerühmt, wie Photius, der eine ganze Bibliothek auswendig wußte, und Konstantin Porphyrogenetes, welchem es eines Tages in den Sinn kam, alle Specialitäten des menschlichen Wissens, von den wichtigsten Geheimnissen der Reichsverwesung bis zu den niedrigsten Vorschriften der gemeinsten Hantirungen, die Revue passiren zu lassen. Wird es nun aber nicht durch die übrig gebliebenen Werke und schriftliche Urkunden bestätigt, daß konstantinopolitanische Künstler oder ihre Schüler während des Mittelalters ganz Europa durchwandert haben? Das Factum der Unwissenheit in Sachen der Kunst und Gelehrsamkeit durfte man also nicht für ein charakteristisches Merkmal des Mittelalters ausgeben. Der unaussprechliche Ekel vor antiker Kunst und Wissenschaft, die unüberwindliche Gefühllosigkeit gegen ihre Anfoderungen, und die fortwährende Gleichgültigkeit gegen ihre Formeln erklären uns viel eher das lange Herumtasten, die barocken Versuche und fehlerhaften Vermengungen, worin sich die Künstler des Mittelalters bewegt haben. Ohne diese sonderbare, bis jetzt wenig zur Sprache gebrachte Sachlage, welche das Christenthum ohne Zweifel im Interesse der Civilisation aufrecht erhalten mußte, wäre unfehlbar in irgend einem Moment hier oder da ein unreifer, übereilter Versuch gemacht worden, die antike Kunst zu restauriren und wieder ins Leben zu rufen. Das trostlose Verwirren und Niederreißen so vieler antiken Meisterwerke, das sinn- und planlose Verschmelzen und Zusammenflicken so kostbarer Materialien und Trümmer

hätte bestimmt wenigstens einen Künstler empört und auf die Idee gebracht, die Gesetze der Harmonie an den Werken der Alten zu studiren und sie bescheiden nachzuahmen. Allein Ueberdruß und Gleichgültigkeit stemmten sich dagegen mit einer Consequenz und Strenge, die wirklich ans Unbegreifliche, Geheimnißvolle grenzt. Während mehr als tausend Jahren wurde auch nicht ein einziger Versuch dieser Art gemacht. Die antike Kunst hatte sich selbst demoralisirt; ihre Form war verworfen worden, und es mußte erst eine reifere Zeit kommen, wo man ihr Verdammungsurtheil mit Nutzen zurücknehmen konnte. Das Mittelalter begnügte sich damit, die Werke und Elemente der alten Welt aufzubewahren, ohne sich davon begeistern und hinreißen zu lassen; es mußte damals mit der einen Hand Aehren auflesen, mit der andern Samen ausstreuen, zugleich erhalten und zerstören, damit nicht Alles zu Grunde und Nichts zu schnell gehe. Und höchst auffallend ist, daß alle die Menschen und Racen, welche diesem doppelten Amte nicht gewachsen waren, in ihren Unternehmungen gescheitert und zuletzt verschwunden sind.

In Konstantinopel befand sich allerdings die Hauptniederlage der Wissenschaft, aber es war ihm nicht gegönnt, sie zu seinem Besten anzuwenden. Das Institut des großen Cassiodorus, ausschließlich auf das gelehrte Alterthum gerichtet, hatte keine bedeutenden Folgen und wurde einige Zeit darauf von dem frommen Glaubenseifer Gregors des Großen aufgewogen. Die gothische Race mit ihren genialen und hochgesinnten Königen, welche so außerordentlich empfänglich waren für Civilisation und Restauration, wurde überall in Italien, Frankreich und Spanien aufgerieben, während die wilden, unbändigen Horden

wie die Hunnen, Vandalen und selbst die Longobarden ebenfalls nirgends festen Fuß fassen konnten. Es war zugleich nothwendig, daß das Alterthum sich vollends auflösete und daß dennoch seine Schätze nicht verloren gingen. Man darf wol behaupten, daß die hervorragendsten, vorzüglichsten Köpfe des Mittelalters in diesem Sinne gewirkt haben, und daß ihnen die Vorsehung in diesem Sinne zu Hülfe gekommen ist, damit die Menschheit lange genug von christlichen Ideen geleitet, durchdrungen und geschmeidigt werde und die Epoche der Renaissance die herrlichen Güter der alten Welt wieder zu Ehren bringen könne, ohne in ihre Schlechtigkeiten und Nichtswürdigkeiten auszuarten. Im entgegengesetzten Falle würden die großen Männer, welche die moderne Zeit einweihen sollten, die Werke des Alterthums nicht ohne Gefahr für die Civilisation benutzt und vielleicht das antike Wesen mit seinen moralischen und physischen Monstruositäten von Neuem heraufbeschworen haben; und die Völker hätten dann noch einmal den alten Unflath durchwaten müssen.

Wir glauben hiermit die wahre Ursache des Unzusammenhängenden der mittelalterlichen Kunstschöpfungen angedeutet zu haben; es würde uns zu weit führen, auch die Motive ihrer Einförmigkeit speciell zu entwickeln, welche, wie bereits oben erwähnt, hauptsächlich von einer in Routine ausartenden Fahrlässigkeit herrühren. Es ist Zeit, die Frage zu untersuchen: was haben wir unter Renaissance zu verstehen und in welche Epoche müssen wir sie verlegen?

Die Renaissance, welche ein frömmelnder Purismus verketzern will, ist unserm Dafürhalten nach die Wiederkehr der Ordnung; wir meinen damit nicht etwa die theo-

kratische oder akademische Ordnung, welche die Individualität unterdrückt und das Selbstbewußtsein gefangen hält, sondern die Ordnung, welche alle Tendenzen, alle Anlagen, alle Fähigkeiten harmonisch verschmilzt und sie der höchsten Entwicklung entgegenführt, indem sie alle Hemmungen beseitigt.

Nun aber fragt es sich, wo hört das Mittelalter auf und wo fängt die Renaissance an? eine kitzliche Frage, deren Beantwortung von großem Belang ist und deren Studium bisher versäumt worden. Nach der geringen darauf verwandten Mühe zu schließen, sollte man meinen, es liege im Grunde wenig daran, ob die Grenzstreitigkeiten dieser beiden inhaltsschweren Epochen der Weltgeschichte entschieden seien oder nicht. Aber wie kommt es dann, daß man zu gleicher Zeit so sehr auf die charakteristischen Merkmale besteht, wodurch sich beide Perioden unterscheiden, daß man soviel über den moralischen Abstand und die entgegengesetzten Grundprinzipien streitet, wodurch sie von einander getrennt sind? Lassen sich diese Merkmale und Grundprinzipien nur in der Mitte dieser beiden Perioden wahrnehmen? oder existirte etwa zu Ende des Mittelalters und zu Anfang der Renaissance eine naive Gemeinschaft von Sympathien, Meinungen und Bestrebungen, sodaß man nicht unterscheiden kann, was jedem Theile eigenthümlich ist und was ausschließlich dem verwelkenden Mittelalter oder der aufblühenden Renaissance angehört? Wenn das Letztere der Fall ist, sollte man es wenigstens aussprechen; denn in Sachen der Theorie und Geschichte beugen solche Eingeständnisse vielen Irrthümern vor; und das Feld der Kunstliteratur würde vielfach aufgeräumt werden, wenn Jeder, der über den in Rede

stehenden zarten Uebergang nicht nachgedacht hat, sich dazu verstehen wollte, keine willkürlichen Abgrenzungen zu machen. Viele Leute würden alsdann zu der Ueberzeugung kommen, daß es in der doppelten Zwischenzeit, wo die bekannte und anerkannte Kunst des Mittelalters in voller Blüte und Kraft stand, und wo die ebenfalls deutlich hervorgetretene und klar ausgesprochene Kunst der Renaissance ein unbestrittenes Uebergewicht hatte, eine neutrale Interims-Kunst gab, welche von beiden Perioden Spuren an sich trug und theilweise den herkömmlichen Schnitt und die alten Prinzipien beibehielt, theilweise die neuen Versuche und Bemühungen zu Hilfe nahm. Allein ein so kluges Verfahren, welches der Wahrheit so nahe zu liegen scheint und keineswegs hindert, ihr noch näher zu kommen, sondern im Gegentheil anspornt, die Dinge tiefer zu ergründen, behagt den Adlern der ausschließlichen, systematischen Kritik nicht. Diese hochfliegenden Geister, welche die ganze Weltgeschichte von Anfang bis zu Ende auf zwei Seiten, vielleicht in zwei Zeilen zusammenfassen könnten, brauchen feste, große Massen, um die Schwere ihrer Riesengedanken zu stützen. Als Souveräne der Kritik, denen das schwierige Amt zugefallen, das Chaos der Geschichte zu entwirren, verlangen sie hohe Prärogativen, welche eine so große Verantwortlichkeit nothwendig macht, es muß ihnen erlaubt sein, nach Gutdünken und Belieben den Dingen Namen und Charakter anzuweisen.

Leider hängen sich die Epochen nicht so in einander, daß ihre Verkettungen leicht zu erkennen sind; die Thatsachen der Geschichte und die Werke der Kunst kommen nicht so abgebrochen und stückweise zu Tage, daß jene kühne und abfertigende Methode uns dieselben auf plausible

Weise entziffern und herausstellen kann. Wenn man den lebendigen Organismus der Kunst auch in lauter kleine Stücke geschnitten und an jedes einzelne Stück eine Etikette geklebt hat, so ist man doch weit entfernt, ein gesundes, untrügliches Urtheil zu haben, wie geschickt und rein auch die Schnitte gemacht, wie glücklich auch die Abtheilungen und Unterabtheilungen benannt sein mögen. Wir glauben, man thäte besser daran, ganz einfach zu sagen, wie die Dinge in der Kunst sich gestalten; die anspruchslose Beobachtung und Betrachtung würde immer noch viel Anziehendes und Lehrreiches darbieten: denn es wäre doch gewiß kein langweiliges Schauspiel und keine fruchtlose Forschung, wenn man die unermeßliche Ineinanderwicklung der Kunst aller Völker und Jahrhunderte verfolgte und die allmälige Durchdringung zweier sich gegenüberstehender Kunststyle und Kunstprinzipien an denselben Schulen, Werken und Künstlern nachwiese. Jedermann würde einsehen, daß die eifersüchtigen, lokalen, engen und strengen Formeln von jeher unfähig waren, die Kunst zu erklären und zu befruchten, daß die Kunst nichts Absolutes und Unveränderliches hat, als ihre Wesenheit, und daß ihre Form, seitdem der Mensch das alte Joch abgeschüttelt, ewig relativ und unveränderlich sein mußte. Wenn man die gegenseitigen Dienste und Hindernisse, welche sich das Mittelalter und die Renaissance wechselsweise geleistet und in den Weg gelegt haben, sorgfältig prüfen und genau constatiren wollte, so würde sich herausstellen, was von den Motiven, Intentionen und absoluten Regeln zu halten ist, welche eine fromme Kritik hineinlegt: es würde sich finden, daß die blühenden Kunstschulen aller Länder weit entfernt waren, ausschließlich zu

Werke zu gehen und sich auf reine Abstraktionen zu stützen, sondern ebensowol durch Verhältnisse und Sympathien, als durch Prinzipien entstanden und daß die tüchtigsten Kunstwerke Kinder alter Gewohnheiten und glühender Neuerungen sind. Und wenn dem so ist, welch angenehmeres, lohnenderes Studium gibt es, als an jedem bedeutenden Monumente der Kunst zu untersuchen, bis zu welchem Grade die Erinnerungen der Vergangenheit und die Ahnungen der Zukunft sich darin verschmelzen oder bekämpfen! Viele Dinge, woran man gar nicht denkt, würden sich so von selbst erklären; und vieles Andere, welches man ganz gut kennt, aber wenig beachtet, würde die Aufmerksamkeit erregen. Es wäre doch wahrlich kein undankbares, für die Geschichte und Theorie der Kunst unnützes Bemühen, die Anfänge und die allmälige Ausbreitung aller Kunstschulen zu zeigen, welche damals in den verschiedensten Ländern, aber um dieselbe Zeit, unter den verschiedensten Umständen, jedoch aus derselben Veranlassung errichtet wurden.

Von dem Augenblicke an, wo der lange gebändigte und ungeduldig seiner Höhe zueilende Geist des Mittelalters durch seine eigene Fülle verkündet, daß die Tage seines Verfalls im Anzuge sind, würde man bereits den Genius der Renaissance auftauchen sehen. Aus ihrer naiven Verknüpfung und unter ihrem gegenseitigen Einflusse erstanden zweifelsohne schöne, jungfräuliche Kunstwerke; aber in denen schon die Glut der Begierden brennt und der Keim künftigen Zwiespaltes ausgesäet ist. Kaum hatte Gregor VII. durch sein muthiges Betragen und sein unerschütterliches Gottvertrauen bewiesen, daß das Werk des Katholicismus erfüllt war und daß die Idee, welche seit

Konstantin die Welt bewegte, völlig gesiegt habe, als schon die erste Morgenröthe der Renaissance angebrochen. Der alte Buschetto baute seine Basilika nicht lange nach dem Jahre 1000, als Azo und die übrigen Normannen ihre Kathedralen entwarfen. Es war damals eine große Bewegung auf Erden, welche sich überall bemerklich machte: in Italien, Spanien, Frankreich und Deutschland hatte derselbe Funke in der Geisterwelt gezündet. Die starken, lange zusammengepreßten und erschlafften Triebfedern der Kunst bekamen wiederum neues Leben, und das naive Geständniß der menschlichen Persönlichkeit und das erwartungsvolle Verzichtleisten auf Routine bereiteten den Aufschwung vor, welchen die Kunst von nun an nehmen sollte. Im Norden und Süden fing man an, das Geleise der alten byzantinischen Kunst als abspurig zu verwerfen, und wollte nicht länger bei Kunstwerken stehen bleiben, welche vielleicht vorzüglich nur deshalb anonym waren, weil es ihnen an Begeisterung und Originalität fehlte. Im Norden und Süden brach sich die Kunst neue Bahnen, entrang sich den brutalen Nothwendigkeiten, befreiete sich von unförmlicher, geschmackloser Pracht, verließ sich mehr darauf, die Harmonie durch Nachdenken und Berechnung zu finden, und ließ der Persönlichkeit und Individualität freieren Spielraum, um eine bestimmte Physiognomie zu erlangen. Die Kreuzzüge kommen darüber zu und beschleunigen Alles: man behält von der Vergangenheit Alles, was man retten will und kann; die Zukunft ist in die Welt eingetreten. Das Mittelalter zürnt und sträubt sich später vergebens gegen das neuaufgehende Licht der Renaissance und gegen das gewaltige Treiben des neuen Kunstlebens in den noch nicht gebrochenen For-

men einer untergehenden Zeit: die Renaissance hat sich bereits überall eingenistet und selbst in den Werken, welche das Mittelalter für die reinsten und innigsten ausgegeben hat, erkennt der aufmerksame Forscher die Spuren der Renaissance.

Uebrigens welche Kunst war je ausschließlich dem Christenthume eigen und entsprach allen Bedingungen, welche ihr der Katholicismus auferlegt haben soll, wie viele moderne Kunsthistoriker behaupten? Wir hören schon die Antwort; aber wir haben auch wiederum eine Gegenfrage bereit. Wir theilen von ganzem Herzen und mit gutem Gewissen die Bewunderung für die Meisterwerke einer Kunst, welche eine frivole Vergangenheit bei Seite geworfen und verächtlich mit dem uneigentlichsten Namen getauft hat. Die Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, besonders die französischen Philosophen und Kunsthistoriker hatten die Modeansicht verbreitet, wonach man alle Jahrhunderte vor der Reformation mit dem Beinamen der finsteren bezeichnete und alle Kunstprodukte vor dem sechzehnten Jahrhunderte gothisch, d. h. barbarisch nannte. Ihre Jünger, die nunmehr fast gänzlich ausgestorbene Generation der Gebildeten, hatte diese Ansicht gleichsam mit der Muttermilch eingesogen, und da, wenn das Haus einmal mit dem Kalk der Bildung beworfen ist, an kein weiteres Bauen mehr gedacht wird, so war jede Belehrung hierüber vergeblich. Seit 30 Jahren etwa hat aber eine gründliche Quellenforschung den Gelehrten und Kunsthistorikern die Wahrheit wieder enthüllt: letztere sind inne geworden, daß ihre Vorgänger die Kunstwerke der Vorzeit mit allzu großer Seichtigkeit und Erbitterung beurtheilt und zertrümmert hatten. Sie warfen sich mit dem ersten

hitzigen Eifer von Neubekehrten auf das Studium des Mittelalters und durchwühlten seine alten Kunstdenkmäler, Legenden, Chroniken u. s. w., um sich zu überzeugen, ob es denn wirklich so sei, daß in jenen finsteren Zeiten nur kindischer Aberglaube und rohe Barbarei geherrscht; und sie entdeckten mit Staunen und Unwillen, daß die Kunstkritik und Philosophie über die Schnur gehauen, oft geirrt und noch öfter gelogen hatten. Man war der Ansicht, die Menschheit könne mit dieser Erbschaft „der Nacht des Mittelalters“ immerhin zufrieden sein und Mancherlei davon aufbewahren, wenn sie auch in Berücksichtigung der ungehemmten Ausdehnung ihrer Culturfortschritte auf das Meiste Verzicht leisten müsse. Der gothische Kunststyl, welcher zum Gespött geworden war, wurde wieder in seine alten Rechte eingesetzt und als eine erhabene Schöpfung des christlichen Geistes anerkannt.

Es ist eine müßige Frage, ob das Christenthum oder das Alterthum mehr in der Kunst geleistet habe; es ist lange genug darüber hin und her gestritten worden und das Christenthum ist dabei nicht am glimpflichsten weggekommen. Soviel steht jedoch fest, daß es gegenwärtig in Paris nur noch eine sehr kleine Anzahl von Archäologen und Kunsthistorikern gibt, welche die Meinung zu vertheidigen wagen, die der berühmte Quatremère de Quincy in dem ersten Bande seiner „Lebensgeschichten berühmter Baumeister“ mit trockenen Worten ausspricht: „Wir lassen keine andere Baukunst gelten, als die, welche ihren Ursprung, ihre Fortbildung, ihre Gesetze, ihre Theorie und Praxis den Griechen verdankt.“ Wenn ich nicht irre, ist Herr Oberbaurath von Klenze in München derselben Meinung.

Die jüngere Generation in Frankreich, welche die Vorurtheile und den Haß ihrer Aeltern des achtzehnten Jahrhunderts nicht geerbt hat, ist leider ins Extrem, in einen unbedingten, fast carikaturartigen Enthusiasmus für die Kunst des Mittelalters gefallen. Die gothische Kunst hat den Norden Europas mit ihren Wunderwerken besäet, welche Niemand, oder höchstens sehr Wenige mit gleichgültigem Auge betrachten und sehr Viele tief fühlen und verstehen; allein entspricht die gothische Kunst allen literarischen und dichterischen Uebertreibungen und Ergüssen, wodurch die Herren Michelet, Montalembert und ihre Nachbeter in Frankreich, wie ihre Vorkämpfer in Deutschland sie zu erklären und zu erläutern suchen? Hat die gothische Kunst alle die frommen Vorschriften und geistlichen Intentionen erfüllt, welche man daraus entnehmen will? Weil diese Kunst ausdrucksvoll war und Herz und Gemüth anregte, folgt daraus, daß sie in Schranken gehalten und gezügelt wurde? Weil sie mit ihren Werken oft eine große Tiefe und sinnreiche Bedeutung verband, folgt daraus, daß sie an unverletzliche, unüberschreitbare Symbole gebunden war? Weil sie eine auffallende Eigenthümlichkeit und Originalität an den Tag gelegt hat und in schöpferischer Schnelle emporgeblüht ist, folgt daraus, daß sie nichts von der Vergangenheit geerbt hat und ihre Form durch ein Wunder ins Leben getreten ist? Wir können diese Fragen unmöglich bejahen; die gothische Kunst scheint uns ohnehin noch groß und bewundernswürdig; wir sind vielmehr geneigt, gerade das Gegentheil anzunehmen. In unseren Augen ist die gothische Kunst eine Ausgeburt der Freiheit und Würde, welche die christliche Religion der menschlichen Individualität übertragen

und vindicirt hat. Und ich begreife nicht recht, warum ihre Freunde so blind und unbesonnen handeln, und aus ihr die lamentable Ansicht ableiten wollen, das Christenthum habe das trostlose heidnische Fatalitätssystem der Unveränderlichkeit und des ewigen Stillstandes fortgesetzt, an dessen Untergang bereits die griechische Kunst und Philosophie, die römische Brutalität und Sittenverderbniß gearbeitet hatten. Das Christenthum hat doch wahrhaftig nicht den Krebsgang eingeschlagen: es scheint uns hingegen, als wenn es schrankenlose Bahnen geöffnet und den Künstler und die Kunst zu einer vollständigeren unabhängigeren Thätigkeit berufen und mit Allem belohnt habe, was mit soviel Mühe und Anstrengung errungen; es kann unmöglich seine Absicht gewesen sein, die Domäne der Menschen und der Kunst zu verengern und beiden zuzumuthen, jedes Erbtheil der Vergangenheit abzulehnen und jede antike Tradition zu verleugnen. Es thut nichts zur Sache, daß das Christenthum lange, lange Zeit zu seinem Vorhaben und Werke der Befreiung gebraucht, daß es eine Menge Schwierigkeiten erfahren und in Zugeständnisse gewilligt und sich nachgiebig gezeigt hat. Sein anfänglicher, begründeter Unwille gegen die aus einer profanen Quelle fließenden Reichthümer, die Sorgfalt und Vorsicht, welche es angewandt hat, um den Gebrauch dieser Reichthümer zu veredeln und zu reinigen, und selbst die spätere Vernachlässigung dieser Vorsicht haben aller Wahrscheinlichkeit nach zu der Bestimmung beigetragen, welche das Christenthum erfüllen sollte, nämlich die alte Welt, welche sich nicht mehr vom Fleck bewegen konnte, weiterzuführen, zu säubern und auf die Nachwelt zu bringen. Muß man die rastlose, unausgesetzt vermehrte Aneignung aller Materialien,

Kenntnisse, Ideen und Tendenzen der Vergangenheit nicht als eine hohe Weisheit des Christenthums in allen seinen Phasen ansehen? Ist ihre stets innigere Verschmelzung und harmonischere Verknüpfung, ihr stets freieres Ineinanderschlingen und ihr auf eine immer höhere Moral und Bildung basirtes Zusammenfügen nicht grade das, was das Christenthum zu allen wichtigen Epochen für die Zukunft gethan hat? Mir wenigstens kommt es so vor, daß alle bisherigen Fortschritte und Umschwünge in Wissenschaft, Kunst und Leben, welche unter dem glorreichen Einfluß christlicher Ideen geschehen, in diesem Sinne gedeutet werden müssen. Die berühmtesten, unvergänglichsten Denkmäler, wie die Sophienkirche in Konstantinopel, die Markuskirche in Venedig, das Strasburger Münster, Santa-Maria-del-Fiore in Florenz, die Peterskirche in Rom, sind ohne alle Zwangsvorschriften aufgeführt worden: die Künstler durften dabei alle Kunstmaterialien und Kunstprinzipien benutzen, wie es ihnen gefiel. In jeder dieser kühnen Bauten dachte der Kunstgenius sein Werk ganz vollendet, der Vergangenheit Alles geraubt und der Zukunft nichts übrig gelassen zu haben. Der Kaiser Justinian, sagt man, glaubte auf dem Bauhofe der Sophienkirche Engelstimmen zu hören, welche ihn bei der Unentschlossenheit seiner Architekten mit Rath unterstützten. Und wie die Sophienkirche gleich einem ersten, inbrünstigen Gebet an den Schöpfer, ihre unsicheren, gewagten Kuppeln höher in die Luft wölbte, als der genau abgemessene, berechnete Dom des Pantheons, so vernahm der Kaiser, (die ernsthaftesten Zeugen versichern es,) abermals Engelstimmen, welche ihm zuriefen: „Sei gebenedeit, frommer Kaiser, du hast Salomo besiegt!“

Wenn nun aber alle Kunstformen nach einander sich für berufen hielten, rein abzuschließen und sich nicht gescheut haben, jeden weiteren Fortschritt für unmöglich und jede fernere Hoffnung für eitel zu erklären, darf man da wegen dieser thörichten, vermessenen Ansprüche unaufhörlich von lasterhaften Richtungen und gefährlichen Lockungen des Geistes und von sträflicher Hinneigung des Menschen zur Form sprechen? Die Schriftsteller, welche solches thun, werden mehr vom Religionsgefühle, als vom Kunstgefühle dazu angetrieben; denn sie leben der Hoffnung, das Studium der Kunstmonumente des Mittelalters werde den Glauben des Mittelalters wieder erneuern. Die fromme Seite dieses Bestrebens respektiren wir aufrichtig; jede Sache und Meinung schätzt ihre Bedürfnisse, und da die christliche Religion in den Tagen ihrer Kraft und Fülle der ganzen Welt von ihren Reichthümern abgegeben hat, so ist es nicht mehr wie billig, daß ihr irgend Jemand in den Tagen ihrer Schwäche und Armuth wieder etwas von dem verschenkten Gute zurückgibt. Aber jedes Ding hat sein Maß, und man kann doch nicht geduldig mit ansehen und anhören, daß halbgelehrte und halbreligiöse Aesthetiker das Gebiet der Kunst beschränken und die Kunst selbst schimpflich verschneiden und zur Selbstentleibung auffodern. Es wäre von ihrer Seite ein übermenschlicher Aufwand von blühender Beredtsamkeit und einschmeichelnder Dialektik erfoderlich, um die Kunst und katholische Kirche zu bewegen, sich von ihnen ins Schlepptau nehmen zu lassen.[1] Die Kunst wird doch nicht allein zurückschreiten und sich mit vergilbten Formen bekleiden wollen, während alles Uebrige in unserer Zeit voranschreitet und die Formen der Vergangenheit abstreift; und die ka-

tholische Kirche wird nie vergessen, daß sie mit gleicher Seelenruhe und Heiterkeit zu jeder Zeit die frommen und freien Arbeiten ihrer Kinder eingesegnet hat: es wird ihr stets erinnerlich bleiben, daß unter dem Architrav der heidnischen Basilika ihre Päpste und Concile Konstantin dem Großen und der Welt die Allgegenwart Gottes offenbart haben; daß aus dem Portal eines griechischen Tempels einer ihrer heiligen Bischöfe den großmächtigen Kaiser Theodosius ausstieß; daß sie unter dem romanischen Rundbogen ihren ältesten Sohn Klodwig taufte und Karl den Großen zum abendländischen Kaiser salbte; daß sie unter den Spitzgewölben der gothischen Münster und Kathedralen die Völker über den schlimmen Ausgang der Kreuzzüge tröstete und daß sie endlich unter einem Dome der Renaissance den Bannfluch gegen Luther aussprach.

Alle diese Kunstwerke, die byzantinischen und römischen Basiliken, die romanischen und gothischen Thürme, und die Doppelkuppeln der Renaissance, sind aus einer und derselben Quelle geflossen, und es ist ein thörichtes Beginnen, sie einerseits durch christlichen Spiritualismus, andererseits durch heidnischen Materialismus erklären zu wollen.

Standen die Kunstschulen im Süden und Norden nicht zu gleicher Zeit unter demselben Schutz und demselben Einfluß? Obschon sie verschiedene Formen angenommen, obschon die Umstände, die bereits vorhandenen Materialien und der den Völkern eigenthümliche Geist ihre Werke mannichfaltig gestaltet, so haben sie dieselben nichtsdestoweniger einem einzigen Glauben geweihet. Man darf daher nicht nach systematischem Belieben aus der Erbschaft der Kunst dieses oder jenes herausnehmen, um es hierhin

oder dorthin zu vertheilen. Die wahren Kunstfreunde würden zu viel dabei verlieren. Es ist im Gegentheil viel besser, die Verwandtschaftsbande und Familienähnlichkeiten aufzusuchen. Dieses Studium ist viel verständiger, erfreulicher und bringt eher auf den Grund der Dinge und verschafft eine nicht minder klare Anschauung der Oberfläche. Man würde eine ergiebige Ader im Bergwerk der Kunstgeschichte öffnen, wenn man Untersuchungen darüber anstellte, was die Bestrebungen der gothischen Schüler Frankreichs und Deutschlands mit den Prinzipien und Tendenzen der neu erblühenden Schulen Italiens gemeinschaftlich haben. In den Monumenten aller Art, welche sie uns hinterlassen haben, gibt es andere Dinge zu vergleichen als die Daten der Erbauung, und welche noch viel mehr das gemeinsame Band beweisen, das sie verknüpft und welches man heutzutage mit großem Unrecht zum Nachtheil der italienischen Schulen zerreißen würde, wie man es im vorigen Jahrhundert mit großem Unrecht zum Nachtheil der gothischen Schulen zerrissen hat. Das Andenken der byzantinischen Schule, die Ueberlieferung der Materialien der alten Welt, die wunderlichen, kapriziösen Kunstbeiträge der Orientalen und Araber, den alten Glauben und den alten Brauch, das moderne Zweifeln und das moderne Streben nach Freiheit, welches bald mit klarer Erkenntniß, bald in dunklem Sehnen hervortritt, — alles Das suche man in jenen Werken, welche der Tod einer abgelebten Bildung und die Geburt einer neu entstehenden Zeit eingegeben haben: wer aufrichtig sucht, findet das Angedeutete darin: denn es ist so gut in den venezianischen, pisanischen, florentinischen Werken des zwölften Jahrhunderts, in den Basiliken, Baptisterien und

Glockenthürmen des Marco Giuliano, Buono, Bonanno und des Meisters Guglielmo, als in den Thürmen, Spitzen und Kirchen von Saint=Denis und Chartres; es ist so gut in den toskanischen Werken des Marchione von Arezzo und Fuccio von Florenz, als in den französischen Werken des Robert von Luzarche und Hugues Libergier, so gut in dem Campo Santo des Niccola von Pisa, als in der Pariser Heiligenkapelle des Pierre von Montereau, und in den gleichzeitigen Bauten des Erwin von Steinbach und Arnolfo di Lapo.

Aus allen diesem aber erhellt, daß diejenigen, welche die Kunstepoche der Renaissance, d. h. der auf freie Nachahmung und Benutzung antiker Vorbilder und Materialien begründeten neuen Kunstweise, ins sechszehnte Jahrhundert verlegen, einen starken Irrthum begehen und einen großen Misbrauch mit Worten treiben. Die erste Regung der Renaissance geht wenigstens bis ins dreizehnte Jahrhundert zurück. Die neuere Kunst lebte wieder auf zu den Zeiten Cimabue's, Giotto's und der alten Meister von Pisa, Siena und Venedig: sie lebte wieder auf, d. h. sie war auf eine Stufe gediehen und herangebildet, wo sie Alles beisammen hatte, was sie brauchte, um weiter fortzuschreiten. Cimabue, Giotto, Arnolfo di Lapo, Niccola von Pisa, Orcagna und alle ihre unmittelbaren Nachfolger, welche man gewöhnlich zu den rein katholischen Künstlern rechnet, halfen sich sehr viel mit dem Studium und der Nachahmung der Antike. Und nachdem diese Basis der Nachahmung und des Studiums der Antike in der primitiven Schule einmal festgestellt war, so folgte daraus die ununterbrochene Reihe der ferneren Kunstfortschritte bis zu ihrer höchsten Ausbildung im Anfang des sech=

zehnten Jahrhunderts. Wie ist es nur möglich, zu behaupten, daß diese primitive katholische Künstlerschule in einer heiligen Unbeweglichkeit verharrt habe, da es doch erwiesen ist, daß Niccola von Pisa und Giotto besonders nach der Natur arbeiteten? Das Studium des lebendigen Modells zwingt und gewöhnt und schmeidigt die Hand zu sehr, als daß man lange bei der herkömmlichen, durch Tradition geheiligten und überlieferten Nachahmung stehen bleiben sollte. Die Porträtirkunst, und Giotto hat bekanntlich eine große Anzahl Porträte hinterlassen, ist schon nichts weniger als rein katholisch, sondern durchaus progressiv; und man kann es nicht laut genug sagen: die christliche, moderne Kunst ist wie die griechische, antike Kunst aus dem Gefühl des menschlichen Stolzes, aus dem Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit entsprungen. Bei der griechischen ist es ziemlich klar: die unheimlichen Sagen der hellenischen Welt verkünden es deutlich genug. Trotz der vielen dazwischenliegenden Jahrhunderte hören wir noch ganz vernehmlich das Grollen der erzürnten griechischen Priester, welche die ersten Versuche der individuellen Emancipation und des Fortschritts mit Schreckbildern und Drohungen verfolgen und verfluchen; überall, wo die altgriechische Geistlichkeit ihren angemaßten Charakter ewiger Fortdauer und Beständigkeit erschüttern sieht, schreckt sie die Uebertreter ihrer unwandelbaren Gesetze mit dem Phantom des Geschicks und des Fatums. Der verwegene Künstler, welcher sich gegen den Cultus der Ruhe und des Todes auflehnt, welcher die Minerva, den Genius des Studiums und der Civilisation um etwas Anderes anruft, kurz welcher in seinem Uebermuthe den Göttern nahe treten und

sie nach seinem eignen Bilde formen will, muß sein keckes Unternehmen bereuen und wird in seinen Erwartungen getäuscht. Prometheus muß in Fesseln an demselben Felsblock verbluten, welchen er durch das Machtgebot der Kunst umgestalten wollte: ewige Qual frißt ihm die Leber ab und zum Lohne seines voreiligen Strebens verbreiten sich die trügerischsten Illusionen, die grausamsten Enttäuschungen über die Erde, nämlich Neugierde, Phantasie und Einbildungskraft; die Zauberin Pandora säet sie aus zur Rache der Götter und zur Strafe der Menschen. Orpheus büßt sein Genie durch die heilige Wuth, welche er ins Leben gerufen und geweckt hatte; Phaethon, ein anderer Sohn Apollo's und der Musen, stürzt zu Boden geschmettert nieder, weil er mit dem Sonnenwagen der Aufklärung und Dichtkunst beinahe die ganze Welt angesteckt hätte; übermäßiger Geistesschwung stürzt ebenfalls den jungen Ikarus, den Sohn des Architekten Dädalus, welcher bereits wie der Bildhauer Prometheus bestraft und für seine neuen und sinnreichen Werke in Fesseln gelegt worden war. Unter der dünnen Hülle dieser altgriechischen Fabeln und Legenden ist die Wahrheit nicht zu verkennen; hinter ihrem durchsichtigen Schleier lesen wir, wie große, unermeßliche Anstrengung und heroische Gesinnung nöthig war, um die Bahnen zu ebnen, welche der Menschengeist heutiges Tags in Ruhe und Sicherheit zurücklegt.

Cimabue ist aber für die christliche Kunst nichts Anderes als der moderne Dädalus, d. h. der direkteste und kräftigste Repräsentant jenes individuellen Gefühls und Strebens, welches die Geister seiner Zeit und seines Vaterlandes beseelte. Seine hohe Geburt, sein stolzer Charakter, seine einflußreiche Stellung, seine frühzeitige Reife,

Alles bestimmte ihn dazu. Der edle Junker von Florenz wollte kein gewöhnlicher Arbeiter sein, wie die anderen griechischen und italienischen Arbeiter, zu denen ihn Neigung und Geschmack hintrieben. Die moderne Kunst, wir wiederholen es, ist aus einem Anflug von Stolz hervorgegangen: die unausbleibliche Folge davon war der Wetteifer, und durch den Wetteifer wurde der Fortschritt möglich, d. h. das Verzichten auf die byzantinische Kunsttradition, auf die nicht grade absolut, positiv vorgeschriebene, sondern relativ hergebrachte und durch Ueberlieferung geheiligte Form. Mir ist es daher unerklärlich, wie die katholischen Kunsthistoriker den Cimabue, den ersten Abtrünnigen von der byzantinischen Schule, zu ihrem Chorführer auserwählen und alle verstockten Sünder, welche nach Cimabue wie die Pilze hervorschießen, unter ihre Heiligen versetzen können. Mich dünkt, daß sie damit einen groben Verstoß begehen, welchen, soviel ich weiß, noch Niemand gerügt und aufgedeckt hat.

Cimabue eröffnet die Reihe der alten Meister, welche das Werk der Renaissance begannen; jeder davon hat in der zweiten Kunstperiode seinen Doppelgänger und Fortführer: Giotto den Masaccio, Stefano den Uccello, Arnolfo di Lapo den Brunelleschi, Antonio den Giovane Bellini, die Meister von Siena den Fiesole, Benozzo Gozzoli den Perugino; bis endlich Correggio, Leonardo da Vinci, Tizian, Raphael, Michel Angelo, Bramante und Donatello die Kunst auf den Gipfel der Vollendung brachten. Die im Laufe der Zeiten entstandene, aus der Culturgeschichte hervorgegangene Kunst ist nie ein beharrlicher Zustand, wie die an der anschießenden Masse bereits erlangte Form des Krystalls, noch schwingt sie sich wie ein

Phönix in plötzlicher Verjüngung aus dem Staube empor; nein! sie hat wie jedes Lebendige einen unmerklichen Ursprung, einen langsamen Wachsthum, einen glänzenden Augenblick der Vollendung und eine stufenfällige Abnahme; sie ist das nach stetem Umwandeln ringende Gebilde der sich entfaltenden Pflanze, in Werdelust hineilend nach der Blütenzeit, und von da ab sich neigend, um, von eitlem Streben erschöpft, nach Ruhe verlangend, in der Verwesung Schoos zurückzusinken und sich von Neuem zu befruchten. Dies ist der Gang und Lauf aller Entwicklung nicht nur im Reiche der Natur, sondern auch im Gebiete der Wissenschaft und Kunst, und was soll hier des Menschen Klügeln?

V.

Spanien in der ersten Periode seiner Abhängigkeit von Frankreich unter dem Stifter der neuen Dynastie Bourbon-Spanien.

Von

F. W. Schubert.

Als ich im letzten Jahrgange der nunmehr abgeschlossenen Reihefolge dieses Taschenbuchs Spaniens trostlosen Zustand unter den letzten Regenten aus dem Hause Habsburg darstellte, deutete ich schließlich bereits an, daß ich den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen gedächte, um für dieses Land die ersten Regierungsjahre unter dem Begründer des neuen Königsstamms näher zu beleuchten. In allen Zweigen der Verwaltung zerrüttet, in zurückschreckender Erschöpfung seiner reichen und vielfachen Kräfte befand sich zwar schon dieser Staat, als der neue Dynastienwechsel vor sich ging: und leider welche Rettung wurde ihm gewährt! Die gegenseitigen Beziehungen zwischen den verschiedenen Ständen und Provinzen und der königlichen Familie waren unter Karl II. schon sehr aufgelöst, der Nationalstolz Spaniens hatte selbst unter den schmählichsten Bedingungen des Auslandes sich gebeugt: aber während des Erbfolgekriegs trat bei der bedeutungslosen Persönlichkeit beider Thronbewerber zuletzt eine völlige Gleichgültigkeit bei dem spanischen Volke ein, von welchem Fürsten es zuletzt beherrscht werden würde. Erbitterung gegen die einzelnen Ausländer zeigten die Spanier überall; aber sie steigerte sich nicht zum enthusiastischen und zerschmet-

ternden Hasse der Fremdenherrschaft. Der Ausländer siegte und wurde besiegt auf dem spanischen Boden, doch immer war es wieder ein anderer Ausländer, welcher die Entscheidung herbeiführte. Wie bei vieljähriger Dauer dieser vernichtenden Zustände das spanische Volk physisch und moralisch verdorben wurde, wie Verrath und Feigheit einerseits, wie Schlaffheit und selbstverschuldete Verarmung andrerseits so allgemein hervortraten, daß selbst die strafende Schmach der öffentlichen Meinung sie nicht mehr traf, wird in der vorliegenden Darstellung als ein trauriges Ergebniß sich geltend machen.

Dem Tode des Königs Karl II. (1. November 1700) waren bereits zwei neue Theilungsverträge vorausgegangen, welche die damaligen Großmächte Europas über die spanische Monarchie in und außerhalb dieses Erdtheils mit einander zu verabreden geneigt waren, ohne auch nur im mindesten die dabei betheiligten Regierungen und Cortes zur Mitberathung zu ziehen. Zur Behauptung des politischen Ansehens fehlten der spanischen Macht die Mittel und der Wille: Grund genug für die übrigen Mächte, über Spanien unter den damals obwaltenden politischen Verhältnissen als über eine glücklich gewonnene Beute zu freier Vertheilung zu verfügen. Zwar hatte der kaiserliche Botschafter Graf von Harrach im September 1697 die einflußreichsten Häupter der beiden entgegengesetzten Parteien am spanischen Hofe auf eine kurze Zeit zu vereinigen gewußt, indem er die Aussöhnung der Königin Maria Anna und ihren vertrauten deutschen Rathgeber mit dem Cardinal Portocarrero, Erzbischof von Toledo und Primas von Spanien, vermittelte. Dadurch gelang es dem entschlußlosen König Karl II. von beiden Seiten zu dem

entschiedenen Schritte einer testamentarischen Verfügung *) über Spanien zu treiben, indem er den Erzherzog Karl, den zweiten Sohn des Kaisers Leopold, seinen nächsten Agnaten vom Hause Habsburg, zum Erben der ungetheilten spanischen Monarchie ernannte (14. November 1697). Aber auch nach diesem vortheilhaften Schritte erschien es durchaus nothwendig, daß der Erzherzog Karl augenblicklich mit einer Heeresmacht von 12,000 Mann nach Spanien abgesandt würde, um den Franzosen, die noch Barcellona behaupteten, das Gegengewicht zu halten. „Denn," schärft Graf Harrach in jeder Depesche aus dieser Zeit mit den lebhaftesten Farben ein, „Spanien ist von allen menschlichen Mitteln entblößt, ohne Einigkeit und Entschluß im Ministerium, ohne Truppen, ohne Schiffe, ohne Geld." Inzwischen theilte leider auch der kaiserliche Hof ähnliche Bedürfnisse und verzögerte deshalb unter allerlei kleinlichen Vorwänden die Absendung des Erzherzogs und der Truppen. Die Politik des wiener

*) Für die fernere Sammlung von Stoff zu der Ausarbeitung der diplomatischen Memoiren über den spanischen Erbfolgekrieg hatte Mignet im Frühjahr 1838 den französischen Arzt Duflot nach Madrid gesandt. Diesem gelang es unter vielen herbeigeschafften Aktenstücken für diesen Krieg, im Juli 1838 das lange vergeblich gesuchte ältere Testament des Königs Karl II. zu Gunsten des Erzherzogs Karl zu finden. Es war unter der gewöhnlichen Formel Yo el Rey mit dem Namenszug des Königs bestätigt, und enthielt die Bestimmung, daß jede später von ihm zu treffende Abänderung als null und nichtig zu erachten sei. Es folgen darauf die Unterschriften des Staatssekretärs für die auswärtigen Angelegenheiten Ubilla y Medina, des Cardinals Portocarrero und des Admirals von Castilien Don Juan de Cabrera. Das Testament ist vom 14. November 1697 datirt.

Cabinets versagte sich selbst die verkehrtesten Entschuldigungsgründe nicht, sogar das Vorhandensein lutherischer Soldaten im kaiserlichen Heere mußte dazu dienen, weil diese den rechtgläubigen Spaniern zu großen Anstoß geben und gegen den kaiserlichen Prinzen einnehmen würden.

Unterdessen versäumte der neue französische Botschafter Marquis d'Harcourt keine Gelegenheit, die von seinem diplomatischen Rival mühsam zu Stande gebrachte Vereinigung beider Hofparteien für das kaiserliche Interesse wieder aufzulösen. Der hochfahrende Stolz des Cardinals Portocarrero hatte nur zu bald die nach allein herrschendem Einflusse strebende Königin Maria Anna verletzt. Sie zeigte sich den französischen Bestrebungen bald nicht mehr abgeneigt und schien ganz für Ludwig XIV. gewonnen, als ihr Beichtvater Gabriel und ihre Hofdame Frau von Berlepsch mit 50,000 Kronen bestochen und die Eitelkeit der letzteren noch außerdem mit einer entfernten Aussicht auf ein eignes Fürstenthum in den Niederlanden gereizt wurde. Ließ sich doch die kühn wagende diplomatische Kunst des Marquis d'Harcourt selbst bis zu der frechen Eröffnung gegen die Königin verleiten, daß sie durch Begünstigung der Wünsche des Bourbonischen Hauses für sich selbst bei dem bald zu erwartenden Tode ihres königlichen Gemahls den Weg zu einer neuen Vermählung mit dem Dauphin einschlagen könnte. Aber auch der Cardinal Portocarrero blieb den Schmeicheleien des französischen Botschafters nicht lange unzugänglich, und dieser kannte zu gut seinen Vortheil, um nicht mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln die von dieser Seite mindestens sehr gefährliche Opposition aus dem Wege zu räumen und auf die entgegengesetzte Richtung, gegen die nur

federnden und nichts gewährenden Vertreter des Erzherzogs Karl hinzulenken. Ein glücklicher Umstand begünstigte ihn dabei, daß in dem entscheidenderen Zeitpunkte Graf Harrach die fernere Leitung der Verhandlungen seinem ebenso unerfahrenen als überstolzen Sohne überließ. Der spanische Hof ließ es daher bald empfindlich merken, daß man der kaiserlichen Truppen in Spanien gar nicht bedürfe, ja daß man entschlossen sei, den Erzherzog nur ohne ihre Begleitung ans Land steigen zu lassen. Doch erschien eine solche zurückweisende Drohung ganz vergeblich, weil man in Wien damals an nichts weniger, als ernstlich an eine Ausrüstung einer angemessenen Expedition nach Spanien dachte, und bei allen großen Siegen der Prinzen Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen in dem Türkenkriege die dennoch durch denselben sehr erschöpften Kräfte der kaiserlichen Macht nur für den näheren sicheren Gewinn einiger Besitzungen in Italien benutzen wollte.

Indeß selbst Ludwig XIV. erachtete anfänglich den gesammten Besitz der spanischen Monarchie für einen zu zweideutigen Gewinn, um für denselben die glänzenden Resultate seiner früheren politischen Operationen aufs Spiel zu setzen. Seine Eroberungslust war durch die beiden letzten Kriege abgekühlt, und der abwechselnde Erfolg des Kriegsglücks, die vermehrte Zahl seiner Feinde und ihrer Hülfsmittel mahnten ihn zur sorgsam berechnenden Vorsicht an. Er wurde unschlüssig, ob nicht der sichere Erwerb eines Theiles der spanischen Monarchie für die Krone Frankreich, der unsicheren Aussicht auf die ganze Monarchie für einen seiner Enkel vorzuziehen wäre. Der politische Calcul entschied diesmal für die sicherste Combination, und als unverkennbare Folge davon ergab sich ein neuer

Theilungsvertrag über die spanische Monarchie, welchen Ludwig XIV. zuerst mit dem englischen Gesandten Graf Portland in Versailles verabredete und dann mit beiden Seemächten am 11. October 1698 abschloß. Weder Spanien noch der Kaiser waren dabei zu Rath gezogen und sollten nun das fertige Werk unter dem Nachdruck gemeinschaftlicher Uebereinstimmung ohne weitere Abänderung annehmen. Die eigentliche Krone Spanien nebst den davon abhängenden Ländern auf der pyrenäischen Halbinsel (nur mit Ausschluß von Guipuscoa), ferner die dazu gehörenden Inseln, die Niederlande und die außereuropäischen Colonien sollten dem Kurprinzen Joseph von Baiern, damals sieben Jahre alt, als Enkel der Margaretha Theresia, der jüngeren Schwester des Königs Karl II. von Spanien, zufallen. Zum Antheil Frankreichs waren in Erneuerung der alten Ansprüche Neapel, Sicilien, die spanischen Besitzungen auf der Küste Toscanas, Guipuscoa und das Marquisat Finale bestimmt. Dagegen sollte das mit der aussterbenden Dynastie stammverwandte Haus Habsburg-Oestreich ausschließlich mit dem Herzogthum Mailand für den Erzherzog Karl abgefunden werden. Der spanische und östreichische Hof, so gewaltsam verletzt, legten natürlich bei der ersten Nachricht davon gegen diesen widerrechtlichen Act der theilenden Mächte Einspruch ein, aber der verwickelte Zustand der damaligen politischen Verhältnisse des Kaisers trieb unvermerkt von dem gemeinschaftlichen Handeln mit Spanien zurück. Es gefiel dem wiener Cabinete bald wieder neue Verhandlungen mit Frankreich anzuknüpfen, um auf den früheren ausschließlichen Vertrag mit diesem Hofe (vom J. 1668, Jahrg. 1839, S. 315—23.) über die Vertheilung der spanischen

Besitzungen zurückzukommen. Aber diese Bemühungen wurden durch den jetzt erwachten Nationalstolz der noch einflußreichen spanischen Großen vereitelt. Die Zerstückelung ihres Staates durch fremde Mächte wurde doch von denselben als ein zu entsetzlicher Greuel verabscheut und die spanischen Gesandten in England und Holland erhielten den gemessensten Auftrag, in den stärksten Ausdrücken darüber Beschwerde zu führen. Der Marquis von Canales, welcher in London den Botschafterposten bekleidete, stellte in seinem Memoire *) das Unerhörte dieses Schrittes gegen alle Gesetze des Natur- und Staatsrechts vor. Sollten solche Handlungen fremden Staaten gegen souveraine Mächte erlaubt sein, so würde fortan keine Sicherheit mehr für Fürsten, Völker und ihre geheiligtesten Rechte und Privilegien stattfinden. Ein allgemeiner Krieg von unberechenbarer Dauer würde dadurch für ganz Europa herbeigezogen und die mannichfachsten Verbindungen des Handels und Verkehrs zwischen den befreundeten Nationen wären mit großem Verluste für die beiderseitigen Unterthanen vernichtet. Würdig wies er England auf seine eignen inneren Verhältnisse zurück, damit ein solches Beispiel nicht auch dereinst seine Interessen verletze, und behielt sich deshalb vor, dies Manifest dem Parlament selbst vorzulegen, sobald es wieder versammelt sein würde. In ähnlicher Weise erklärte sich Bernardo de Quiros gegen die Generalstaaten der Niederlande. Unterdessen hatte der Cardinal Portocarrero alle Mittel seiner geistlichen Gewalt und seines politischen Einflusses auf den König Karl II. gebraucht, um die Unzertrennlichkeit des spanischen

*) Mitgetheilt bei Lamberty, Mémoires, Vol. I. S. 21—26.

Reichs mit dem schwächsten und verbindungslosesten unter den Thronbewerbern zu vereinigen, und dadurch zugleich auch für die Zukunft ein abhängiges Werkzeug von dem alleingebietenden Klerus auf den Thron zu setzen. König Karl II. wurde daher selbst bestimmt, durch eine geheim gehaltene testamentarische Verfügung vom 14. November 1698 den Kurprinzen von Baiern gleichfalls zum alleinigen Erben aller seiner Staaten zu erklären. In demselben Testamente wurde aber auch der Königin eines völlig zu Grunde gerichteten Landes ein jährlicher Witwengehalt von 800,000 Ducaten zugesichert, während vordem in den blühenderen Zeiten des Finanzzustandes von Spanien zu solchem Zwecke niemals mehr als 300,000 Ducaten ausgesetzt worden waren. Die spanischen Cortes sollten jetzt zusammenberufen werden, um diese Thronfolge anzuerkennen, aber die Minister und namentlich der Graf von Oropesa widersetzten sich dieser Foderung, da „nach ihrer Ansicht" die Cortes nur zur Bewilligung neuer Steuern nothwendig wären, und ihre Einberufung immer das ganze Reich in Unruhe und Zwiespalt versetzte. Aber weder dieses Testament noch der Theilungsvertrag konnten zur Ausführung gelangen, weil schon nach wenigen Monaten der Kurprinz von Baiern zu Brüssel verstarb (6. Februar 1699), wo sein Vater, der regierende Kurfürst, damals als Statthalter der spanischen Niederlande seinen Hof hielt. Da das kaiserliche Cabinet jetzt nachdrücklichere Anstalten traf, der Anwendung des Testaments mindestens für einzelne Theile der dereinstigen spanischen Erbschaft entgegenzuhandeln, so verbreitete sich bald das Gerücht, was geflissentlich von Frankreich aus in Umlauf gesetzt wurde, daß der Tod des Kurprinzen von dort her durch

Gift veranlaßt wäre, und noch nach fünf Jahren spielte der Kurfürst von Baiern in einem Manifeste gegen den Kaiser (1704) darauf an. Aber dies Gerücht hatte eben so wenig Grund, als das spätere gleichmäßig gegen den französischen Hof ausgebreitete; vielmehr fanden beide darin nur ihre Veranlassung, daß die Menschen für jeden plötzlichen, wenn auch natürlichen Unfall einer politisch wichtigen Person nähere Motive aufzuspüren geneigt sind, und dabei sich nicht scheuen die betheiligten Parteien aller nur möglichen Schuld anzuklagen, oft auch sogleich in der ersonnenen Schuld ein neues Motiv zu eigenen, sonst nicht leicht zu rechtfertigenden Handlungen wahrnehmen.

Mit dem Tode des Kurprinzen begannen alsbald neue Intriguen in Madrid wieder ihren Wettlauf, in welchen jedoch der Marquis d'Harcourt, jetzt auf das genaueste mit der Behandlung der Hauptpersonen am spanischen Hofe vertraut und von seiner ebenso gewandten als intriguanten Gemahlin dabei auf das trefflichste unterstützt, einen glänzenden Triumph über seine Gegner, namentlich über den jüngeren Grafen Harrach und den englischen Botschafter Lord Stanhope davontrug. Die früher schon angewandten Mittel der reichlichsten Bestechung wurden noch nachdrücklicher fortgesetzt und durch ein neues Hülfsmittel bei dem Könige und seinen Beichtvätern mit glücklichem Erfolge verstärkt, indem man Ludwig XIV. als den eifrigsten und frömmsten Beschützer der katholischen Orthodoxie beliebt zu machen und den größten Widerwillen gegen die beiden ketzerischen Seemächte einzuflößen sich bemühte. Je hoffnungsloser der Zustand des unglücklichen Königs Karl II. wurde, je dringender er um die aussöhnenden Gnadenmittel der römischen Kirche besorgt war,

um so mehr mußten diese Einflüsterungen der französischen Diplomatie ihre Wirkung thun, besonders noch als sie vom päpstlichen Nuntius in gleicher Weise bestätigt wurden. Es kam bis zur äußersten Spannung zwischen den Höfen von London und Madrid, die beiderseitigen Gesandten wurden im September 1699 abberufen, während der französische Gesandte am englischen Hofe ganz unbekümmert um die frömmelnden Depeschen seines Collegen in Madrid ununterbrochen mit den beiden Seemächten über einen dritten Theilungsvertrag der spanischen Monarchie unterhandelte. Der Kaiser nahm auch diesmal keinen Antheil an den Verhandlungen, der spanische Hof blieb abermals von dem Fortgange derselben ununterrichtet, doch traten die Gesandten der beiden Seemächte bei der Behauptung ihrer Foderungen entschiedener auf, und Frankreich gab zuletzt nach, weil seine Diplomaten noch immer vertrauten, durch ihre unausgesetzten doppelten Bemühungen, statt des nach der Theilung ihrer Krone bestimmten Antheils, die ganze Monarchie als Erbschaft aus den Händen Karls II. sich zu erschleichen. Der Theilungsvertrag war zuerst von englischer und französischer Seite zu London am 3. März 1700, und darauf von den Gesandten derselben Mächte und den Generalstaaten im Haag am 25. März 1700 unterzeichnet*). Nach demselben wurde jetzt dem Kaiser Leopold für seinen zweiten Sohn, den Erzherzog Karl, die vormals dem Kurprinzen von Baiern bestimmte Nachfolge zugewiesen, der französische Hof gewann außer seinem früheren Antheile noch die Aussicht auf das Herzogthum Lothringen, wogegen der Fürst

*) Lamberty I. S. 96—107.

dieses Landes durch das Herzogthum Mailand entschädigt werden sollte. In einem geheimen Artikel wurde bestimmt, daß, wenn der Herzog von Lothringen in diesen Tausch nicht einwilligen sollte, der Kurfürst von Baiern oder der Herzog von Savoyen das Herzogthum Mailand zum erblichen Besitzthum erhalten, Frankreich aber durch Navarra, das Herzogthum Luxemburg und die Grafschaft Chimy, oder anderseits durch das Herzogthum Savoyen, die Grafschaft Nizza und das Thal Barcellonetta entschädigt werden sollte. Der Erzherzog Karl dürfe aber in keinem Falle früher als nach dem Tode Karls II. und nur nach vollständiger Annahme aller Bedingungen dieses Theilungsvertrags nach Spanien abgehen. Kaiser Leopold gab in der auf drei Monate festgesetzten Zeit für seine Zustimmung gar keine Antwort, und bei wiederholtem Anbringen ließ er dem französischen und holländischen Gesandten in Wien durch den Grafen Harrach mündlich eröffnen, daß er von der Bestimmung einer Theilung ganz ausgeschlossen sein wolle, daß er den König von Spanien für gesund und noch so kräftigen Alters erachte, um selbst Erben hervorbringen zu können, jedoch im unverhofften Falle des Absterbens seines Schwagers und Vetters ohne männliche Nachkommenschaft, er für das kaiserliche Haus die Ansprüche auf die ganze Erbschaft sich vorbehalte. Sonderbar klingt es inzwischen im Munde eines kaiserlichen Ministers, von dieser Theilung der Löwenhaut, wie von einer unerhörten Rechtlosigkeit zu sprechen, während sein eigenes Cabinet dreißig Jahre vorher fast auf dieselben Bedingungen unter dem größten Siegel des Geheimnisses mit Frankreich übereingekommen war.

In Spanien selbst wurde die Nachricht von einem

abermaligen Versuche eines Theilungsvertrags fast mit noch größerer Erbitterung aufgenommen, als im Jahre 1698, aber der französische Botschafter wußte so geschickt zu manövriren, daß der durch diese Verhandlung aufgeregte Zorn ganz ausschließlich auf Holland und England abglitt und das Gewicht seines Einflusses am spanischen Hofe höher als je zuvor stieg. Es blieb nur noch der verwandtschaftliche Sinn des Königs Karl für die östreichische Linie seines Hauses zu bekämpfen, und diesem arbeitete der Marquis d'Harcourt nicht gradezu entgegen, sondern suchte ihn nur auf eine feine Weise überall zu untergraben. Bei jeder Gelegenheit bemühte er sich die Schwäche Oestreichs recht grell ins Licht treten zu lassen, die steigenden Gefahren für die rechtgläubige Kirche in Spanien stark hervorzuheben, welche Frankreichs Macht allein würdig aufrecht zu erhalten und zu beschützen wissen würde. Kam es doch dahin, daß der neue spanische Botschafter am französischen Hofe Castel dos Rios bei seinem Abgange nach Paris vorzugsweise damit beauftragt wurde, bei der theologischen Fakultät in Paris die Aufhebung eines Verdammungsurtheils gegen eine Schrift der Maria Dagredo durchzusetzen und für die förmliche Anerkenntniß der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria zu arbeiten. — Die Lässigkeit des östreichischen Cabinets beschleunigte außerdem den glücklichen Erfolg der Bemühungen des französischen Botschafters. Eine erneuerte Einladung des Erzherzogs Karl nach Madrid von Seiten des spanischen Hofs war in Wien abermals abgelehnt worden, theils weil die Kränklichkeit und die Jugend des Erzherzogs Karl der Ausführung dieses Plans im Wege stünden, theils weil es für unpassend erachtet wurde, daß der kaiserliche Prinz früher

als mit der königlichen Würde bekleidet in Spanien auftreten sollte. Inzwischen war die Verbindung des Cardinal-Erzbischofs Portocarrero mit dem französischen Botschafter immer vertrauter geworden, sodaß selbst nach dem Abgange Harcourts von Madrid (20. Mai) jener die Sache der französischen Partei als seine eigene betrieb. Der Cardinal war als Spanier durchaus für die Untheilbarkeit der Monarchie gestimmt, und dieser wandte alle Mittel seines Geistes, seiner politischen Erfahrung und seiner Geldkräfte an, um die Möglichkeit der Erfüllung dieses Wunsches nur unter der Berufung eines Bourbonischen Zweiges auf den spanischen Thron zu zeigen. Karl II. schien allerdings mit der Abnahme seiner Kräfte über die Ernennung des Thronfolgers in seinem Gewissen sehr beunruhigt zu sein: er hatte die höchsten geistlichen und weltlichen Behörden in Madrid und Neapel um Rath gefragt, er hatte sich insgeheim (durch die Sendung des Herzogs von Uzeda) deshalb an den Papst Innocenz XII. gewandt. Alles entschied nach den Informationen des Cardinals Portocarrero gegen einen Prinzen aus dem kaiserlichen Hause und begünstigte die Wahl eines Enkels von Ludwig XIV. Der König, täglich durch die greuelhafte Gefahr der Möglichkeit einer dereinstigen Verbindung seiner Staaten mit den Ketzern geängstigt, schritt endlich (2. October 1700) zu einem neuen Testamente über die Nachfolge in seinem Reiche. Dies Testament wurde zwar eigenhändig von König Karl unterschrieben, aber auch nach den jetzt bekannt gewordenen Actenstücken gewinnt man noch nicht die völlige Ueberzeugung, ob der König damals noch so viele Ueberlegung besaß, daß er wußte, was er unterschrieb. Trauriges Schicksal dieses Reichs,

mehr als einmal in den wichtigsten Angelegenheiten seiner ferneren politischen Entwicklung über sich durch Testamente verfügt und gebunden sich zu fühlen, welche von Königen ausgingen, die über das dazu nothwendige Maß ihrer geistigen Kräfte nicht mehr zu gebieten vermochten. Wer wird nicht hier wider seinen Willen an die unheilvollen testamentarischen Veränderungen der spanischen Thronfolge in dem Jahre 1830, 1832 und 1833 gemahnt!

Der größte Theil der Bestimmungen dieses letzten Testaments von Karl II. *), welchem noch ein Codicill am 5. October beigefügt wurde, ist geistlichen Inhalts. Zuvörderst wird als die wichtigste Fürsorge den künftigen Beherrschern der spanischen Monarchie anempfohlen, für die Feststellung der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria, als eines Dogmas der römisch-katholischen Kirche, bei dem römischen Stuhle Sorge zu tragen. Nächstdem verpflichtet er seine Nachfolger die Inquisition zu ehren und überall zu unterstützen, überhaupt aber jeden anderen Zweck für das Beste der heiligen Kirche zu opfern. Hunderttausend Seelenmessen werden zu seiner Rettung gestiftet, jedoch wenn er sie nicht sämmtlich bedürfen sollte, zur Seelenrettung seiner Vorgänger auf dem spanischen Throne angewiesen. Ein von ketzerischen Grundsätzen angesteckter Prinz solle niemals in Spanien zur Regierung gelangen dürfen. Der geistliche Stand solle vor allen geehrt und in seinen Privilegien und Rechten beschützt werden: doch war auch die unverkürzte Erhaltung der Landesconstitutionen der verschiedenen Reiche dem Nachfolger zur Pflicht gemacht worden. Zum Universalerben der in

*) Lamberty I. S. 191—212

keiner Weise zu theilenden spanischen Monarchie wurde Philipp Herzog von Anjou, der zweite Sohn des Dauphins und Enkel Ludwigs XIV. eingesetzt; im Falle des tödtlichen Abgangs desselben ohne Erben oder seiner Gelangung zum französischen Throne, sollte ihm sein Bruder, der Herzog von Berry, der dritte Sohn des Dauphins, in ganz gleichem Rechte folgen, und erst wenn auch dieser ohne Nachkommen verstürbe, wurde jetzt die Nachfolge für den Erzherzog Karl bestimmt, für welchen wiederum im Sterbefalle der Herzog von Savoyen zur Ergänzung ernannt war. — Für den Fall, daß bei dem Tode Karls II. der Thronfolger noch nicht in Spanien anwesend wäre, oder die Volljährigkeit noch nicht erreicht hätte, sollte ein Regentschaftsrath aus sechs Mitgliedern die Verwaltung führen, in welchem die Königin Witwe nach ihrem Belieben an den Berathungen und Beschlüssen Antheil nehmen und den Vorsitz führen konnte. Zu den sechs Mitgliedern waren durch ihr Amt der Präsident des Raths von Castilien, der Präsident des Raths von Aragonien, der Erzbischof von Toledo und der Großinquisitor bestimmt: außerdem ein Grande von Spanien und ein Mitglied des Staatsraths, welche der König in einen dem Testamente angehängten Memoire von demselben Tage ernannte, Don Francisco Pimentel, Graf von Benavent und Don Rodrigo Manuel Manriquez de Lara, Graf von Frigliano.

Die Verabfassung dieses Testaments war absichtlich sehr geheim gehalten worden, sie war den Gesandten am spanischen Hofe verborgen geblieben, nicht einmal Ludwig XIV. schien über den Inhalt der Bestimmungen desselben ganz sichergestellt. Aber es war auch der äußerste Zeitpunkt

für seine Feststellung gewesen, denn schon nach vier Wochen (Karl II. starb 1. November 1700) sollte es zur Ausführung kommen. Mit großer Eile wurde der Staatsrath in Madrid versammelt, das Testament sofort eröffnet, und schon vierundzwanzig Stunden nach dem Tode des Königs befand sich der Courrier nach Versailles auf dem Wege *), um Ludwig XIV. die Anfrage über die unbedingte Annahme des Testaments für seinen Enkel vorzulegen. Doch hatte der spanische Staatsrath einstimmig die Ansicht getheilt, daß, wenn der französische Monarch den seiner eigenen Krone günstigeren Theilungsvertrag dem Testamente für seinen Enkel vorziehen sollte, in Spanien augenblicklich der Erzherzog Karl als Nachfolger und Beherrscher des ungetheilten Reichs anerkannt werden sollte. Ludwig XIV. schwankte indeß jetzt nicht lange, sein Entschluß war sicher früher gefaßt, ehe er auf diese Verabfassung des Testamentes durch seinen Diplomaten einwirken ließ. Aber auch der letzte entscheidende Schritt wollte bedacht sein, weil er unzweifelhaft zu einem weitaussehenden Kampfe auffodern mußte: er kostete dem französischen Staate als solchem den wahrscheinlich unblutigen Gewinn trefflicher Provinzen, die der Theilungsvertrag verhieß **),

*) Lamberty I. S. 227 — 28.

**) So urtheilt Ludwig XIV. in einem Briefe vom 14. November 1700 an den Grafen von Briord, seinen Gesandten bei den Generalstaaten von Holland. Die Beschleunigung des Entschlusses war nach diesem Briefe um so nothwendiger, als der spanische Botschafter am französischen Hofe von dem Regentschaftsrathe den Befehl erhalten hatte, bei längerem Anstande von Ludwig XIV. sofort die gesammte Erbschaft dem Erzherzog Karl antragen zu lassen. Oeuvres de Louis XIV., tom. VI. S. 33—39.

und stellte die Streitkräfte von halb Europa unter Waffen, um Frankreich von allen Seiten in Europa und in den Colonien mit zahlreichen Heeren und Flotten anzugreifen. Aber der französische Monarch sah jenen Theilungsvertrag von keiner andern, als den theilenden Mächten, anerkannt, alle Berichte über Spanien und die spanischen Besitzungen in Italien bezeugten eine volle Gleichgültigkeit gegen die Wahl des Herrscherhauses: ob ein Bourbonide oder ein Habsburger den königlichen Thron besteigen würde, wurde nicht sorglich gefragt; wol aber ob Friede und Ruhe erhalten bleiben, der Handelsverkehr nicht gestört würde und eine Erleichterung der schwer drückenden öffentlichen Lasten zu erwarten stünde. Ludwig XIV. griff jetzt rasch zu, am 10. November 1700 langte die spanische Botschaft mit dem geöffneten Testamente in Paris an, am 12. November schreibt Ludwig schon an den spanischen Regentschaftsrath zurück, daß er und der Dauphin mit dem Aufgeben ihrer eigenen Ansprüche die Bedingungen des Testaments ohne alle Modificationen annehmen; und bereits am 16. November wurde Philipp von Anjou-Bourbon dem französischen Hofe als König Philipp V. von Spanien und Begründer der zweiten bourbonischen Dynastie in einer europäischen Hauptmacht vorgestellt. Diese Schnelligkeit und Frankreichs gerüstete Streitkräfte, welche in ihrer Beihülfe dem erschöpften Spanien, das auf seine eigene Vertheidigung nicht vertrauen konnte, den nachdrücklichsten Schutz gegen jeden Throncompetenten erblicken ließen, vereinigten im ersten Augenblicke die verschiedenen Völker der spanischen Krone zur allgemeinen Anerkennung des Königs Philipp V., und an allen europäischen Höfen, wo spanische, von Karl II. accreditirte Diplomaten sich befanden,

traten diese sofort als Vertreter des legitimen spanischen Königs aus dem Hause Bourbon auf.

Das Haus Habsburg-Oestreich erklärte zwar das Testament Karls II. für erschlichen*), und erkannte sogar nicht einmal das Recht des Königs von Spanien an, gegen bestehende Verträge einen Nachfolger für seine Krone zu ernennen. Die römischen Reichslehne, welche Spanien in Italien besessen hatte, wurden augenblicklich (22. November 1700) für den Kaiser in Beschlag genommen, aber in Bezug auf die übrigen Theile der spanischen Monarchie begnügte man sich ein ausführliches Memoire auszuarbeiten, um für den Erzherzog Karl das ausschließliche Erbrecht in Anspruch zu nehmen, ließ dieses erst im März 1701 den dabei betheiligten Höfen bekannt machen, und vermeinte durch die hölzernen Waffen der Rechtsgründe, Heirathsverträge und verjährte Testamente und durch den schwerfälligen Gang der Verhandlungen mit den Generalstaaten, England und der Krone Frankreich den factischen Bestand der Besitznahme Spaniens durch Philipp V. und seine Anerkennung von den meisten westlichen und nördlichen Staaten Europas rückgängig zu machen. Aber eine nachdrückliche Rüstung der Streitkräfte wurde versäumt, selbst in Nord-Italien rückte man mit außerordentlicher Langsamkeit fort und jede günstige Gelegenheit, wenigstens Neapel und Sicilien durch Ueberrumpelung zu besetzen und dadurch ein größeres Gewicht für die Behauptung seiner Foderungen gegen das Haus Bourbon sich zu erwerben, blieb gänzlich unbeachtet. Aber ich gestatte mir hier nicht,

*) Die Protestation des Grafen Harrach vom 6. November 1700 und 17. Januar 1701 bei Lamberty I. S. 367—68.

auf die allgemeinen politischen Angelegenheiten Europas näher einzugehen, welche in der Entwicklung dieses Erbfolgekriegs in den Niederlanden, am Rhein, im südlichen Deutschland, in der Lombardei und Piemont die Kräfte der größten Mächte Europas über ein Jahrzehend verzehrten und durch Hülfsvölker die mannichfachste Vermischung der Nationen in den Landheeren und Flotten hervorriefen. Es sei für diese Abhandlung die freiwillige Schranke gesteckt, uns in übersichtlicher Darstellung nur die Schicksale Spaniens vorführen zu lassen, welche unmittelbar aus diesem Dynastienwechsel folgten und leider zu keiner wesentlichen Verbesserung der inneren Zustände dieses Landes führten.

Philipp V. war schon in der dritten Woche nach der Annahme der spanischen Krone nach Madrid aufgebrochen (3. December 1700). Am Tage der Abreise erhielt er von seinem Großvater eine ausführliche Regierungs-Instruction *), die dem Hauptinhalte nach sicher das Werk Ludwigs XIV. ist, und sowol eine recht genaue Kenntniß von dem Zustande Spaniens, als auch eine umsichtige eigene Erfahrung in den damals nothwendigen Regierungsmaximen verräth und offenherzig genug die errungene Weisheit aus eigenen Verirrungen andeutet. Ihre Hauptlehren sind: „der Monarch darf keine seiner Pflichten verabsäumen, besonders aber nicht die gegen Gott. Gott überall zu ehren und darin seinem Volke zum Beispiel zu dienen, ist eins der größten Güter, welches die Könige gewähren können; desgleichen bei jeder Gelegenheit sich für die Tugend und gegen das Laster zu erklären. Philipp

*) Oeuvres de Louis XIV. II. S. 460—66.

solle niemals eine Vorliebe für irgend eine Person hegen, mit seiner Gemahlin in gutem Verhältnisse leben und deshalb eine ihm zusagende Prinzessin wählen, die aber nach Ludwigs Urtheile nicht aus dem östreichischen Hause abstammen dürfe. Er solle die Spanier und alle seine übrigen Unterthanen lieben, nicht diejenigen Personen vorziehen, welche ihm am meisten schmeicheln würden, vielmehr diejenigen hochschätzen, welche für das Gemeinbeste ihm selbst zu misfallen wagen sollten: denn das wären grade die wahrhaften Freunde des Königs. Um das Glück seiner Unterthanen zu befördern, solle er keinen anderen Krieg anfangen, als zu dem er genöthigt sein würde, und nachdem er alle Gründe dafür und dawider mit dem Staatsrathe wohl überlegt hätte. Vorzüglich möge er über eine gute Ordnung in dem Staatshaushalte, über die amerikanischen und asiatischen Colonien und den Zustand der Flotten wachen. Mit Frankreich solle er stets in großer Eintracht leben, da kein Vortheil für beide Mächte so groß als diese Vereinigung ausschlagen würde, welcher dann gar kein Widerstand würde geleistet werden können. Bei dem nothwendigen Kriege solle er sich selbst an die Spitze seiner Heere stellen, deshalb überall sein stehendes Heer zweckmäßig ergänzen und mit dem in den spanischen Niederlanden anfangen. Seine Staatsgeschäfte solle er niemals um des Vergnügens willen vernachlässigen, aber deshalb sich regelmäßig eine Zeit zur Erholung aussetzen, die recht angemessen mit dem unschuldigen Jagdvergnügen ausgefüllt würde, wenn dies nur nicht mit zu großen Unkosten verknüpft wird. Bei der Verhandlung von Staatsgeschäften möge er stets mit gespannter Aufmerksamkeit Theil nehmen, im Anfange viel zuhören, ohne irgend

etwas zu entscheiden, bei fortgeschrittener Kenntniß von den Dingen aber stets eingedenk sein, daß bei ihm die Entscheidung stehe: doch selbst auch in diesem Falle solle er alle Gründe und Ansichten des Staatsraths anhören, bevor er zu der endlichen Entscheidung sich entschlösse. Vor allen Dingen aber solle er die ausgezeichnetsten Männer in seinen Reichen kennen lernen, um sich ihrer zur rechten Zeit zu bedienen, Jedermann gut behandeln, aber die Leute von Stand und Verdienst besonders hervorheben. Bei der Besetzung der Stellen der Vicekönige und Gouverneure soll er immer auf die Spanier Rücksicht nehmen, für den verstorbenen König große Erkenntlichkeit bezeigen, sowie für alle Diejenigen, welche seine Wahl auf den spanischen Thron begünstigt hätten. Dem Cardinal Portocarrero soll er großes Vertrauen bezeigen und ihm Beweise seiner Erkenntlichkeit für dessen Antheil an der Wahlgelegenheit geben: ebenso soll er den spanischen Botschafter am französischen Hofe, Marquis Castel dos Rios eine ehrende Auszeichnung (er wurde im Juli 1701 Grand von Spanien und später Vicekönig von Mexico) zugestehen, weil derselbe nach dem Testamente ihn zur Uebernahme des spanischen Thrones aufgefodert und darauf ihn als der erste Unterthan der spanischen Krone begrüßt hatte. Er möge nicht den Marquis Bedmar vergessen, der ein Mann von Verdienst ist und Geschick hat, der Krone gute Dienste zu leisten. Sein ganzes Vertrauen verdiene der Herzog von Harcourt (er war jetzt für das glückliche Gelingen seiner diplomatischen Operationen zu dieser Würde erhoben), ein geschickter und rechtschaffener Staatsmann, der ihm nur seinem Interesse angemessene Rathschlüsse ertheilen wird. Alle mitgenommene Franzosen solle er in

16 **

guter Zucht halten, sich mit keinem seiner Diener zu traulich einlassen und noch weniger ihm Glauben beimessen, die französischen Diener bei dem geringsten Fehler entlassen und sie niemals gegen die Spanier in Schutz nehmen." — „Den Umgang mit der Königin Witwe soll er, soweit es nur angänglich ist, vermeiden, dahin wirken, daß sie aus Madrid geht, aber nicht den spanischen Boden verläßt. An welchem Orte sich dieselbe aber auch befinden möge, so soll er ihr Benehmen beobachten lassen und sie daran verhindern, sich irgendwie in die Staatsgeschäfte zu mischen, sowie gegen jede Person, die einen zu häufigen Umgang mit derselben pflege, Verdacht hegen. Mit seinen Aeltern und nächsten Verwandten soll er in engem Verkehre über wichtige und geringfügige Dinge verbleiben, sie über seine Bedürfnisse und Wünsche unterrichten. Niemals möge er vergessen, daß er Franzose sei, und was ihm dereinst noch zufallen könnte *), wenn er seine Nachfolge in Spanien durch Kinder sichergestellt haben wird. — Er soll seine verschiedenen Königreiche und Provinzen besuchen, zuerst Neapel und Sicilien, demnächst Mailand und die Niederlande, später Catalonien, Aragonien, auch auf Ceuta und die afrikanische Küste seine Aufmerksamkeit richten. — Bei dem ersten Zusammentreffen mit sonderbaren Charakteren und Gewohnheiten möge er sein Erstaunen unterdrücken und alles Spottes darüber sich ent-

*) Damit meinte Ludwig XIV. die Möglichkeit der Besteigung des französischen Thrones, indem durch die Verordnung vom 1. Februar 1701 für Philipp V. und seine männlichen Nachkommen das Recht der Erbfolge in Frankreich erhalten war. Vergl. Lamberty I. S. 388—89.

halten: denn jedes Land habe seine eigenthümlichen Sitten, und bald würde er an das gewöhnt werden, was ihm zuerst am auffallendsten erschienen ist. Soviel als möglich soll er vermeiden Gnadenbezeigungen denen zu erweisen, welche zu ihrer Erlangung Geld gegeben haben; freigebig soll er sich nach seinem Belieben zeigen, keine Geschenke annehmen, wenn aber dieselben nicht zurückgewiesen werden könnten, nach einigen Tagen mit ansehnlicheren Gegengeschenken vergelten. Eine Privatkasse soll er sich anlegen und für diese allein den Schlüssel behalten. Endlich aber, um mit der wichtigsten den Schluß zu machen, soll er niemals sich selbst beherrschen lassen, er soll der Herr sein, weder einen Günstling noch einen Premierminister haben. Hören, berathen soll er die Minister, aber dann selbst entscheiden. Gott, welcher ihn zum König gemacht habe, wird ihm auch die nothwendigen Einsichten verleihen, sodaß er auf gute Gedanken und Entschlüsse gerathen wird."

Mit solchen Lehren entsandte Ludwig XIV. seinen königlichen Enkel zu seiner Bestimmung auf dem spanischen Throne. Die Reise wurde in sehr kurzen Tagemärschen über Amboise, Poitiers, Saintes, wo er das Weihnachtsfest feierte, nach Bordeaux gemacht. Hier traf er am 30. December 1700 ein und verweilte mehre Tage. In Bayonne empfing ihn am 13. Januar 1701 der Herzog von Harcourt, welcher wegen seiner genauen Kenntniß des Landes und der dort geltenden Personen sowol zum außerordentlichen Botschafter des französischen Hofes als auch zum Rathgeber des jungen Königs gewählt war. Mehre angesehene spanische Herren ließen sich schon hier ihrem neuen Beherrscher durch Harcourt vorstellen. Bei einer in der dortigen Gegend veranstalteten Jagd gerieth indeß

Philipp V. in einen Sumpf, konnte von den hinzueilenden spanischen Begleitern daraus nicht gezogen werden, und verdankte erst seine Rettung den herbeigerufenen französischen Gardes du Corps: ein bedeutungsvolles Schicksalszeichen, wie es von den starkgläubigen Zeitgenossen sogleich ausgelegt wurde. Am 22. Januar erfolgte auf der zu diesem Zwecke über die Bidassoa geschlagenen Brücke die Trennung von seinen beiden Brüdern, den Herzögen von Burgund und Berry, und dem übrigen französischen Gefolge, indem der Herzog von Alba und der Graf von Ajen an der Spitze eines Hofstaats von hundertundachtzig Dienern ihren jungen König empfingen *). Am 23. Januar gab Philipp V. zu Irun als König von Spanien auf dem eigenen Boden seine erste Audienz dem Herzog von Harcourt, indem er dessen neues Creditif als Botschafter an seinem Hofe entgegennahm. Die weitere Reise ging wiederum in sehr kurzen Tagemärschen über Tolosa, Vittoria, Miranda, Burgos, Guadalaxara, Alcala de Henares nach Madrid, wo er den 18. Februar eintraf. Das spanische Volk in den höheren Classen nahm den neuen König ohne besondere Theilnahme auf, wie es denn der innigeren Theilnahme des Vertrauens gegen seine Monarchen seit mehr als einem Jahrhunderte entwohnt war: der Pöbel wurde in den Städten und auf den Landstraßen durch entgegengeworfenes Geld zum lautjubelnden Empfange leichtlich angelockt. Die dem Könige beim Empfange an der Grenze dargebotene Summe von 100,000 Pistolen als Reisegeld, wies derselbe zur Verwendung für dringende Staatsbedürfnisse zurück, und bestimmte bald darauf

*) Theatrum Europ. XVI. S. 398—99

60,000 Pistolen von dieser Summe nach Mailand zu schicken, um die Kriegsrüstungen gegen einen etwaigen Angriff von kaiserlicher Seite zu beschleunigen.

Aber noch ehe Philipp V. Madrid erreichte, hatte der jetzt auf den Gipfel seines mächtigen Einflusses gehobene Cardinal Portocarrero alle seine Gegner das Feld räumen lassen. Die Königin Witwe, durch ihren häufigen Verkehr mit dem kaiserlichen Botschafter und seinem Stellvertreter, dem Grafen von Auersperg, verdächtig, bei welchem der Beichtvater des verstorbenen Königs de las Torres gleich nach Karls II. Tode viel gesehen worden, hatte es wol merken lassen, daß sie über die Verabfassung des letzten Testaments ganz anderer Meinung sei, als der Cardinal es wünschen mußte. Auf seinen Bericht nach Bayonne hin, ertheilte Philipp V. noch vom französischen Boden dem Regentschaftsrathe die Weisung, die Königin und ihren Anhang aus Madrid zu entfernen *). Die Königin nahm am 1. Februar 1701 den ihr nur unter fünf Städten zur Wahl gestellten Aufenthalt zu Toledo, wohin sie Graf von Auersperg begleitete, der Beichtvater de las Torres wurde in sein Kloster verbannt, und der der Königin günstig gesinnte Großinquisitor Don Baltasar de Mendoza mußte sich in sein Bisthum Segovia zurückziehen. Das letzte Haupt der vormaligen deutschen Partei am spanischen Hofe, der Prinz von Hessen-Darmstadt, jetzt noch Gouverneur von Catalonien, verlor gleichzeitig seine Stelle und wurde durch den Grafen Palma, den Neffen des Cardinals Portocarrero, ersetzt. Wie sehr aber Ludwig XIV. an allen diesen Veränderungen der inneren

*) Lamberty I. S. 420.

Verwaltung Spaniens Theil nahm, erhellt aus seinem Briefwechsel mit Philipp V. und dem Herzog von Harcourt, der besonders in den ersten fünf Jahren lebhaft fortgesetzt wurde. Ueber die Entfernung des Großinquisitors schreibt Ludwig XIV. am 8. Februar 1701 an den Herzog von Harcourt *), daß er sie gern noch aufgeschoben gesehen hätte, um über diesen Gegenstand zuvor an den Papst zu schreiben; da aber einmal der Beschluß gefaßt wäre, so müßte er behauptet werden. Doch erachte er es für nothwendig bei dem Anfange der Regierung, bevor man eine genaue Kenntniß von dem Stande der Angelegenheiten erworben hätte, daß man bei dem Strafen langsam verfahre. Es wäre unzweifelhaft, daß es ungeachtet der allgemeinen guten Aufnahme des Königs Philipp von Seiten der Nation, doch noch viele Anhänger des Hauses Habsburg in Spanien gäbe: aber man müsse bedenken, daß diese Gesinnungen bis auf diesen Augenblick für sie als ein Verdienst zu betrachten wären, und daß sie vielleicht bald dieselben aufgeben werden. Keineswegs aber verdienten sie dafür bestraft zu werden, und um so weniger, als sie nur grade dadurch zu Conspirationen gegen den König Philipp getrieben werden könnten. Einen Monat später (7. März) billigt Ludwig XIV. in einem Brief an Harcourt seinen Entschluß, für das Wohl Spaniens unmittelbar an den Berathungen des Cabinets von Philipp V. Theil zu nehmen. Denn da dieses nur auf den dringenden Wunsch des Cardinals Portocarrero geschehen und die öffentliche Stimmung es zu begünstigen scheine, so würde es nur zum sichersten Be-

*) Oeuvres de Louis XIV. II. S. 55.

weise dienen, wie sehr innig die Verbindung der französischen Krone mit der spanischen geknüpft sei. Sie soll aber durchaus den Spaniern keine Eifersucht einflößen, vielmehr nur den übrigen Mächten Europas die Ansicht aufdrängen, daß alle ihre Rüstungen und Anstrengungen gegen uns dieses innige Band nur noch mehr verstärken würden.

Unterdessen hatte Philipp gleich bei seiner Ankunft in der Residenz sich nach dem benachbarten Lustschlosse Buen-Retiro zurückgezogen, um von hier aus erst nach zwei Monaten seinen öffentlichen Einzug in Madrid zu halten. Hier empfing er die höchsten Behörden des Reichs, die verschiedenen Classen der Grande, die Abgeordneten aus den verschiedenen Provinzen. Hier gab dem siebenzehnjährigen Monarchen der Präsident des Raths von Castilien, Don Manuel Arias, in der Empfangsrede die zweideutige Lehre: „Vergessen Sie nie, daß Gott Sie an die Spitze eines nicht blos monarchischen, sondern despotischen Staats gestellt hat, ja eines Staates, der despotischer ist, als irgend ein anderer in der Christenheit, sodaß selbst der Weg der Vorstellung und Beschwerde nur auf Ihren Befehl erlaubt ist." Die ersten Verwaltungsangelegenheiten stießen aber bald auf den verderblichsten Grund des inneren Verfalls von Spanien, auf die gänzliche Zerrüttung seiner finanziellen Verhältnisse. Zu den nothwendigsten Ausgaben fehlte das Geld, die bitterste Dürftigkeit brach überall unter dem schimmernden Flitterglanz des Hofprunkes hervor. Man glaubte den Hauptfehler in dem Uebermaß der Beamten, der Höhe ihrer Besoldungen, dem zahllosen Apparate des Hofstaates entdeckt zu haben. Die zu geringem Preise verschleuderten

königlichen Güter wurden sammt den verschenkten oder verpfändeten wieder eingezogen, die unnöthigen Aemter, sowie die Expectanzen auf dieselben und andere Gnadensachen aufgehoben, die überflüssigen Bedienten entlassen, die zu hohen Pensionen und Gnadengelder oft auf mehr als die Hälfte herabgesetzt, wie dies bei allen über 300 Ducaten hinausgehenden geschah. Die 1664 von König Philipp IV. eingesetzte Kammer von Indien wurde ganz aufgehoben und ihre Geschäfte überwies man dem Rath von Indien, der überdies nur auf die Zahl von acht Mitgliedern beschränkt wurde. Der Finanzrath, die höchste Behörde für die Verwaltung der Einkünfte Spaniens, wurde auf sieben Glieder oder die Hälfte seiner früheren Räthe vermindert; ein Gleiches trat bei dem Rathe von Aragonien ein. Von den 42 Kammerpagen wurden nur sechs zum königlichen Dienste beibehalten, die Unzahl von 24 Leibärzten bis auf den sechsten Theil herabgesetzt. Der Admiral von Castilien verlor seine Stelle als Generalissimus der Flotten und Landheere, der Graf von Aquilar sein Generalat zur See. Die Vicekönige von Mexico und Peru wurden mit ihrem großen Hofstaate zurückgerufen, und die Verwaltung jener Reiche dem Erzbischof von Mexico und dem Grafen von Tornubia einstweilen übertragen. Aber diese Ersparnisse blieben nur eine einseitige Hülfe, sie erzeugten außerdem dem neuen noch nicht befestigten Hofe eine Menge Gegner, die in den entlassenen Hauptpersonen von selbst die Führer ihrer Partei erblickten, und bereitwillig nachmals eine gefährliche Verbindung für den Erzherzog Karl im Innern Spaniens gewährten. Noch mehr schadete dies, daß nicht selten Franzosen zur Besetzung der so eben erledigten Stellen berufen und mit noch

größeren Besoldungen und Pensionen ausgestattet wurden, wie der Graf d'Estrées zum Oberbefehlshaber der spanischen Flotten mit 30,000 Pistolen Gehalt. Das immer noch höhere Steigen des Herzogs von Harcourt, dem nach dem Cardinal Portocarrero der nächste Platz in der spanischen Regierung eingeräumt wurde, und der doch gleichzeitig noch mit dem Amte des französischen Botschafters bekleidet blieb, verletzte nicht wenig den Stolz der Grandes. Sogar durch zu große Herablassung gegen die Grandes selbst, die er gegen die Hofetikette zu seiner eigenen Tafel zog, verlor Philipp an Achtung, weil die Verminderung des Ceremoniels zugleich auch als Herabsetzung des Ansehens der königlichen Majestät galt. Ein günstiges Zwischenereigniß bot sich in dem glücklichen Einlaufen der amerikanischen Silberflotte in den Hafen von Cadix dar, indem dieselbe gegen 20,000,000 Piaster an edlen Metallen und Waaren mit sich führte. Die Handelskammer von Sevilla spendete bei dieser Gelegenheit für manche Begünstigung bei dem westindischen Handel ein reiches Geschenk von 500,000 Piaster in zwei Raten. Inzwischen waren stets so viele Anweisungen auf Ausgaben im Voraus bestimmt, daß auch solche außerordentliche Einnahmen nach wenigen Wochen spurlos verschwunden waren.

Bald nach dem öffentlichen Einzuge des Königs in Madrid, den derselbe zu Pferde am 14. April in Begleitung aller anwesenden Grandes und ältesten Ritter der drei großen spanischen Orden hielt, und worauf vierzehn Tage nacheinander große Feierlichkeiten und Volksfeste, zuletzt ein Stiergefecht folgten, schritt man zu der Huldigungsceremonie. Der König beschwur am 28. April in der Kirche des heiligen Hieronymus zu Madrid die Privilegien des

Landes in Gegenwart des päpstlichen Nuntius, Cardinals Borgia, des savoyischen und venetianischen Gesandten, wobei er den Eid in die Hände des Cardinals Portocarrero, als Primas von Spanien, ablegte. Darauf nahm er den Huldigungseid aller anwesenden Prälaten, Großen und Abgeordneten der Stände und Städte entgegen, indem dabei ganz gegen das Testament — um sich dadurch in allen Chancen der politischen Ereignisse als legitimer Monarch anerkannt zu sehen — die Huldigungsformel gebraucht wurde: „daß sie König Philipp für den alleinigen Herrscher der spanischen Monarchie, und für den natürlichen und rechtmäßigen Erben aller von der spanischen Krone abhängenden Reiche, sowol nach dem Rechte seiner Geburt (von seiner Großmutter Maria Theresia, als ältesten Tochter Philipps IV.), als auch nach den Gesetzen der Monarchie hielten. Demgemäß wurde auch die Protestation des Herzogs Philipp von Orleans, des einzigen Bruders Ludwig XIV., am 1. December 1700 zu Paris für sich und seine Nachkommen gegen das Testament Karls II. ausgestellt, weil er in demselben dem Erzherzog Karl nachgesetzt worden wäre, von der spanischen Regierung zu den Reichsacten genommen *).

Von den spanischen Provinzen war nun Philipp V. bis auf Catalonien überall anerkannt worden, aber diese hatte den neuen Vicekönig, den Marquis Guastanagá, nicht eher bei sich aufnehmen wollen, als bis der König zuvor selbst, nach dem herkömmlichen Rechte, die Aufrechthaltung ihrer besondern Landesfreiheiten eidlich bestätigt hätte. Da der Vicekönig nicht in seiner amtlichen

*) Sie befindet sich bei Lamberty I. S. 254—36.

Stellung nach Barcellona gelangen konnte, begnügte er sich den im Namen des Königs zu leistenden Eid in die Hände des Syndikus der catalonischen Stände zu Lerida abzulegen. Von Barcellona wurde nun Don Francisco Miguet an den Hof gesandt, um über die königliche Bestätigung der Landesprivilegien zu verhandeln, aber derselbe erhielt nun ebensowenig Zulassung nach Madrid, und wurde angewiesen, sich zwanzig Meilen entfernt von der königlichen Residenz zu halten. Obwol nun bereits im Juni 1701 die Sache dahin ausgeglichen wurde, daß die catalonischen Stände mit dem königlichen Worte statt des Eides für die fernere Beschirmung ihrer Landesfreiheiten sich begnügten, bis der König bei seiner nächsten persönlichen Anwesenheit den Eid darauf selbst ablegen würde, worauf der Vicekönig ungestört seinen Sitz in Barcellona nahm, so war doch dadurch der erste Keim des Mistrauens und Zwiespaltes zwischen Catalonien und dem Hofe Philipps V. gelegt.

Aber bei dem beispiellosen Aufgeben jedes ernsten Widerstandes von östreichischer Seite in der ersten Zeit, war der spanische Thron leichter in Besitz genommen, als die Monarchie bei ihrer großen Ausdehnung mit selbständiger Kraft auf die Dauer behauptet. Frankreichs überlegene Streitkräfte hatten das Wagstück vollbracht, den kraftlosen Jüngling in Spanien einzuführen, ihr Werk war es, die Grenzfestungen in den spanischen Niederlanden im Februar 1701 zu überrumpeln und dadurch die Anerkennung Philipp's V. auf dem spanischen Throne von den Generalstaaten am 22. Februar und von England den 17. April wie im Fluge zu erobern. Doch eben deswegen erschien jetzt auch Frankreichs Macht gefahrdrohender für die übri-

gen benachbarten Mächte, als in irgend einem früheren Zeitpunkte, und der edle Beschützer ihrer Selbständigkeit, König Wilhelm III., beschloß seine ruhmvolle Laufbahn mit der großartigen Schöpfung der Tripelallianz vom 7. September 1701. Schon bei der Eröffnungsrede seines letzten Parlamentes (31. December 1700) mahnte er mit warnender Stimme: „der französische Monarch wird durch die Erhebung seines Enkels auf den spanischen Thron das übrige Europa sich unterwerfen, wenn man nicht rasche und ausreichende Mittel dagegen ergreift. Er selbst ist der wahre Herr des spanischen Reichs geworden; hält es ganz in seiner Gewalt und schaltet über dasselbe wie über seine eigenen Länder." Und vier Monate später (im April 1701) berichten der englische Botschafter Schonenberg und sein Agent Aglionby aus Madrid: „die beiden einflußreichsten Minister, der Cardinal Portocarrero und der Präsident Arias sind die Häupter der französischen Partei, und von dem Willen Ludwigs XIV. so durchaus abhängig, daß sie sich demselben nicht wieder entziehen können." „Spanien erscheint bis zur Meerenge von Gibraltar wie eine französische Landschaft, wenn man darunter nicht Wohlstand des Landes, sondern nur Abhängigkeit verstanden wissen will." Dabei ging aber nach diesen bewährten Augenzeugen die Verblendung vieler angesehenen Spanier so weit, daß sie in ihrer Schlaffheit alles Nationalgefühl ableugneten, indem sie mit kluger List sogar einen Sieg über Frankreich errungen zu haben vermeinten, weil dieses mächtigere Reich nunmehr Spanien gegen die andern Staaten zu schützen verpflichtet sei. Am deutlichsten geht diese erbärmliche Abhängigkeit Spaniens von Frankreich aus dem gänzlichen Mangel aller Hülfsmit-

tel zu seiner Vertheidigung und den gleichzeitigen Briefen Ludwigs XIV. hervor, die kaum anders als gebieterische Vorschriften betrachtet werden dürfen. Bis zu welchem tiefen Grade des Verfalls die Kräfte Spaniens gesunken waren, schildern übereinstimmend aus allen Provinzen, selbst aus den dem Feinde zunächst ausgesetzten der Niederlande und der Lombardei, die Berichte der befreundeten und feindlich gesinnten Diplomaten oder der zufällig in Spanien sich aufhaltenden Fremden. „Keine Festung besitzt haltbare Werke, die Reiterei befindet sich ohne Pferde, das gesammte spanische Fußvolk kann kaum auf 20,000 Mann (wovon 8000 Mann in den Niederlanden, 6000 Mann in Mailand standen, Neapel, Sicilien und Sardinien fast ganz besatzungslos waren) zusammengebracht werden, die zum Theil ohne Fußbekleidung einhergehen und im Betteln ihren Unterhalt suchen." „Die Flotte erscheint in einem so unbrauchbaren und beklagenswerthen Zustande, daß die Ausrüstung von zwei Galeeren auf die Anfoderung des französischen Hofes für das Maximum der Anstrengung in diesem Verwaltungszweige erachtet wird und die Gesammtzahl der Kriegsschiffe kaum auf dreizehn noch segelfähige zu bringen ist." Da nun in den Niederlanden und den italienischen Besitzungen der spanischen Krone die Gegner des Hauses Bourbon wegen der natürlichen Lage derselben am leichtesten festen Fuß fassen konnten, hier aber zugleich am stärksten das eigene Interesse Ludwigs XIV. vorwaltete, so übernahm derselbe größtentheils aus eigenen Mitteln ihre Vertheidigung. Deshalb foderte Ludwig XIV. jedoch auch, wie im Rechte des Oberherrn über Spanien, eine angemessenere Verwendung der Hülfsmittel des Landes, um

nach seinen Vorschriften die Anstrengungen Frankreichs zu unterstützen. An seinen Geschäftsträger von Blecour in Madrid, welcher während einer Krankheit des Herzogs von Harcourt die diplomatischen Geschäfte leitete, schreibt er am 13. Juni 1701 *): „Wenn die von dem spanischen Hofe nach den Niederlanden gesandten Befehle ausgeführt werden sollen, so werden die Einkünfte des Königs ganz zwecklos wie früher zersplittert werden. Die Truppen werden keinen Sold erhalten, man wird die mit dem Kurfürsten von Baiern — welcher noch immer die Statthalterschaft der Niederlande bekleidete, sich aber mehr mit der Jagd, Musik und seinen Maitressen, als mit der Verwaltung des Landes beschäftigte — eingegangenen Verpflichtungen über Hülfstruppen nicht erfüllen können. Der Graf von Monterey zieht offenbar sein eigenes Interesse und das seiner Kreaturen dem Wohle seines Staates vor. Ich sehe die Sachen aus größerer Nähe. Alle meine Hülfe, welche ich mit so großem Kostenaufwande gewähre, wird unnütz sein, wenn der Rath von Flandern und Brabant — die höchste Verwaltungsbehörde in Brüssel —, ohne Kenntniß von dem Stande der Staatsangelegenheiten, alle die Anordnungen verändern kann, welche ich zur Wiederherstellung eines gesicherten Zustandes für nothwendig erachte. Der König von Spanien muß daher dem Marquis von Bedmar befehlen, ihm unmittelbar über Alles Rechenschaft zu geben und pünktlich den Befehlen zu gehorchen, welche ich ihm schicken werde." Ueber die Mittel zur Verbesserung der spanischen Finanzen schreibt Ludwig XIV. an den Her-

*) Oeuvres de Louis XIV. II. S. 63.

zog von Harcourt am 22. Juni 1701: „Man darf früher keine Hülfe von Spanien erwarten, bevor nicht die eingeschlichenen Misbräuche in der spanischen Finanzverwaltung gründlich abgestellt wären. Man sollte zwar glauben, daß in einer so großen Monarchie hinlänglich geschickte und uneigennützige Leute sich finden würden, um die Ordnung in dem Staatshaushalte wiederherzustellen. Daher habe er bis jetzt keine Kenntniß davon nehmen wollen und diese Details der Verwaltung den Spaniern überlassen, weil er es für genügend gehalten, seinem Enkel die nothwendigen Hülfsmittel zur Vertheidigung seiner Staaten darzureichen. Aber jetzt werde er gewahr, daß das Ansehen und der Dienst des Königs auf gleiche Weise bei den geringen Mitteln leiden, welche seinem Enkel zu Gebot stünden, um das eine und das andere zu behaupten, daß das Uebel seit langer Zeit sich verschlimmere, daß der Cardinal Portocarrero selbst von ihm einen geschickten Finanzmann verlangt habe, um den Zustand der Finanzen des Königs von Spanien kennen zu lernen und die geeignetsten Mittel aufzufinden, mit möglichster Schonung der Unterthanen den dringendsten Bedürfnissen des Staats abzuhelfen. Alle diese Gründe haben ihn bestimmt, Orry zur Regelung der Finanzverwaltung nach Madrid zu senden." — Bei der länger dauernden Krankheit des Herzogs von Harcourt sendet Ludwig XIV. in dem Grafen von Marcin einen zweiten französischen Staatsmann, welcher bei der Leitung aller spanischen Staatsgeschäfte dem Könige Philipp V. zur Hand gehen sollte. Er empfiehlt ihn demselben in einem eigenhändigen Briefe vom 27. Juni 1701, der zugleich das eigene Geständniß Philipps über seine Ab-

hängigkeit von dem Großvater auf eine demüthigende Weise bezeugt. Ludwig ist erfreut, aus den beiden Briefen vom 2. und 10. Juni ersehen zu haben, daß Philipp alles das gethan hat, was er ihm aufgetragen habe; aber er bedauert zugleich, daß der König nach seinen Aeußerungen eine so unzuverlässige Hülfe in seinen Rathgebern besitze. Dem Herzoge von Harcourt und dem Grafen von Marcin möge er sich nur völlig anvertrauen, weil er selbst ihnen ganz vertraut und sie genau kennt. Dieselbe Versicherung gibt Ludwig XIV. über Marcin in einem zweiten Briefe an Philipp vom 13. Juli, indem er zugleich hinzufügt, daß er ihm sehr viele wichtige Dinge aufgetragen habe, bei deren Mittheilung König Philipp in vollem Vertrauen überzeugt sein dürfe, daß derselbe ihm keinen Vorschlag machen wird, welcher nicht den gemeinschaftlichen Interessen der französischen und spanischen Krone zuträglich erscheint. Aehnliche Wiederholungen folgen in mehren Briefen in Bezug auf beide französische Rathgeber. — Nicht einmal die Anordnung des Hofceremoniels und der Rangabstufung unter den verschiedenen Classen der spanischen Grandes wagte König Philipp ohne Befragung und Zustimmung des französischen Monarchen vorzunehmen, wie dies ein Brief des Letzteren vom 7. August uns unverkennbar wahrnehmen läßt. Die Gleichstellung derselben *) mit den französischen Pairs erregte inzwischen eine große Unzufriedenheit unter den spanischen Grandes, von denen einige ihre Abstammung aus dem Blute der aragonesischen, castilischen und navarrischen Königsgeschlechter ableiteten, sämmtlich aber

*) Lamberty I. S. 546—47.

auf die zu häufig aus niederem Stande erhobenen französischen Pairs mit Verachtung herabsahen. Die allgemeine Unzufriedenheit, die deshalb unter ihnen entstand, wurde durch das darüber an den König eingereichte Memoire des Herzogs von Arcos nur noch gesteigert, als dieser für seine Kühnheit mit Verbannung nach den Niederlanden bestraft wurde.

Die Vermählung des Königs Philipp mit Maria Louise Gabriele, Tochter des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen und Schwester der Herzogin von Burgund, die erst im vierzehnten Lebensjahre (geb. 17. September 1688) stand, erfolgte ausschließlich auf Anordnung Ludwigs XIV., und die Verhandlungen darüber wurden nur im Interesse der französischen Krone und nach den augenblicklichen Anfoderungen desselben langsam fortgeführt. Die Anzeige von der getroffenen Wahl war zu Madrid am 3. Mai 1701 öffentlich verkündigt, und doch schreibt Ludwig XIV. noch am 27. Juni d. J. an den König von Spanien aus Marly: „der gesandte Courier würde ihm von seiner Seite mündlich mittheilen, was er über seine bevorstehende Heirath und viele andere wichtige Angelegenheiten dächte und was er für dieselben gethan hätte. Deswegen würde er in diesem Briefe nichts weiter davon schreiben;" doch fügt er am Schlusse hinzu, „er glaube jedoch nicht, daß die Vermählung dadurch sehr lange verzögert werden würde, weil man den Herzog von Savoyen zwingen müsse, die Bedingungen seines Vertrags auszuführen *)." Einen Monat später (aus Marly am 29. Juli) widmet Ludwig der Heirathsangelegenheit ausschließ-

*) Oeuvres de Louis XIV. II. S. 65—67.

lich einen Brief: „Ich habe geglaubt nach den Nachrichten, welche ich über die zweideutige Ergebenheit des Herzogs von Savoyen erhalten habe, Ihre Vermählung verschieben zu müssen: Sie kennen seinen Charakter. Ich habe dem Marquis von Castel-Rodrigo (welcher doch spanischer Gesandter am Turiner Hofe war) geschrieben, die Unterhandlung abzubrechen. Seitdem habe ich erfahren, daß sie schon beendigt war. Erstaunen Sie inzwischen nicht, wenn abermals einige Schwierigkeit bei ihrer Ausführung entsteht; ich wünsche dagegen Mittel aufzufinden. Ich habe nur die Absicht, das Wohl Ew. Majestät zu befördern und Sie noch glücklicher zu machen, selbst wenn ich das Glück verzögern sollte, welches Sie in der Vollziehung Ihrer Heirath zu erlangen glauben" u. s. w. Endlich schreibt Ludwig XIV. unter dem 21. August aus Versailles: „ich schicke Ihren Courier zurück und habe jetzt den Marquis von Castel-Rodrigo beauftragt, Ihre Heirath abzuschließen. Sie werden davon die Gründe erfahren, das Detail der Angelegenheit würde aber zu weitläufig sein, Ihnen auseinanderzusetzen. Ihre Folgsamkeit (déférence) gegen meine Rathschläge vermehrt noch meine Aufmerksamkeit, diese nur in Uebereinstimmung mit Ihren Interessen zu geben."

Die Vermählungsfeierlichkeit war durch Vertretung des spanischen Gesandten am 8. September zu Turin vollzogen, und die junge Königin Maria Louise reiste am 22. September nach Nizza ab, wo acht neapolitanische Galeeren bereit standen, um sie nach der catalonischen Küste hinüberzuführen. König Philipp reiste ihr entgegen, indem er zugleich damit einen Besuch der Reiche Aragonien und Catalonien verbinden wollte, um bei dieser Gelegenheit die

noch nicht ganz beseitigten Streitigkeiten mit den Ständen der zuletzt genannten Provinz auszugleichen. Bei seiner Abreise von Madrid am 5. September setzte er für die Zeit seiner Abwesenheit den Cardinal von Portocarrero, den Herzog von Montalto und den Marquis de los Balbasos zu Regenten ein, bei welchen der noch immer kranke Herzog von Harcourt zurückblieb. Der Graf von Marcin begleitete den König auf der Reise und war auf dem Hinwege sein einziger Gesellschafter in der Kutsche, obwol die Herzöge von Medina-Sidonia, Sesa, Ossuna, die Marquis von Monta, Baleros, Alameda und die Grafen von S. Estevan und Priego mit im Gefolge des Königs waren. Am 16. September erreichte Philipp V. Saragossa und beschwur am folgenden Tage unter den herkömmlichen Feierlichkeiten die Rechte und Freiheiten des Landes, indem er für die Zeit seiner Rückkehr mit seiner Gemahlin eine Versammlung der aragonesischen Cortes einberief. Die Feier des festlichen Tages beschloß ein glänzendes Stiergefecht. In Barcellona langte der König am 30. September an und hielt daselbst seinen feierlichen Einzug am 2. Oktober. Während er täglich der Ankunft der jungen Königin entgegensah, hatte er auch hier die catalonischen Cortes versammelt. Die stürmische Jahreszeit verhinderte inzwischen die Seereise der Königin und nöthigte die Galeeren in den französischen Hafen von Antibes einzulaufen. Darüber unterrichtet Ludwig XIV. den König Philipp in einem Schreiben aus Fontainebleau vom 12. Oktober: „er habe dem Wunsche der Königin, bei der großen Gefahr einer Seereise in dieser Jahreszeit die Reise zu Lande durch das südliche Frankreich über Marseille zu machen, seine Zustimmung gegeben.“ Er schlägt dem Könige von

Spanien vor, bis nach Gerona entgegenzugehen, er ertheilt ihm auch die Erlaubniß, selbst auf den französischen Boden bis Perpignan zu kommen. Doch daran wurde Philipp durch den Widerwillen der inzwischen versammelten catalonischen Stände verhindert, die nach dem Herkommen ihre Versammlung sogleich auflösen wollten, sobald der König die Grenzen des Landes überschreiten würde. Da der König von denselben die Bewilligung einer beträchtlichen Geldsumme in seiner Geldnoth wünschte, so blieb er in Catalonien zurück. Die Stände gestanden aber erst nach mehrwöchentlichen Verhandlungen (im Januar 1702) 500,000 Piaster zu, welche in sechs jährigen Terminen gezahlt werden sollten, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der König jetzt selbst ihre Landesgerechtsame beschwören sollte. Den Tag der feierlichen Eidesleistung verherrlichte der jetzt mit Ehrenbezeigungen und Standeserhöhungen für den spanischen Volkscharakter viel zu freigebige Monarch, daß er zehn Catalonier zu der Würde eines spanischen Grande erhob und außerdem an achtzehn Landesbewohner die Ritterwürde, und an dreiundzwanzig den Adel ertheilte.

Unterdessen war die Königin Maria Louise noch zu Schiff bis nach Toulon gegangen und am 13. Oktober nach Marseille gekommen, hatte am 2. November die pyrenäische Grenze überschritten und war zu Junquera, zwei und eine halbe Meile von Figueras, mit dem Könige zusammengetroffen. In Figueras wurde am 3. November das königliche Beilager vollzogen, aber erst am 13. November zu Barcellona in der Kirche S. Maria Majore die Vermählungsfeierlichkeit an der Hand des Gemahls wiederholt. Die eigensinnige Beharrlichkeit der jugendli-

chen Königin, die an geistiger Energie ihrem schwachen Gemahle unendlich überlegen war und denselben in allen seinen Neigungen und Fehlern bald durchschaut hatte, ließ sich gleich in den ersten Tagen erkennen. Die Verabschiedung ihrer aus Savoyen mitgebrachten Dienerschaft erregte ihren Zorn so außerordentlich, daß sie selbst den König mehre Stunden nicht vor sich lassen wollte. Der schwache Fürst war aber von einem so ungestümen sinnlichen Verlangen nach seiner Gemahlin ergriffen worden, daß ein Versagen ihres Umgangs auch nur auf Stunden den König zur schmählichen Nachgiebigkeit gegen ihre Anfoderungen, mit augenblicklicher Beseitigung der kaum ertheilten Befehle, bewegen konnte. Dies ging auch fernerhin auf gleiche Weise fort und prägte einen neuen eigenthümlichen Charakter dieser ohnmächtigen Regierung auf, die für ihre ganze Dauer nur dann von einer scheinbar größeren Selbständigkeit beseelt zu sein schien, wenn die Anordnung von einer der beiden Gemahlinnen Philipps, oder ihrer gemeinschaftlichen Vertrauten der Prinzessin von Orsini herrührte. Alle drei Frauen aber fühlten sich stets bereit, ihre geistige Ueberlegenheit über den König zur Einmischung in die verschiedenartigsten Staatsangelegenheiten zu benutzen, und dann ihren Willen durch des Königs Machtwort, wenn auch nicht immer zu löblichen Zwecken, durchzusetzen.

Ein solches Verhältniß konnte indeß sehr leicht der Abhängigkeit des spanischen Hofes von der französischen Politik Eintrag thun, wenn Weiberlaune und Eigensinn über verwickelte Pläne lang berechnender Klugheit den Sieg davontragen oder sie mindestens durchkreuzen konnten. Gleich der erste Bericht des französischen Agenten Louville,

welcher ohne bestimmte Stellung nur als Beobachter dem Gefolge des Königs Philipp beigegeben und zu Intriguen stets geneigt war, die Königin aber schon auf ihrer Reise durch Frankreich nach Barcellona begleitet hatte und nach ihrer dortigen Ankunft als Courier an Ludwig XIV. gesandt war, bestimmte den großväterlichen Gebieter zu einer sehr ernsten Ermahnung und verschärften Vorschrift über das Benehmen Philipps zur Königin. Das Schreiben ist bereits vom 13. November 1701 datirt*): „er bittet den König von Spanien angelegentlichst, in seiner ihm bei seiner Abreise nach Spanien mitgegebenen Instruction die Artikel über das Verhalten zur Königin häufig zu lesen. Louville hat mir von allen guten Eigenschaften der Königin erzählt, die den König würden glücklich machen können, wenn er einen guten Gebrauch von ihnen machte. Er hoffte es noch, obgleich die Königin schlecht angefangen habe. Er schreibt ihre unbedachten Handlungen und namentlich ihre Widersetzlichkeit gegen die Rücksendung des männlichen und weiblichen Gefolges nach Turin den schlechten Rathschlägen zu, die sie am väterlichen Hofe empfangen habe. Da sie Geist hat und einsehen wird, daß sie allein dem Könige zu gefallen leben soll, so wird sie sich schon darauf einzurichten wissen, sobald sie ihrer alleinigen Leitung überlassen ist. Aber zum beiderseitigen Glücke muß sich die Königin aller der Ansichten entschlagen, welche man ihr gegeben hat, um ihren Gemahl zu regieren." „Ich glaube zwar, daß Ew. königl. Majestät dieses Bestreben nicht dulden wird, daß Sie zu lebhaft die Schmach fühlen, welche eine solche Schwäche nach sich zieht. Man

*) Oeuvres de Louis XIV. II. S. 77.

verzeiht dieselbe nicht einmal den Privatleuten, aber die Könige, mehr dem öffentlichen Urtheile ausgesetzt, sind noch tiefer verachtet, wenn sie leiden, daß ihre Frauen herrschen. Sie haben überdies vor Ihren Augen das Beispiel Ihres Vorgängers. Die Königin bleibt nur Ihre erste Unterthanin; in dieser Eigenschaft und als Ihre Frau ist sie verpflichtet Ihnen zu gehorchen. Sie sollen sie lieben, aber nicht auf solche Weise, daß die Thränen der Königin hinlängliche Herrschaft über Sie ausüben und Sie zu Handlungen nöthigen, die Ihrer Ehre entgegenstehen. Behaupten Sie nur Festigkeit beim Anfange, ich weiß, daß das erste Abschlagen Sie betrüben wird, weil es der Sanftmuth Ihres Charakters widerspricht: aber nehmen Sie keinen Anstand, der Königin einen leichten Kummer zu verursachen, um ihr wichtigere Sorgen für die Zukunft zu ersparen. Durch Ihre Haltung allein werden Sie unerträglichen Verirrungen entgehen. Werden Sie es wol ertragen, daß Ihre Unterthanen und ganz Europa von Ihren häuslichen Zwistigkeiten sich unterhalten sollten? Machen Sie die Königin wider ihren Willen glücklich, wenn es nöthig ist. Wenden Sie anfänglich Zwang an, sie wird Ihnen dafür dereinst sich verpflichtet fühlen, und die Gewalt, welche Sie sie jetzt fühlen lassen werden, wird das sicherste Zeichen Ihrer Freundschaft für sie sein. Glauben Sie, daß meine Zärtlichkeit für Sie mich diese Rathschläge angeben läßt, welche ich an Ihrer Stelle von einem Vater erwarten und als die bewährtesten Proben seiner Freundschaft aufnehmen würde." — Aber der überall gehorsame Enkel auf dem Throne einer großen europäischen Macht vermochte doch nicht die schmeichelnden und trotzenden Foderungen einer durch die Lockungen des Sin-

nenreizes gebietenden Königin weniger zu erfüllen, als jene ernsten Gebote vorsichtiger Politik und selbständiger Manneskraft. Die ferneren Berichte der französischen Diplomaten bezeugten nur die Fortschritte der jungen Königin in ihrer Herrschaft über Philipp, auf welche auch die eigenen Briefe Ludwigs XIV. keinen Eindruck machten. Die französische Politik verhoffte darauf zur Sicherstellung des abhängigen Verhältnisses des spanischen Hofes von Frankreich ein entsprechendes Mittel in Weiberintrigue gefunden zu haben, wenn es gelänge, die Königin und ihren Einfluß auf ihren Gemahl wieder durch ein anderes Weib zu beherrschen und dem französischen Interesse zu unterwerfen. Dazu erschien die Prinzessin von Orsini als ein ausgezeichnetes Werkzeug, welche selbst vom Cardinal Portocarrero begünstigt wurde, der nur einer Ausländerin die wichtige Stelle einer Oberhofmeisterin der Königin anvertrauen wollte, um alle Verbindungen mit einzelnen inländischen Familien und die davon abhängigen Begünstigungen derselben möglichst zu verhüten. Die Prinzessin von Orsini war Französin von Geburt und in erster Ehe mit Talleyrand, Prinzen von Chalais vermählt gewesen. Dieser hatte nach seiner Verweisung aus Frankreich seinen Aufenthalt in Spanien genommen, und bei der mehrjährigen Dauer desselben war die Prinzessin mit der Sprache und den Sitten Spaniens vertraut geworden. Schon aus dieser Zeit schreibt sich ihre Bekanntschaft mit Portocarrero, die sie nach dessen Erhebung zur Cardinalswürde mit ihm in Rom fortsetzte, wo sie zur zweiten Ehe mit Orsini, Herzog von Bracciano, geschritten war. Jetzt lebte sie getrennt von ihrem Gemahle, bei ihrer geistvollen Gewandtheit von den verschiedensten

Parteien geachtet, mit der Marquise Maintenon in lebhaftem Briefwechsel und doch anderseits jeder weiblichen Leidenschaft und Eitelkeit hingegeben. In allen Kreisen, in denen sie gelebt hatte, war es ihr bei ihren überlegenen geistigen und geselligen Talenten leicht gelungen, die leitende Herrschaft über die übrigen zu erwerben, ohne daß diese die Last ihrer Unterwürfigkeit gewahr wurden. So gelang es ihr auch jetzt, als sie zur Oberhofmeisterin am spanischen Hofe gewählt war: sie wurde die unzertrennliche und treue Freundin der jungen Königin, aber sie erschien auch bald dem Könige unentbehrlich, und beide vertrauten ihrem umsichtigen Urtheile. Doch diente die Prinzessin Orsini nur so lange einem Interesse, als es mit ihrer Ueberzeugung übereinstimmte und ihr bei aller Hingebung stolzer und selbständiger Charakter nicht verletzt wurde. Ludwig XIV. sah sie daher auch nur als ein vorübergehendes Hülfsmittel an, das so lange gebraucht werden sollte, als es zweckdienlich schien. Daher hörte er nicht auf, dem Könige selbst noch härtere und durch scheinbare väterliche Liebe ironisch noch geschärftere Vorwürfe über seine nachgiebige Schwäche gegen die Königin zu machen, um nicht diese als politische Rathgeberin in das Verhältniß zwischen Großvater und Enkel treten zu lassen.

Als Philipp V. sogar bei seinem Uebergange nach den italienischen Provinzen seine Gemahlin mitzunehmen gedenkt, schreibt ihm Ludwig XIV. aus Marly am 3. März 1702: „Meine Freundschaft für Sie erlaubt mir nicht, über die Inconvenienzen zu schweigen, welche ich aus dem Unternehmen dieser Reise hervorgehen sehe. Wenn ich Sie weniger liebte, so würde ich die väterlichen Rathschläge unterdrücken, sobald sie Ihren Wünschen entgegenständen.

Ihre Zärtlichkeit gegen die Königin läßt. Sie das Verlangen hegen, sich nicht von ihr zu trennen. Doch sollten Sie aus demselben Grunde erwägen, welchen Unannehmlichkeiten Sie die Königin bei einer so langen Fahrt auf dem Meere bis nach Neapel aussetzen. Wenn die Freundschaft der Königin für Sie ihr die Augen über die gefährlichen Folgen schließt, welche sie von dieser Reise befürchten muß, so sollten Sie selbst darauf aufmerksamer sein und Ihr gemeinschaftliches Glück sicherer stellen, indem Sie an die Erhaltung der Gesundheit der Königin dächten. Sie wissen, wieviel dieselbe auf der kurzen Seereise von Nizza nach Toulon gelitten hat: Sie können daraus beurtheilen, wieviel sie von einer weit längeren Seefahrt auszustehen haben wird, wo die Bequemlichkeit, alle Tage ans Land zu gehen, durchaus fortfällt. Statt der Freuden, die Sie Sich gegenseitig auf dieser Reise zu gewähren gedenken, bereiten Sie Sich fortwährende Qual und Pein. Aber bleiben diese Gefahren für die Gesundheit der Königin auf die Seereise beschränkt? Werden Sie nach Ihrer Ankunft in Neapel nicht oftmals den Entschluß bedauern, sie dort hingeführt zu haben? Wenn die Gemüther dort noch aufgeregt sind, was werden Sie für die Königin fürchten? Werden Sie sie in dieser Stadt lassen können, um sich an die Spitze der Heere in der Lombardei zu stellen. Oder werden Sie allein für die Königin in Neapel zurückbleiben wollen, wenn Sie doch nach Italien zur Vertheidigung Ihrer Staaten gekommen sind?" u. s. w. Nachdem er noch einmal soviel einzelne Gründe gehäuft hat *), fährt er fort: „Ihr Un=

---

*) Oeuvres de Louis XIV. II. S. 85—89.

ternehmen ist zu groß, um seine Ausführung durch neue Schwierigkeiten zu verhindern; es geziemt sich für Sie, ohne großen Train die Ueberfahrt zu machen, wenn Sie Ihre Staaten zu vertheidigen gehen. Doch erscheint es gegen den guten Anstand, daß eine Königin ohne die ihrem Stande nothwendige Begleitung eine Reise macht. Ihr Vorhaben, die Königin mit sich zu führen, wird in Madrid wie ein Entschluß angesehen, Spanien dem Hause Oestreich zu überlassen. Dieser Grund allein müßte für Sie genügen, die Königin in diesem Königreich zurückzulassen. Sie wird Ihnen viel lebhaftere Beweise ihrer Freundschaft gewähren, indem sie durch ihre Gegenwart die Völker Spaniens in ihrer Pflicht erhält, als wenn sie sich Gefahren und Unbequemlichkeiten auf dem Meere aussetzt, für die Ihnen Niemand Dank wissen wird, die sogar Uebelwollende Ihnen zum Vorwurfe machen werden. Die Königin hat zu viel Einsicht, um nicht mit diesen Gründen einverstanden zu sein, wenn Sie ihr diesen Brief zeigen werden. Sie müssen hinlängliche Kraft über Sich Selbst besitzen, um von ihr als eine wirkliche Probe ihrer Zärtlichkeit zu erhalten, was Sie außerdem durch Ihre Autorität würden erlangen können." „Man weiß, daß die Königin noch nicht in dem Zustande ist — sie hatte noch nicht das vierzehnte Jahr erreicht —, daß wir uns bereits jetzt mit guten Hoffnungen auf die künftige Nachkommenschaft schmeicheln könnten: sollte es aber auch angemessen sein, daß der Erbe Ihrer Königreiche außerhalb Spanien geboren würde? Ich lasse mich deshalb in alle diese Details ein, da ich überzeugt bin, daß sehr dringliche Gründe erfodert werden, um den Kummer zu überwinden, den Sie und die Königin über Ihre Trennung empfinden

werden. Ich würde selbst nicht hoffen, die Königin zu überzeugen, wenn nicht ihr reifer Geist ihrem Alter vorangeeilt wäre. Ich halte dafür, daß Sie während Ihrer Abwesenheit den Aufenthalt der Königin zu Saragossa, wie zu Madrid, feststellen müssen; Marcin wird mit Ihnen von meiner Ansicht darüber verhandeln." Ludwig XIV. schließt endlich den langen Brief damit: „Alles, was ich Ihnen hier angegeben habe, ist der reine Erfolg meiner Freundschaft, und Sie müssen meine Rathschläge befolgen; es ist selbst noch viel besser, daß Sie gar nicht nach Italien abgehen, als wenn Sie dorthin die Königin mit sich führen." Auf eine solche Zurechtweisung folgte ein demüthiges Antwortschreiben von König Philipp unter dem 10. März 1702, in welchem er pünktliche Folgsamkeit in den Willen Ludwigs verspricht. „Auch die Königin ist entschlossen, den Rathschlägen Ew. Majestät ohne Widerspruch Folge zu leisten, und sie sucht jetzt mich nur zu trösten. Ihre Partie ist genommen, wie ich die meinige genommen habe: ich habe auf der Stelle erklärt, daß ich mich von der Königin trennen würde, um mich gegen die Spanier gefällig zu bezeigen, da Sie dies mit so großem Eifer wünschen." Nachdem der König und die Königin von Spanien ihren Willen unter den des Königs von Frankreich untergeordnet hatten, erhielten beide ein beifälliges Belobungsschreiben aus Versailles vom 22. März, in welchem gegen Philipp V. seine Gelehrigkeit (cette docilité de votre part), gegen die Königin ihre verständige Einsicht in schmeichelhaften Ausdrücken anerkannt wird.

War es bei einer so herabwürdigenden Bevormundung des Königs von Spanien durch Ludwig XIV. zu verwun-

dern, daß dessen Autorität in seinem Reiche selbst nach dem Verlaufe des ersten Regierungsjahres außerordentlich gelitten hatte. Die Zahl der Misvergnügten mehrte sich durch die große Begünstigung der Franzosen bei der Ertheilung der wichtigsten Stellen im Staats- und Hofdienste. Da indeß einzelne vornehme Familien des Inlandes, namentlich die Anhänger des Cardinals Portocarrero, für sich selbst unter der neuen Regierung nicht minder außerordentliche Begünstigungen genossen und deswegen in platter Huldigung des Egoismus am Hofe Philipps schmeichelten, um neue Gnadenbezeigungen zu erschleichen, so zeigte sich bald aus Neid und Familienhaß, bald auch aus dem edleren Grunde eines durch die Erniedrigung der Nationalehre verletzten Gefühls ein allgemeiner Zwiespalt in den meisten Provinzen Spaniens, welcher dem Hause Bourbon eine gefährliche Gegenpartei entgegenstellte, ohne sich sogleich entschieden für den Erzherzog Karl zu erklären. Man begann den kleinen Krieg mit gegenseitiger Verspottung, welche selbst bis zu politischen Caricaturen — ein damals für Spanien unerhört seltenes Ereigniß — herabging. So fand man eines Tages über dem Haupteingange des Palastes, welchen der Cardinal Portocarrero in Madrid bewohnte, ein Zerrbild aufgehängt, auf welchem der Cardinal als Urheber der Abhängigkeit Spaniens von Frankreich eine Kuh bei den Hörnern festhielt. König Philipp und der Präsident des Raths von Castilien Arias sind eifrig bei dem Melken derselben beschäftigt, indem sie die gewonnene Milch dem König von Frankreich auszutrinken geben. Dazu stand die erklärende Umschrift: „Wir haben keinen König, und doch zwei Könige.“

Noch ehe die große Tripelallianz zwischen den beiden Seemächten und dem Kaiser am 7. September 1701 die Eroberung der spanischen Niederlande und der italienischen Besitzungen der spanischen Krone, um dadurch das Haus Habsburg zu entschädigen, sowie die Trennung Spaniens von Frankreich sich zum Hauptzwecke gestellt hatte, konnte man schon aus dem Gange der Verhandlungen darüber und aus der natürlichen Stellung der politischen Verhältnisse dieser Staaten entnehmen, auf welchen Zielpunkt die Richtung ihrer Operationen geleitet werden würde. Deshalb suchte Ludwig XIV. denselben zuvorzukommen, und mindestens alle große Vortheile sowol eines früher gefaßten Entschlusses, als auch eines nur von einer einzigen Autorität in höchster Instanz geleiteten Planes zu benutzen. Obgleich erst am 15. Mai 1702 die beiden Seemächte und der Kaiser an Frankreich den Krieg erklärten, und diese Erklärung vom französischen Hofe sogar erst am 3. Juli 1702 erwidert wurde, hatte doch Ludwig XIV. schon ein Jahr vorher, außer der oben bereits erwähnten Besetzung der Festungen in den spanischen Niederlanden, den Marschall Catinat mit einem französischen Heere zur Behauptung des Herzogthums Mailand nach Oberitalien gesandt. Gleichzeitig war der Herzog von Mantua zu einem Vertrag am 5. April 1701 genöthigt worden, eine französische Besatzung in seiner Residenz aufzunehmen, die zugleich durch ihre Lage und Befestigungen zum Hauptstützpunkt für die Behauptung der Lombardei dienen konnte. Aber die schlechte Versorgung des französischen Heeres und die durch Misgunst und verletzten Stolz vernachlässigte Unterstützung des Marschalls Catinat von Seiten seiner Unterfeldherren brachten kein für die Bourbons günstiges

Resultat dieses ersten Feldzugs hervor. Prinz Eugen von Savoyen erwarb sich an der Spitze eines nicht zahlreichen aber von Tyrol aus wacker unterstützten östreichischen Heeres eine neue glänzende Anerkennung seines Feldherrnruhms. Er überrumpelte die Franzosen bei Carpi am 9. Juli, warf sie hinter die Etsch und den Oglio zurück und bezog bei Chiari am Oglio auf dem Gebiete der Republik Venedig ein festes Lager. Die spanischen Truppen und die Bewohner der Lombardei leisteten keine wesentliche Hülfe den Franzosen, die bald darauf noch den großen Verlust machten, an die Stelle ihres bewährten, tapferen und umsichtigen Feldherrn einen übermüthigen Hofmann in dem Marschall Villeroi (August 1701) zum Anführer zu erhalten, der, wie er früher durch Hofintriguen, Prahlereien, Weibergunst und Cabalen sich emporgeschwungen hatte, so auch zur ferneren Leitung dieses Feldzuges gekommen war. Gleich in den ersten Tagen erlitt derselbe durch einen unbesonnenen Angriff auf das verschanzte Lager des Prinzen Eugen bei Chiari (1. September) eine blutige Niederlage, die durch wiederholte unglückliche Gefechte vergrößert wurde, bis daß seine Gefangennahme bei Cremona (1. Februar 1702) die Bourbons von der Gefahr befreite, in wenigen Monaten zur Räumung des gesammten nördlichen Italiens genöthigt zu werden. Aber noch ehe sein talentvoller Nachfolger, der Herzog von Vendôme, das Gleichgewicht der französischen Waffen zu Gunsten der spanischen Krone in Italien wiederherzustellen vermochte, war die Sache des Königs Philipp V. auch im neapolitanischen Reiche ernstlich bedroht worden. Neapel und Sicilien hatten anfänglich durch die eifrigen Bemühungen der spanischen Vicekönige, der Herzöge von Medina-Celi

und Escalona ohne Widerrede Philipp V. als ihren rechtmäßigen Herrn anerkannt. Die Weigerung des Papstes Innocenz XII., die Belehnung über Neapel dem jungen Könige zu ertheilen — wie sehr auch der einflußreiche Cardinal Forbin-Janson, welcher schon früher bei der Befragung des römischen Stuhles in der Angelegenheit des Testamentes von Karl II. sehr günstig für das Haus Bourbon gewirkt hatte, jetzt wiederum neben dem spanischen Gesandten in Rom dafür arbeitete —, erregte die erste Hoffnung unter den misvergnügten Großen, bei dieser Gelegenheit sich der harten spanischen Herrschaft zu entziehen, und wieder unter einem eigenen Herrscherhause ein selbständiges Reich für sich zu bilden. Unter der Leitung des Fürsten Macchia, des Grafen Sangro, des Francisco Spinelli, Herzogs von Castelluccio, des Bartolomeo Grimaldi, Herzogs von Telese, des Tiberio Caraffa, Fürsten von Cusani, und mehrer anderer angesehener Glieder des neapolitanischen Adels brach am 23. September 1701 ein Aufstand aus, in welchem der Erzherzog Karl als König ausgerufen wurde. Aber der Aufstand blieb nur auf die Hauptstadt beschränkt, der größere Theil des Adels verharrte bei dem einmal gegen König Philipp V. geleisteten Eide der Treue, der Cardinal-Erzbischof von Neapel ermahnte das Volk zur Ruhe, und schon am dritten Tage hatte der Vicekönig die Aufrührer an allen Punkten zerstreut und aus der Stadt vertrieben. Die Häupter des Aufstandes wurden geächtet, Graf Sangro und Baron Sassinet, die beide, früher in kaiserlichen Diensten, sich besonders thätig bei dem Aufstande gezeigt hatten und in die Hände der Spanier gefallen waren, wurden am 3. October hingerichtet. Die Ruhe schien völlig sichergestellt,

als Graf d'Estrées von Ludwig XIV. den Befehl erhielt, dreitausend Mann frischer französischer Truppen in Neapel ans Land zu setzen. Aber die Verfolgung der Misvergnügten und ihrer Verwandten durch den Vicekönig, die Confiscirung ihrer Güter und andere harte Bedrückungen, welche jetzt die Neapolitaner von den Spaniern und Franzosen erdulden mußten, und für welche der Kaiser Leopold sogar die Verhaftung des noch in der Nähe von Wien sich aufhaltenden vormaligen spanischen Botschafters als Repressalie gebrauchte, vermehrten die innere Gährung. Bald riefen diese Parteiungen auf vielen Punkten Zusammenrottungen hervor und ließen, da auch nach Sicilien diese Misstimmung sich hinüberzog, bei den Fortschritten der kaiserlichen Heere in Italien eine große Besorgniß über die fernere Behauptung beider Reiche für Philipp V. entstehen.

Unter diesen Umständen erschien es der französischen Politik und dem Cardinal Portocarrero nothwendig, durch das persönliche Auftreten des jungen Königs von Spanien in seinen italienischen Reichen die leicht gewonnene größere Volksmasse mit dem neuen Herrscherhause mehr zu befestigen, die höheren Stände durch Glanz, Hoffeste, Gnadenbezeigungen für sich einzunehmen und das Misverhältniß mit dem römischen Stuhle über die Belehnung aus dem Wege zu räumen. Im April 1702 ging Philipp V. nach Neapel, indem er wiederum unter Verwerfung mehrer Vorschläge nach dem Anrathen Ludwig's XIV. der früheren Regentschaft, mit Auslassung des Großinquisitors, unter dem Vorsitze der jungen Königin die Verwaltung Spaniens überließ, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Befehle und Verordnungen im Namen der Königin ausgefertigt, aber nach der Mehrheit der Stimmen beschlossen

und verabfaßt wurden. Da nun der Herzog von Hatcourt wegen seiner Kränklichkeit für immer nach Frankreich zurückgekehrt war, so erhielten Graf Marcin und Blecour von Ludwig XIV. die genauesten Vorschriften in Bezug auf ihr besonderes Verhältniß zur Verwaltung Spaniens. Aber ihre Ausführung gelang nicht so glücklich wie früher, weil beiden der feine Takt und die diplomatische Gewandtheit mangelten, mit welchen ihr Vorgänger bei aller scheinbaren Gefügigkeit die Staatsgeschäfte doch imponirend leitete. Gleichzeitig erhielt auch die Prinzessin Orsini ihre Instructionen aus dem französischen Cabinet*). Marcin mußte nicht lange darauf dem Könige Philipp nach Italien folgen, zu welchem auch gleich nach seiner Ankunft in Neapel der Cardinal Forbin=Janson sich begeben mußte, damals noch mit dem Posten eines französischen Botschafters in Rom bekleidet; von diesem sollte der König von Spanien genaue Auskunft über den Stand der Angelegenheiten in Rom erfahren. Die sorgfältige Bewachung des Hafens Cadix und aller spanischen Küsten wurde dem König Philipp vom französischen Hofe dringendst anempfohlen, um sie vor seiner Abreise dem Cardinal Portocarrero besonders zur Pflicht zu machen, weil darauf die Angriffe der beiden Seemächte und des von ihnen unterstützten kaiserlichen Hauses vor allen Dingen gerichtet sein würden.

Die Ueberfahrt des Königs Philipp auf französischen Schiffen nach Neapel (er kam hier am 16. April an), war sehr kurz und glücklich, aber die laue Aufnahme, die er in diesem Reiche bei allen Classen seiner Bewohner

---

*) Brief Ludwigs XIV. vom 24. April 1702 in den Oeuvres de Louis XIV. II. S. 95.

antraf, sowie der trostlose Zustand der Erschöpfung seiner Hülfsquellen, der Mangel an Kriegszucht und die Entmuthigung der vorgefundenen wenigen Soldatenhaufen befriedigten ihn keinesweges und ließen ihn verzweiflungsvolle Klagen über die Schwierigkeiten seiner Lage gegen Ludwig XIV. ausstoßen. Dieser entgegnete ihm aber auf sehr ernste Weise, indem er nicht minder streng auf seine Abhängigkeit von Frankreich zurückwies, in einem Briefe aus Versailles vom 20. Juni 1702: „Wenn Sie geglaubt haben, daß es sehr leicht und angenehm wäre, König zu sein, so haben Sie Sich sehr getäuscht. Man bedarf vieler Weisheit und großer Gnade von Gott, um Völker von so verschiedenem Nationalcharakter zu regieren, die außerdem noch schwierig zu behandeln sind. Sie haben vollkommen recht, auf die Franzosen mehr als auf irgend ein anderes Volk zu zählen; aber zeigen Sie dies nicht in der Art, daß Sie die Spanier durch die Eifersucht über diesen Vorzug noch mehr von Sich entfernen. Ich freue mich über Ihre Zufriedenheit mit den französischen Truppen, welche ich nach Neapel geschickt habe — sie waren damals durch die neuen Verstärkungen im Frühjahre 1702 bis auf 25,000 Mann gewachsen und hatten meistentheils ein Lager bei Fondi bezogen —: Ich würde wünschen, daß Sie Sich eben so sicher auf Ihre Unterthanen verlassen könnten. Aber gerathen Sie in kein Erstaunen über die Unordnung unter Ihren Truppen und über ihre geringe Zuverlässigkeit. Es erfodert eine lange Regierung und große Sorgfalt, um die Ordnung in der Verwaltung wiederherzustellen und die Treue von Unterthanen sich zu sichern, welche Jahrhunderte lang gewohnt waren, einer unserm Hause feindlichen Dynastie zu gehorchen. Es ist

für Sie nothwendig, bis auf den Grund die geheimen Neigungen der Völker kennen zu lernen, und von Ihrer Einsicht hängt es ab, sich in den Zustand zu versetzen, das Uebel zu verbessern, ohne dem Volke merken zu lassen, daß Sie das Vorhandensein dieses Uebels bei ihm erkannt hätten." — Die Belehnung über Neapel konnte aber auch jetzt noch nicht bei dem Papste erlangt werden, obwol der Cardinal Forbin-Janson in seiner letzten Audienz bei dem Papste vor seiner Abreise nach Neapel (26. März) im Namen des Königs von Frankreich sogar damit gedroht hatte, daß das Haus Bourbon fernerhin gar nicht mehr diese Belehnung nachsuchen dürfte, weil es auch ohne dieselbe sich schon auf dem neapolitanischen Throne behaupten würde. Aber der Papst Innocenz XII. beharrte fest dabei, vor Beendigung des darüber ausgebrochenen Krieges in dieser Angelegenheit sich nicht entscheiden zu wollen, um nicht dadurch selbst in die mit dem Glücke des Siegs wechselnden Kriegsereignisse mit verwickelt zu werden. Ludwig XIV. hoffte, bei seinen großen Anstrengungen für einen günstigen Erfolg des Feldzugs in Italien im Jahre 1702, die Zustimmung des Papstes als ein von selbst sich darbietendes Resultat der zu erwartenden Siege zu erringen, und rieth daher zu keinem weiteren Entgegenkommen gegen den römischen Hof, wiewol er ein gutes Vernehmen zwischen diesem und Philipp V. für durchaus wesentlich zur Erhaltung einer günstigen Meinung für die neue Dynastie im spanischen Volke erachtete.

Philipp V. verweilte zwei Monate in Neapel, ohne sichtbare Spuren einer geordneten Regententhätigkeit zurückzulassen. Die Befreiung einiger Gefangenen aus ih-

ren Schuldgefängnissen, die Milderung in den Strafen der aus dem Reiche verbannten Anhänger für das Haus Habsburg wurde nur als parteiliche Begünstigung angesehen. Die geistlichen Orden fühlten sich beleidigt, weil der Vicekönig 250,000 Scudi von ihnen gefodert und deren Zahlung auch durchgesetzt hatte. Die Ernennung des neapolitanischen Schutzheiligen Januarius zur zweiten Patronatsstelle für die Krone Spanien half weniger bei dem darüber gleichgültigen neapolitanischen Volke, als es bei dem dadurch verletzten spanischen schadete. Im Sommer ging der König zur See über Finale nach dem Kriegsschauplatze in Oberitalien, wo er aber keine thätige Theilnahme an den Kriegsoperationen entwickelte. Nach der unentschiedenen Schlacht bei Luzara (15. August 1702) zwischen dem Herzog von Vendôme und dem Prinzen Eugen wünschte er die Rückkehr nach Spanien, wiewol ihm dazu als das dringendste Motiv sein sinnliches Verlangen nach der Königin galt. Er kam vom Kriegsschauplatze am 2. October in Mailand an, und trat von hier sogleich seine Rückreise nach Spanien an, wo er jedoch erst im Januar 1703 anlangte.

König Philipp hatte inzwischen während seines Aufenthaltes in seinen italienischen Besitzungen schon die deutlichsten Beweise an den Tag gelegt, in einem wie hohen Grade er nach dem traurigen Beispiele seiner Vorgänger auf dem spanischen Throne sich einzubürgern gedächte. In stumpfer Trägheit des Geistes verfiel er in eine solche Unlust an allen Staatsgeschäften, daß er den habsburgischen Fürsten seit Philipp III. völlig gleichgestellt werden muß, und doch wiederum nicht selten durch rücksichtslose Frivolität gegen kirchliche Gebräuche und spanische Sitten

beim Volke anstieß. Selbst die düstere Melancholie Karls II. wurde sein Eigenthum. Ludwig XIV. überschüttete ihn deshalb mit Vorwürfen, aber ihre so häufige Wiederholung verräth am deutlichsten die Fruchtlosigkeit derselben, sodaß hier weder Scheu vor der eigenen Schmach, noch die gewohnte Rücksicht auf die Befehle des gebietenden Großvaters das unglückliche Land vor dem Versinken in das unauflösliche Gewirr der Parteiungen zu retten vermochten. Ludwig XIV. ruft ihm schon am 10. September 1702 ins Gewissen: „Ew. Majestät hat keinen größeren Feind als die Trägheit: wenn Sie von derselben erdrückt werden, so stürzen alle Ihre Angelegenheiten in jähes Verderben, und ihr Verfall wird Ihnen Ihren Ruf auf immer kosten.“ „Man versichert mir, daß die Briefe, welche ich selbst von Ihnen erhalte, sowie diejenigen, welche Sie an die Königin schreiben, durch Louville dictirt sind. Da ich nun während dessen Anwesenheit an meinem Hofe mehre Briefe von Ew. Majestät erhalten habe, so weiß ich recht wohl, daß Sie keine Hülfe nöthig haben, um gut zu schreiben, aber die öffentliche Meinung wird darüber ganz anders urtheilen. Man muß nicht glauben, daß solche Dinge verborgen bleiben; sie sind dem Publikum früher bekannt, als bis sie zu mir gelangen, denn man beeilt sich nicht, mir davon sogleich Nachricht zu geben. Urtheilen Sie nun Selbst über den Erfolg, den dieses Gerücht für Ihren Ruf machen wird.“ Und am 4. Februar 1703, nachdem Philipp V. bereits nach Madrid zurückgekehrt war, schreibt der französische Monarch: „Verschließen Sie Sich nicht in der schmachvollen Verweichlichung Ihres Palastes. Zeigen Sie Sich Ihren Unterthanen, hören Sie ihre Bitten, lassen Sie sie Ihre

Gerechtigkeit erproben, sorgen Sie für die Sicherheit Ihres Königreichs, erfüllen Sie endlich Ihre Pflichten, zu welchen Sie Gott berufen, indem er Sie auf den Thron setzte." Aber Ludwig XIV. beruhigte sich nicht bei so allgemeinen Rügen, er wollte sicher gehen, die Kraft des spanischen Staates sollte für seine Unternehmungen nicht fehlen, und konnte er sie nicht mittels eines Prinzen seines Hauses sich vollständig unterwerfen, so wollte er unmittelbar durch seine Staatsmänner und Feldherren die Zügel der Verwaltung nach allen Richtungen hin führen.

Ludwig XIV. fodert seinen Enkel von Versailles unter dem 29. December 1702 auf, die Zahl seiner Musketire zu vermehren und sich durch Nichts daran hindern zu lassen. Er dürfe nicht länger verschieben, sich in allen Truppengattungen gehörig zu rüsten, weil dies das einzige Mittel wäre, sein Ansehen zu begründen. Er solle es nur behaupten, indem er sich entschieden zeige und sehen ließe, daß er der Herr im Lande wäre. — Wie aber König Philipp V. sich der Abhängigkeit des neuen französischen Botschafters entziehen will, nachdem der Graf Marcin im December 1702 nach Frankreich zurückgekehrt ist, wie er allein von seinem Cabinet aus die Anordnungen erläßt, erfolgt der härteste Vorwurf von Seiten des französischen Gebieters, indem gleichzeitig eine neue Vorschrift für die fernere Centralverwaltung der spanischen Angelegenheiten vorgelegt wird. Unter dem 4. Februar 1703 schreibt er: „In den zwei Jahren seiner Regierung habe der König von Spanien ein so großes Mistrauen auf seine Kräfte bewiesen, daß er in seiner Schüchternheit niemals als Herr des Landes gesprochen. Jetzt wäre er kaum nach Madrid zurückgekehrt, so ließe er sich listig überschwatzen,

daß er allein im Stande wäre, eine Monarchie zu regieren, von deren Verwaltung er bis zu diesem Augenblick nur die erdrückende Last gefühlt habe. Er vergäße ganz die Verwickelung seiner Angelegenheiten, und freue sich an dem Beifall, allein die Sitzungen seines Conseils zu halten. Er sollte doch nicht in solche Fallstricke gerathen, die Klarheit seines Verstandes müsse doch die nothwendige Anwesenheit eines französischen Rathgebers wünschen. Dazu habe er den Cardinal d'Estrées gewählt, als den gewandtesten Staatsmann in allen Geschäften, dessen Erfahrungen und Einsichten ihm stets von dem größten Nutzen sein würden. Dieser würdige Mann opfere dem französischen Hofe seine Ruhe, Gesundheit, vielleicht sein Leben auf, ohne irgend einen anderen Zweck, als seine Erkenntlichkeit und seinen Eifer zu bewähren." Darauf droht Ludwig XIV. sogar die Sache Philipp's V. ganz aufzugeben, wenn sein Botschafter länger ausgeschlossen sein sollte von den Berathungen des spanischen Conseils, wenn ihm nicht, wie früher dem Herzog von Harcourt und dem Grafen Marcin, der Zutritt zu denselben eingeräumt würde. Er würde genöthigt sein, den Cardinal zurückzurufen, weil eine gewöhnliche Gesandtschaft einem Manne seines Characters und Standes nicht geziemend wäre. Aber dann würde er fernerhin auch nicht umhin können, allein das Beste der Krone Frankreichs zu bedenken." „Es scheint mir nicht gerecht, daß meine Unterthanen durchaus zu Grunde gerichtet werden sollen, um Spanien wider seinen Willen aufrecht zu erhalten, und ich würde vergeblich den Versuch fortsetzen, wenn ich von spanischer Seite nur Widersprüche, Undankbarkeit und bei Ihnen selbst nicht mehr Vertrauen gegen mich und meine Botschafter sehe,

wenn die Entschließungen nicht mehr in gemeinschaftlicher Uebereinstimmung ausgeführt werden. Wählen Sie also, was Sie lieber haben, die Fortsetzung meines Beistandes, oder sich den eigennützigen Rathschlägen derer hinzugeben, die Sie ins Verderben bringen wollen." Auf den Cardinal Portocarrero und den Präsidenten des Raths von Castilien, die beide von den Geschäften sich zurückzuziehen gedachten, setzt Ludwig XIV. ein besonderes Vertrauen, er verlangt gleichfalls, daß Philipp V. nicht ohne die Mitwirkung dieser Männer seine Cabinetsentschlüsse fasse. Er schreibt selbst an den Cardinal, den er mon Cousin betitelt, und fodert ihn auf, wenigstens noch sechs Monate an der Spitze der Geschäfte zu bleiben. Dagegen führt er die lautesten Vorwürfe gegen die Prinzessin von Orsini, der er die Hauptschuld beimißt, daß Philipp V. sich von den Fesseln der französischen Cabinetsgebote befreien will. Ludwig schreibt an dieselbe am 9. Februar: „Meine Cousine, ich habe Sie zur nächsten Umgebung für die Königin von Spanien gewählt, weil ich mich für überzeugt hielt, daß der Königin und meinem Enkel nichts besser passen würde, als das vollkommene Einverständniß, welches Sie Selbst mit meinem Botschafter unterhalten würden. Aber Ihre Briefe vom 21. und 26. Januar zerstören völlig meine Meinung über diese vorausgesetzte gute Eintracht. Wenn dieses gute Vernehmen mit dem Cardinal d'Estrées sich nicht mehr wiederherstellen läßt, so will ich Sie nicht zwingen, Sich weiter den mühevollen Sorgen hinzugeben, die Sie von einer den allgemeinen Geschäften so schädlichen Misstimmung voraussehen. Um Sie demnach allen von Ihnen befürchteten Verlegenheiten zu entziehen, erlaube ich Ihnen augenblicklich nach Versailles

zu kommen, um mir Rechenschaft über alle diese Vorfälle zu geben, und zwar bevor Sie nach Rom gehen, wenn Sie wünschen sollten Sich dorthin in Ruhe zurückzuziehen." Die Prinzessin von Orsini hatte inzwischen bei dem Könige und der Königin von Spanien sich unentbehrlich gemacht, beide befürchteten mit ihr den Reiz der Annehmlichkeit des Lebens in Spanien zu verlieren. Sie verstanden sich zu allen Bedingungen gegen den französischen Monarchen, wenn nur die Prinzessin bei ihnen ferner verbleiben dürfte. Ludwig XIV. willigte unter dem 7. März 1703 ein, wenn die Prinzessin genöthigt würde, für das Wohl der königlichen Familie mit dem Cardinal d'Estrées in gutem Einverständnisse zu leben. Nur müsse der König selbst den Rathschlägen des Cardinals Folge leisten, denn er, Ludwig XIV., würde denselben ja nicht nach Spanien geschickt haben, wenn er nicht sicher überzeugt wäre, daß diesem Manne der Ruhm und die Unterstützung der Krone Spaniens als sein Hauptzielpunkt gälten.

Aber auch den Einfluß des römischen Hofes auf Spanien suchte Ludwig XIV. zu schwächen, um, wenn dies geglückt wäre, das spanische Volk in gleicher Weise, wie das französische, zu allen politischen Richtungen hin zu führen, seien diese auch gradezu gegen das Oberhaupt der römischen Kirche geleitet. Er spricht sich darüber gegen den Cardinal d'Estrées in einem Briefe vom 27. Mai 1703 ganz unumwunden aus: „Er könne nicht dulden, daß ein spanischer Staatsbeamte von so hohem Ansehen im Lande, als der Großinquisitor, ausschließlich von einer fremden Macht abhängen solle. Der Cardinal wisse wohl, daß der römische Hof nur Vorwände und Gelegenheiten sucht, um seinen Zweck zu erreichen, daß er das, was er

in den Zeiten der Noth erhält, oder unter solchen Umständen, wo man ihn schonen zu müssen glaubt, später für ein Recht ansieht: aber er zweifele nicht an der Aufmerksamkeit des Cardinals auf solche Gegenstände, deren große Wichtigkeit ihm genügend bekannt ist."

Der Cardinal d'Estrées konnte indeß bei seiner gebieterischen Anmaßung auch nach dem Versuche der Wiederherstellung eines besseren Vernehmens sich nicht lange am spanischen Hofe erhalten. Ludwig XIV. mußte endlich den wiederholten Anfoderungen zu seiner Zurückberufung nachgeben. Doch wünschte er den Schein zu retten; die Dienste des Cardinals hatten zu sehr im Interesse Frankreichs gegen Spanien gewirkt, als daß er es vor den Augen Europas kundgegeben wissen wollte, wie der spanische Hof dieses selbst durchschaut und deshalb auf seine Entfernung gedrungen hätte. Er verspricht bereits am 24. Juni 1703 die Zurückberufung, aber sie soll erst nach einigen Monaten wirklich erfolgen, unter dem Deckmantel, daß der Cardinal selbst es dringend gewünscht habe. Aber dieses Versprechen soll unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses bewahrt bleiben, weil es das Interesse des Königs selbst erfodert, daß man in Spanien sein Vertrauen auf die französischen Botschafter als fest begründet erachtet, und dieses nicht glauben kann, wenn man dieselben wider ihren Willen zurückgerufen sieht. Gleichzeitig sucht er für den Neffen des Cardinals, den Abbé d'Estrées, die Zustimmung Philipp's V. zu erlangen, um demselben nach der Abreise des Cardinals die Beglaubigung als Gesandten des französischen Hofes ertheilen zu können. Diese erfolgte wirklich nach drei Monaten, als die Erbitterung gegen den Cardinal auf das äußerste gestiegen war und den Fran-

18 *

zosen überhaupt die Schuld alles Unglücks in Spanien aufgebürdet wurde. Dennoch hatte die Lage des Hofes Philipp's V. sich so verschlechtert, und der Mangel an kräftigen Rettern aus dieser Noth zeigte sich im spanischen Volke so entschieden, daß Philipp V. selbst auf den Rath der spanischen Minister von neuem an den König von Frankreich sich wenden mußte, um zu einem neuen Abhängigkeitsverhältnisse einen französischen Feldherrn für das spanische Heer sich zu erbitten und diesem die oberste Leitung der Kriegsoperationen in Spanien zu überlassen. Ludwig XIV. weigert sich anfänglich zum Schein, weil er nicht noch mehr die Leiden Spaniens auf die Franzosen schieben lassen wolle, obgleich er an demselben Tage (16. September) in einer Depesche an den Abbé d'Estrées denselben auffodert, auf gleiche Weise die inneren Feinde Spaniens und die Gegner unter den fremden Diplomaten zu bekämpfen. Er gibt ihm die Bestallung als Gesandter, legt ihm jedoch nicht mehr die Verpflichtung auf, den Eintritt in das spanische Conseil zu verlangen, weil er nun selbst zu der Einsicht gelangt zu sein scheint, daß seine früheren Botschafter grade dadurch den allgemeinen Haß der Spanier auf sich gezogen hätten, indem sie zu den geheimsten Berathungen des spanischen Monarchen genommen worden, während die Ausgezeichnetsten des Volks davon ausgeschlossen blieben. Doch was er jetzt selbst aus politischen Gründen vermeiden wollte, wurde bald durch die Rathlosigkeit Philipp's V. wieder erfodert, der an die Leitung des spanischen Cabinets durch den französischen Gesandten sich so gewöhnt hatte, daß er nach wenigen Wochen die Erlaubniß Ludwig's XIV. zu dem Zutritt des Abbé d'Estrées zu den Sitzungen seines Conseils sich selbst

erbat. Der französische Monarch bewilligte sie leicht unter dem 10. October 1703, wenn er auch ein erzwungenes Nachgeben in die Wünsche des Königs erheuchelte und auf den gleichzeitigen Eintritt des Präsidenten von Castilien und des Marquis von Mancera in den Cabinetsrath zu bestehen schien. Er warnt jedoch selbst, keine Zwistigkeit unter den Franzosen am spanischen Hofe entstehen zu lassen. Dies blieb vergeblich; jeder derselben wollte in seinem Wirkungskreise rücksichtslos befehlen, und seine Anordnungen sollten eben so pünktlich von den spanischen Beamten wie von seinen Landsleuten befolgt werden.

Die Prinzessin von Orsini, die unmittelbar bald durch den König, bald durch die Königin ihre Pläne durchzusetzen sich bemühte, sogar nicht selten im wahren Interesse des spanischen Staates und der Bourbonischen Dynastie, gerieth in noch stärkere Spannung mit dem Abbé d'Estrées als mit dessen Oheim. Dessen unausgesetzte Beschwerden über das Widerstreben der intriganten Prinzessin, von denen alle Depeschen an Ludwig XIV. angefüllt waren, bewogen den letzteren am 19. März 1704 von Philipp V. die unverzügliche Entfernung derselben vom spanischen Hofe zu verlangen. „König Philipp solle nur nicht schwanken diesen Entschluß zu fassen, denn es hinge davon Alles für ihn ab. Er möge wenigstens dazu beitragen, das Innere seines Reiches zu beruhigen, während Frankreich alle seine Kräfte und Mühen verwendet, um für das spanische Interesse einen so beschwerlichen Krieg zu bestehen. Man verberge dem Könige viele Dinge, welche Ludwig aus unzähligen unverdächtigen Quellen erfahre. Er habe deshalb dem Abbé d'Estrées genaue Vorschriften über alles das ertheilt, was der König von Spanien thun müsse: er be-

ziehe sich daher auf alles das, was der Gesandte dem Könige mittheilen würde, und halte sich überzeugt, unter den vorliegenden Umständen bei dem Könige Glauben zu finden, weil der Widerstand gegen die französischen Rathschläge nur zu eigenem verderblichen Verluste führen würde. Philipp möge diesen Brief nur selbst der Königin vorlegen und sogleich eine Oberhofmeisterin ernennen, zu welcher wichtigen Stelle der Abbé d'Estrées ihm vier Personen vorschlagen würde, von denen er eine wählen müsse." Kann die Abhängigkeit für den Monarchen eines großen Staates von einem fremden Gesandten noch weiter geführt werden? Ist ein solches Beispiel nicht der beste Vorläufer für Napoleon's Despotie an den Höfen seiner Brüder und Schwäger, wie der Rheinbundfürsten? Der Abbé d'Estrées erhielt unter demselben Datum eine Depesche gleichen Inhalts, „unter jeder Bedingung die Entfernung der verhaßten Oberhofmeisterin durchzusetzen, dazu die Hülfe des Herzogs von Berwick zu gebrauchen, den König von Madrid zu entfernen, um in Abwesenheit der Königin diesen Plan leichter durchzuführen. Freilich endet diese Depesche des großen rücksichtslosen Politikers auf dem französischen Throne mit der Anzeige an den Gesandten, „daß nach diesem Dienste seine Stellung in Spanien verdorben sein, König Philipp das Zutrauen zu ihm verloren haben würde, weil er ihn als die vorzüglichste Veranlassung zur Verweisung der Orsini ansehen müsse. Daher könne er seine baldige Abberufung erwarten." Die Königin von Spanien entwickelte inzwischen eine eigenthümliche Gewandtheit, mindestens für ihre Hofangelegenheiten den Plänen Ludwigs XIV. entgegenzuarbeiten; aber es gelang diesmal nicht mehr die Oberhofmeisterin noch länger zurück-

zubehalten. Sie mußte im April, als der König zu Plasencia abwesend war, die Hauptstadt schleunigst verlassen und nach Frankreich gehen. Der französische Gesandte folgte bereits im Mai 1704; seine Stelle wurde nicht sogleich bei der gereizten Stimmung des französischen Monarchen wieder besetzt. Die diplomatischen Functionen verwaltete der Geschäftsträger Marquis Chateauneuf, worauf Ende Juni der Herzög von Grammont wieder als Botschafter folgte. Ludwig XIV. fing darauf mit einschmeichelnden Briefen bei der Königin von neuem an, das noch durchzusetzen, was ihm in der rigoristischen Sprache des Gebieters nicht geglückt war *), durch ihre Vermittelung den Einfluß des französischen Botschafters zu vergrößern.

Unterdessen hatten die allgemeinen politischen Beziehungen der verbündeten Mächte gegen die beiden Monarchen des Hauses Bourbon einen entschiedeneren günstigen Charakter angenommen, der auf Spanien jetzt zurückwirken mußte, wenn es noch länger seinen vertheidigungsfähigen Zustand aus eigenen Kräften vernachlässigte und nur auf den Schutz der französischen Uebermacht baute. Die spanischen Niederlande waren derselben völlig überlassen, konnten aber auch mit der größten Anstrengung von Seiten Ludwig's XIV. gegen die vereinigten Streitkräfte des Kaisers, des Reichs und der beiden Seemächte für Philipp V. nicht erhalten werden. Die Gefahr für den Verlust der italienischen Besitzungen war unvermeidlich, als in Folge der Waffenüberlegenheit Oestreichs in Oberitalien der Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen zum Vertrage vom 25. October 1703 genöthigt wurde. Spanien

*) Oeuvres de Louis XIV. VI. S. 131—161.

kam nunmehr selbst an die Reihe, einen Theil des großen Schauplatzes in dem Kampfe darzubieten, der in seinem Interesse für die fernere Gestaltung seiner Macht von den ersten Staaten Europas geführt wurde. Aber die spanischen Minister verzweifelten, als der französische Gesandte in Madrid mit Ernst auf eine umfassendere Theilnahme des Landes an dem Kriege mit vermehrten Geld- und Menschenkräften drang. Schien schon die Aufbringung einer Summe von 2,000,000 Piastern zur Unterstützung des Kampfes außerhalb der Pyrenäen unmöglich, so vermochten auch die schärfsten Maßregeln und die verschiedenartigsten Operationen des Finanziers Orry nicht die leeren Staatskassen zu füllen, als die fünffache Summe erfodert wurde, um die spanischen Küsten zu decken und die Unternehmung gegen Portugal, das am 16. Mai 1703 mit den beiden Seemächten und dem Kaiser in ein Schutz- und Trutzbündniß getreten war, mit kräftigem Nachdrucke auszuführen. Orry hatte aus Frankreich nur die Ansichten eines unbedingten Gehorsams gegen den Willen der Regierung mitgebracht, wenn er für Kriegsunternehmungen die bestehenden Steuern erhöhte, neue Auflagen ohne weitere Anfrage bei den Ständen einführte. Die Versuche zu ähnlichen Unternehmungen bei den Spaniern, wenn auch nur in viel beschränkterem Umfange, steigerten augenblicklich die Mißstimmung in Catalonien, die bald in offene Zwistigkeiten überging und dadurch späterhin Catalonien zum Herde der Anhänger des Hauses Habsburg machte, als immer neue Verletzungen ständischer Rechte durch den Einfluß der französischen Gewalthaber geschahen. Dessenungeachtet schien Orry's Verwaltung dem französischen Monarchen nach den Berichten des zweideutigen Gesandten und

seiner Gegner unter den übrigen französischen Agenten durch die spanische Saumseligkeit und Bestechungskunst gelähmt, und Ludwig XIV. droht am 20. August 1704 mit seiner Zurückberufung, obgleich die Beibehaltung auch dieses Ausländers den eifrigsten Fürsprecher bei dem Könige von Spanien findet. Doch Ludwig entgegnet: „Sie sehen das Resultat seiner Arbeiten in dem Schicksal Ihrer Heere und Festungen. Es scheint inzwischen, daß das Interesse für diese Leute Sie ganz und gar verblendet, und während Sie nur nach großen Ansichten streben sollen, Sie sich zu den Cabalen der Orsini und ihrer Schützlinge erniedrigen, von welchen ich unaufhörlich geplagt werde. Aber es ist unmöglich, daß Ihre Angelegenheiten einen guten Fortgang haben können, so lange die gegenwärtige Unordnung in der Verwaltung vorherrscht. Errichten Sie einen einsichtsvollen Staatsrath, der Herzog von Grammont wird Ihnen diejenigen Männer nennen, welche ich für fähig halte denselben zu bilden. Zögern Sie nicht einen solchen zu versammeln, berathen Sie mit demselben über jeden Gegenstand des Kriegswesens, der Finanzen und der auswärtigen Politik; bedienen Sie sich der Erfahrungen und Einsichten desselben und lassen Sie keine Anordnungen ausgehen, von welchen nicht derselbe vorher unterrichtet ist. Wenn ich eine solche Form des Staatsraths bei Ihnen eingeführt sehen werde, so werde ich viel zuversichtlicher die Ihnen nothwendigen Hülfstruppen senden: aber ehe dieses geschieht, betrachte ich alle Truppen verloren welche ich nach Spanien sende." Auf diese bestimmte Foderung an König Philipp wurde zwar auf Anrathen des Cardinals Portocarrero zuerst mit Ausflüchten geantwortet; als aber unter dem 20. September 1704 eine

neue eben so ernste als kalt gemessene Anfoderung Ludwigs XIV. an die Königin von Spanien erfolgte, in welcher er geradezu ihre Herrschaft über den König in den wichtigsten Angelegenheiten erklärte, durfte auch hierin nicht länger dem Ansinnen des französischen Hofes Widerstand geleistet werden.

Die Herrschaft Philipp's V. über Spanien war nunmehr bereits ernstlich gefährdet. Die spanischen Küsten und namentlich die wichtigsten Hafenplätze an denselben wurden seit 1702 durch die englische Flotte für jeden Zweig des Handels unsicher gemacht. Die rückkehrende Silberflotte war nach dem Gefechte bei Vigo am 22. October 1702 größtentheils erbeutet. Die westliche Grenze des Reichs wurde wiederum von Portugal bedroht, und ein Feldzug gegen dies Land schien selbst mit französischer Hülfe mislich, weil das spanische Volk gar keine Lust zu seiner Unterstützung zeigte, nicht einmal zur eigenen Vertheidigung sich bereitwillig fühlte. Endlich war auch der kaiserliche Hof durch die Nachrichten von der mislichen Lage des Bourbonischen Königs in Spanien zu größerer Thätigkeit gereizt, die Ansprüche des Erzherzogs Karl durch persönliche Unterstützung im Hauptreiche ins Leben zu rufen. Am 12. September 1703 wurde derselbe in der kaiserlichen Hofburg zu Wien als König der spanischen Monarchie ausgerufen, und sechs Tage später trat er auf dem großen Umwege über Holland und England seine Reise nach Spanien an. Für einen zahlreichen Hofstaat bis auf den kleinlichsten Troß herab hatte das kaiserliche Cabinet gesorgt; seine Einführung und Befestigung in dem spanischen Staate überließ man den beiden Seemächten und dem über die französische Willkürherrschaft aufgebrach-

ten spanischen Volke. Diese Gunst der kaiserlichen Politik für Philipp V. wurde noch durch die Winterstürme im Kanal vermehrt. Schon am 19. November 1703 wollte Karl III. die Ueberfahrt von Helvoetsluys nach England machen, aber die fortdauernden Stürme verhinderten dieselbe bis zum 3. Januar 1704. Er fand in England die freundlichste Aufnahme und die thatkräftigste Unterstützung bei der Königin Anna. Mit einer Flotte von zweiundzwanzig Kriegsschiffen unter den Befehlen des Admirals Rook sandte sie den Rivalen der spanischen Krone nach dem Hafen Lissabon: selbst der bei ihm jetzt schon sichtbaren Geldnoth half sie durch ein Geschenk von 50,000 Pfd. Sterling ab. Inzwischen wurde auch diese Seefahrt sehr lange durch gefährliche Stürme aufgehalten. Bereits am 16. Januar 1704 sollte er den englischen Hafen verlassen, wird aber durch einen heftigen Sturm nach Torbay zurückgetrieben, und erst am 17. Februar konnte die Flotte in das hohe Meer stechen. Am 9. März landete Karl in Lissabon und wurde von seinem Verbündeten, dem Könige Pedro II. von Portugal mit großer Bereitwilligkeit aufgenommen. Noch an demselben Tage seiner Ankunft auf portugiesischem Boden erließ Karl ein Manifest über seine Rechte auf den spanischen Thron *), welches auf verschiedenen Wegen rasch über ganz Spanien ausgebreitet wurde. Dies Manifest gebrauchte als vorzüglichstes Motiv zur Erhebung des spanischen Volks gegen den Usurpator aus dem Hause Bourbon dessen Nachahmung der französischen Gewaltherrschaft in Spanien. Es heißt darin: „Spanien habe seit dem Einfalle der Araber keine

*) Lamberty, Mémoires III. S. 248 — 72.

größere Gefahr als jetzt bestanden. Die Sitten der Franzosen stehen am weitesten entfernt von den Sitten und Gewohnheiten der Spanier. Man denke nur an die dortige Frechheit gegen das weibliche Geschlecht und was diese schon früher in Sicilien verübt habe, wovon jene traurige Vesper zur bleibenden Erinnerung steht. Dazu kommt die Gleichgültigkeit jenes Volks gegen die Religion, der Franzose ist nur ein halber Katholik, und eine große kirchliche Partei strebt dort schon lange das Ansehen des Papstes umzustürzen und die wichtigsten Dogmen der Kirche als Misbräuche zu reformiren. Selbst der Atheismus wird in Frankreich ganz offenbar ausgeübt. Das Interesse und die Neigung des gesammten Hauses Bourbon ist nur darum bemüht sich absolut hinzustellen, um eine despotische Verwaltungsform ausüben zu können. In Frankreich ist diese bereits eingeführt; die Freiheiten der Großen und des Volks sind auf Nichts heruntergebracht. Ebenso wird man es bald in Spanien bemerken. Die spanischen Grandes werden am stärksten den Druck zu fühlen haben, weil ihr Ansehen und Einfluß zuerst vernichtet werden muß. Dann werden die schrecklichen Reformen an die Rechtspflege, die Finanzen, die Polizei gehen; man wird bald in Spanien die Steuerpächter nach der französischen Mode sehen, die Massen von Agenten der Regierung, welche das Mark des Volks auszusaugen bestimmt sind, um es für ihren Nutzen zu übermäßiger Arbeit und Mühseligkeit aller Art zu zwingen. Der König wird sich zum Alleinherrn des Handels mit Amerika machen, aus den Minen von Peru werden nur die französischen Unternehmer den ergiebigsten Gewinn ziehen. Mit einem Worte, man wird die Spanier auf französische Weise gehorchen lehren, man wird

Spott und Hohn mit den Privilegien der Landschaften und Städte treiben; man wird Geld fodern, um ein Urtheil nach Willkür zu fällen, und als alleinige Antwort auf alle Klagen und Beschwerden wird es heißen: der König will es so. — Und wie ist die Verwaltung bis jetzt unter dem französischen Usurpator gewesen? Hat nicht der französische Monarch eben so willkürlich zu Madrid wie zu Paris geherrscht, über Spanien geboten, wie über Frankreich? Haben die französischen Befehlshaber nicht alle Anordnungen ohne Rücksicht auf die spanischen Statthalter und Generale getroffen? Sind nicht die spanischen Gesandten an den fremden Höfen wie ein Anhang der französischen betrachtet, ist nicht der Schlüssel des Geheimnisses zu allen wichtigen Staatsangelegenheiten ausschließlich in den Händen der Franzosen? So wird Spanien, wenn es von dem Joche der Franzosen nicht befreit werden sollte, seine Sitten verderben, seine Religion und Frömmigkeit verachten, seine ehrenwerthen Leute beschimpfen, das Volk an den Betteistab gebracht, die Großen des Reichs zu tiefer Erniedrigung herabgewürdigt und dagegen die Ausländer als Herren aller Kräfte und Reichthümer des Landes sehen." Der König von Portugal unterstützte dies Manifest mit einer ähnlichen Erklärung, in welcher er die Aufwendung aller seiner Kräfte zur Einsetzung Karls auf den spanischen Thron versprach.

Aber bei der Ausführung des Unternehmens zeigte es sich, daß jeder auf fremde Hülfe gerechnet hatte, um dann von den Früchten dieser Anstrengungen einen günstigen Erfolg für sich selbst zu erringen. Karl erwartete das Zuströmen der angesehensten Spanier in sein Lager, ohne daß er durch eigene Macht ihnen eine Garantie für ihr

künftiges Schicksal verheißen konnte. Allerdings fanden sich bald Spanier in seinem Hauptquartier ein, die aber von ihm Unterstützung verlangten, nicht solche ihrerseits brachten. Nur die Ankunft des Präsidenten Arias zu Lissabon, der zuerst dem Hause Bourbon aufrichtig ergeben gewesen, dann aber durch die Willkür des Cardinals Portocarrero und der französischen Gewalthaber verletzt und zur Flucht aus Madrid gedrängt wurde, galt mit Recht als ein wichtiges Ereigniß. Der König von Portugal, dessen Staat in seinen inneren Verhältnissen kein vortheilhafteres Bild als Spanien zeigte, nur noch eine neue Quelle des Verderbens in der unmäßigeren Verschwendung für den Hofstaat, für den Klerus und das Mönchswesen besaß, vermochte kaum 18,000 schlecht gekleideter und bewaffneter Truppen aufzustellen. Mit diesen vereinigten sich 12,000 Engländer und Holländer als Truppen Karls III., die zum größten Theil Admiral Rook mit sich geführt hatte, die aber als Ketzer den Portugiesen und Spaniern verhaßt blieben. Keiner der beiden Könige besaß Feldherrntalent, auch nicht einmal den ernsten Willen, mühsamer Kriegsanstrengung sich zu unterwerfen, um sichere Fortschritte nach einem zusammenhängenden Plane zu machen, der zugleich in Uebereinstimmung mit den inneren Unruhen und Aufständen gegen die Regierung Philipp's V. ausgeführt werden konnte: sie blieben ruhig zu Santarem, entfernt von aller Leitung der Operationen. Die Feldherren der verschiedenen Truppentheile, ebenso aus verschiedenen Nationen herbeigeholt, der Prinz George von Hessen-Darmstadt, der Herzog von Schomberg, der General Fagel, von denen die beiden letzten der König von Portugal angestellt hatte, waren ebenso wenig geneigt, sich einander

zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung unterzuordnen, oder mindestens mehr für die Sache Karls sich zu opfern, als ihre eigenen Angelegenheiten und die ihres Volks zu verfechten. Nur der Prinz George von Hessen zeigte sich noch am meisten für einen endlichen günstigen Erfolg der gesammten Expedition beseelt, er rieth daher dringend die Truppencorps nicht zu vereinzeln, sondern einen Feldzug vorzugsweise von der Seeseite her nach Catalonien zu unternehmen, weil hier in der Unzufriedenheit des Volks eine angemessene Unterstützung gehofft werden konnte, und der Prinz noch aus seinen früheren Verhältnissen im spanischen Dienste hier viele wichtige Verbindungen besaß.

Philipp V. hatte das Manifest der beiden Könige durch eine heftige Kriegserklärung vom 30. April 1704 erwidert. Der französische Marschall, Herzog von Berwick hatte ihm schon im Laufe des Winters 18 Bataillons und 19 Escadrons französischer Truppen zu Hülfe geführt, indem er auch zugleich den Oberbefehl über die spanischen Truppen übernehmen sollte. Im Mai wurde der Feldzug eröffnet, der König wollte persönlich an demselben Theil nehmen, hatte aber doch kaum 22 Bataillone und 48 Escadrons eigener Truppen marschfertig, und alle übrigen Rüstungen zum Kriege auf eine beklagenswerthe Weise vernachlässigt. Das Heer sollte auf beiden Ufern des Tajo in Portugal einbrechen, Salbatiera, Castelbranco nehmen und bei Villaveilla sich vereinigen, um dann nach günstig dargebotener Gelegenheit von Seiten des Feindes sich der Hauptstadt oder einer andern Provinz völlig zu bemächtigen; die eine Abtheilung des Heeres führte der König selbst, die andere der Prinz Tzerclaes von Tilly, ein schlaffer, feiger und in seinem Handeln höchst zwei-

dentiger Mensch. Der Herzog von Schomberg und General Fagel befehligten die portugiesischen Truppen. Anfänglich ging der Feldzug für Philipp V. glücklich von Statten, die beiden wichtigen Plätze Salvatiera und Castelbranco wurden in wenigen Tagen genommen, Fagel wurde auf der Serra Estraya bei Sourcira überfallen und verlor zwei Bataillone, worauf Portalegre am 8. Juni erobert wurde. Aber der Prinz Tzerclaes wurde an der Grenze von Estremadura durch Schomberg aufgehalten und dadurch den Portugiesen Zeit gegeben, eine Diversion unter dem Marquis Larminas gegen die so eben eroberten Plätze zu machen, wobei die meisten wieder in die Hände der Portugiesen fielen. Im Juni stieß noch der General-Capitain von Andalusien, Marquis Villadarias mit 10 Bataillonen und 8 Escadrons zum Herzog von Berwick, worauf eine neue Unternehmung gegen das portugiesische Fort Castel-de-Vida glücklich ausgeführt wurde. Aber der Mangel an Lebensmitteln, die unverantwortliche Vernachlässigung der Kriegsmagazine in den spanischen Grenzplätzen, die unerträgliche Hitze des Sommers und die daraus hervorgehenden verheerenden Krankheiten, an welchen nicht nur mehre Tausend Menschen, sondern auch der größte Theil der Pferde erlagen, führten noch am Ende des Juni die Truppen auf den spanischen Boden zurück, nachdem die Festungswerke der eroberten Plätze geschleift waren. Der Feldzug dieses Jahres war damit auf diesem Theile der pyrenäischen Halbinsel eigentlich beendigt, Philipp kehrte nach Madrid, Villadarias nach Andalusien zurück, Berwick verlegte sein Hauptquartier nach Ciudad-Rodrigo, Tzerclaes nach Badajoz. Denn auch die portugiesischen Truppen führten darauf keine rühmlicheren Thaten aus,

indem sie die Spanier und Franzosen unangefochten und selbst die oft günstig sich darbietende Gelegenheit zu vortheilhaftem Angriff unbenutzt vorbeiließen *). Der ganz unthätige Herzog von Schomberg wurde durch den englischen General Graf Galloway ersetzt.

Unterdessen hatten im Juni Admiral Rook und der Prinz Georg von Hessen ihren Zug nach Catalonien unternommen, jedoch bei dem Erscheinen vor Barcellona nicht die erwartete Mitwirkung der misvergnügten Bewohner gefunden. Deswegen hatten sie bald die Richtung auf die andalusische Küste genommen, wo sie durch Ueberrumpelung am 4. August 1704 die glänzende Eroberung der nur mit 100 Mann vertheidigten und ganz vernachlässigten Felsenfestung Gibraltar machten: einen glänzenden Haltpunkt für die Ueberwachung der Verbindungsstraße zwischen dem atlantischen und mittelländischen Meere, welchen die Engländer bald in seinem kostbaren Werthe hinlänglich erkannten, um ihn nie mehr aus ihrem Besitz herauszugeben. Die zu Hülfe eilende französische Flotte unter dem Befehl des Grafen von Toulouse wurde auf der Höhe von Malaga am 24. August angegriffen. Das Gefecht blieb unentschieden, aber doch mußte der Graf von Toulouse im September diese Gewässer verlassen. Der Herzog von Grammont erließ zwar zu wiederholten Malen im Namen des Königs von Spanien den drängendsten Auftrag an den Herzog von Berwick, mit dem größten Theile seines Heeres zur Wiedereroberung Gibraltars aufzubrechen. Aber der erfahrene Marschall, welcher in der

*) Les Campagnes des Français sous le Maréchal Duc de Berwick. Vol. I.

kurzen Zeit seiner Vereinigung mit den spanischen Truppen genügend die Unzuverlässigkeit derselben kennen gelernt hatte und sich ganz auf die wenigen sehr geschwächten französischen Bataillone beschränkt sah, entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens in einem Zeitpunkte, wo die portugiesische Heeresmacht wieder neu gesammelt und verstärkt am Tajo stünde, um bei dem Abziehen des spanischen Heeres sofort in das Herz von Spanien einzubrechen. Und in der That betraten die Portugiesen am Ende des Septembers den spanischen Boden, doch verstrichen der September und October mit unter gegenseitigen Märschen, die von Almeida und Ciudad-Rodrigo aus ihre Richtung nahmen, durch unnütze Anstrengungen Menschen und Pferde kosteten, aber nicht einmal ein einziges namhaftes Gefecht hervorriefen. Noch ehe der bei Ciudad-Rodrigo wohl verschanzte Herzog von Berwick an geräumigere Winterquartiere dachte, erhielt er von Ludwig XIV. seine Abberufung, weil er sich nicht fügsam genug gegen die Hofcabalen in Madrid und den französischen Botschafter, den Herzog von Grammont, bewiesen hatte, dem er zwar in allen Verwaltungsangelegenheiten sich untergeordnet, aber kein Eingreifen in die Kriegsoperationen zugestanden hatte. Auch hatten Puysegur und der Staatssekretär Marquis von Rivas am madrider Hofe gegen ihn gewirkt und den König Philipp aufgefodert, von Ludwig XIV. einen anderen französischen Marschall zum Oberfeldherrn zu fodern, weil Berwick bei seiner redlichen Gesinnung und nach seiner Ueberzeugung aus den Erfahrungen während des Feldzugs in die Vorwürfe über Orry's schlechte Finanzverwaltung nicht einstimmen mochte, wenigstens nicht ihm allein die Schuld aufbürden konnte. Dazu

kam, daß der Marschall auch der Königin von Spanien nicht gefiel, weil er sich ungünstig über die Prinzessin von Orsini geäußert hatte, sie also von ihm keine Unterstützung am französischen Hofe zur Zurückberufung derselben erwarten konnte. Berwick kehrte den 12. November 1704 nach Frankreich zurück: er hatte wenigstens den frühern Zustand an der portugiesischen Grenze erhalten.

Von solchen kleinlichen Intriguen war damals das Schicksal Spaniens abhängig, indem immer nur der Ausländer und der Einfluß des französischen Hofes über dessen fernere Entwicklung bestimmte. Die Königin foderte den Marschall Tessé als Nachfolger im Oberbefehl über das spanische Heer, weil er ihrer Schwester, der Herzogin von Bourgogne ganz ergeben war, und sie demgemäß auf seine Hülfe für ihre Wiedervereinigung mit der unentbehrlichen Oberhofmeisterin rechnen konnte. Der Herzog von Grammont begünstigte diesen Wunsch, weil ihm Tessé weit fügsamer als der Herzog von Berwick schien, er also eine bedeutsame Steigerung seiner Macht in Spanien durch ihn verhoffte. Die Marquise von Maintenon wurde für diesen Plan noch gewonnen, und auf solchen Grundlagen ernannte Ludwig XIV. am 4. Oktober 1704 den Marschall Tessé zum Oberbefehlshaber der Heere beider Kronen in Spanien *), indem Philipp V. diese Ernennung gleichzeitig für alle seine Truppen wiederholte. Aber Tessé

*) Mémoires et lettres du Maréchal de Tessé, Paris 1806, II. S. 136—137. und Les Campagnes de Berwick l. c. — Vergl. Mémoires de Louville, II. S. 135—60, welche letztern jedoch sehr unzuverlässig und nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen sind.

war der Freund seines militärischen Vorgängers und theilte auf das entschiedendste dessen Ansichten über die Selbständigkeit der obersten Leitung des Kriegswesens. Kaum war er zwei Tage in Madrid, woselbst er am 10. November eintraf, so war er mit der Königin in Bezug auf die Prinzessin von Orsini einig und dadurch der Herzog von Grammont gestürzt, den die Königin nur duldete, weil sie mußte und keine bessere Hülfe kannte. Schon in der ersten Woche kam es zu einer heftigen Scene zwischen dem Marschall und dem Botschafter, welche die Abberufung des letztern und seine Ersetzung durch Amelot zur Folge hatte.

Tessé ging darauf sogleich zum französischen Heere an der portugiesischen Grenze, um noch während des Winters die Befestigungswerke von Ciudad-Rodrigo verstärken zu lassen. Die Belagerung von Gibraltar war inzwischen durch den andalusischen Generalcapitain Villadarias im Anfang des Oktobers begonnen und anfänglich durch eine französische Escadre unterstützt worden, welche unter den Befehlen von Pointis aus dem Hafen von Cadiz ausgelaufen war. Aber diese Unternehmung bot ungeachtet der damals noch sehr mangelhaften Befestigungswerke von Seiten der Eroberer doch schon die größten Schwierigkeiten dar, wobei in der That bei dem großen Mangel der dazu nöthigen Hülfsmittel dem spanischen General keine rechtmäßigen Vorwürfe gemacht werden konnten. Aber die gereizte Stimmung des Königs über diese empfindliche und schmachvoll verlorene Einbuße des hochwichtigen Platzes verlangte eine raschere Entscheidung, und Marschall Tessé wurde beauftragt, an Ort und Stelle zu prüfen, ob die Belagerung fortgesetzt oder nur in eine Einschließung ver-

wandelt werden sollte. Noch ehe Tessé ankam, war die feindliche Besatzung um 3000 Mann verstärkt worden, indem die englische Flotille vor Gibraltar herum gegen die französische kreuzte und grade zur rechten Zeit die fehlende Mannschaft ergänzt hatte. Tessé überzeugte sich von dem Mangel an Geschütz, Ammunition und ausreichender Belagerungsmannschaft: er entschied sich aber durchaus für die lebhafte Fortsetzung der Belagerung, weil eine bloße Einschließung zu Nichts führen würde, jedoch ein längeres Verbleiben der Engländer in Gibraltar den Verlust von Cadiz und ganz Andalusien leicht nach sich zu ziehen drohte. Tessé schickte sofort im Januar 1705 4500 Mann von seinem Heere zur Verstärkung des Belagerungscorps nach Gibraltar, aber dadurch wurde wiederum seine Stellung an der portugiesischen Grenze beträchtlich geschwächt. Er wählte für den Winter sein Hauptquartier zu Salamanca, mußte indeß wie sein Vorgänger ununterbrochene Klagen über die verzögerte oder verringerte Verpflegung seines Heeres bald in Madrid, bald in Paris führen, indem die spanischen Soldaten gleich den französischen an den nothwendigsten Lebensmitteln und Kleidungsstücken Mangel litten. Die Belagerung von Gibraltar bot außerdem bei der tapferen und geschickten Vertheidigung durch den Prinzen Georg von Hessen täglich größere Beschwerlichkeiten dem Belagerungsheere dar, während gleichmäßig die Aussicht auf einen glücklichen Erfolg sich immer mehr und mehr verminderte. Die Engländer hatten einen Vertrag mit dem Herrscher von Marocco geschlossen, welcher ihnen auf bequeme Weise die nöthigen Lebensmittel verschaffte. Mehrmalige mit großem Menschenverluste erkaufte Vortheile der Belagerer, namentlich

bei dem Sturmangriffe am 7. Februar, waren immer wieder durch die Energie der Engländer muthvoll beseitigt. Die erweiterten Festungswerke gaben dem schon an sich so vortheilhaft gelegenen Platze noch größere Sicherheit und ermuthigten die Ausdauer der Belagerten. Daher schien dem spanischen Cabinette dieser Punkt bald der wichtigste des Kriegsschauplatzes innerhalb der Pyrenäen zu sein, Tessé erhielt im Februar den Auftrag, den Oberbefehl über das Belagerungsheer selbst zu führen, und seit dem 10. Februar gingen nun die Belagerungsarbeiten zwar mit größerer Lebhaftigkeit, aber mit keinem günstigeren Erfolge fort. Die Engländer behaupteten zur See ihren freien Verkehr mit Gibraltar, sie warfen im Februar 1705 eine neue Verstärkung hinein, während Tessé sich fast immer ohne die Hülfe der Flotille unter Pointis befand, die ihm zur Unterstützung jedes Angriffs durchaus nothwendig war. Die von Madrid aus versprochenen neuen Kanonen blieben in Cadiz, weil die Engländer den Hafen blokirten; 300,000 Pfund Pulver, auf welche man täglich im Lager vor Gibraltar wartete, waren nach längerem Hin- und Herschreiben noch nicht einmal aus dem Hafen von Toulon abgegangen. Endlich kamen am 16. März achtzehn französische Schiffe unter Pointis, aber schon zwei Tage darauf wurden sie durch einen heftigen Sturm zerstreut und an die nordafrikanischen Küsten verschlagen. Als sie sich am 21. März zum größten Theile wieder gesammelt, erfolgte alsbald ein Angriff der weit überlegenen englischen Flotte: drei Schiffe wurden genommen, zwei in den Grund gebohrt, die übrigen retteten sich stark beschädigt. Augenblicklich wurde dieser Sieg von den Engländern benutzt, eine neue beträchtliche Verstärkung in Gibral-

tar hineinzuwerfen. Seitdem verschwand jede günstige Aussicht für die Wiedereroberung der Felsenfestung, zumal da die Versäumnisse der spanischen Commissarien in Cadiz und in der Residenz das Belagerungsheer auf so unverantwortliche Weise blosstellten, daß für die nach den örtlichen Verhältnissen an sich äußerst beschwerliche Unternehmung jede Anstrengung verdoppelt werden mußte und doch fruchtlos blieb. Die Belagerung mußte nun in eine einfache Blokade verwandelt werden, wobei immer noch das verblendete madrider Cabinet mit 1400 Franzosen, 800 Spaniern, 300 Marinesoldaten und 50 Kanonen ohne Flotte, gegen eine wohlversehene englische Besatzung von 3000 Mann, unterstützt durch eine ansehnliche Flotille mit 3 Bataillonen Landungstruppen, etwas auszurichten verhoffte. Endlich wirkte ein Befehl Ludwigs XIV. *), welcher hier nicht länger unnöthig seine Truppen auf fruchtlosen Angriffen verschwenden wollte; die Blokade mußte am 3. April aufgegeben werden und Marschall Tessé wurde für seine vielfachen Beschwerden und Klagen durch die Grandeza von Spanien entschädigt.

Der spanische Hof hatte jetzt um so willfähriger der Ansicht des französischen Monarchen nachgegeben, als auch dieser sich in die Wünsche der Königin gefügt, und bereits im März 1705 die Rückkehr der Prinzessin Orsini in ihr früheres Verhältniß zugestanden hatte. Ludwig XIV. nahm auch seine nachtheilige Ansicht von Orry's Verwaltung zurück und erlaubte demselben gleichfalls die Rückkehr nach Spanien zu seiner vormaligen Stellung, da mindestens gleich nach seiner Entfernung die Berichte der Marschälle Berwick

*) Mémoires de Tessé, II. S. 186—96.

und Tessé übereinstimmend von der noch schlechteren Verwaltung der spanischen Finanzen und von der noch stärkeren Vernachlässigung aller eingegangenen Verträge und Verpflichtungen für die Truppen häufig zu sprechen genöthigt waren. Die Lage des Bourbonischen Hofes in Madrid wurde inzwischen im Laufe des Jahres von mehr Gefahren wie früher bedroht, da nicht nur auf einem doppelten Kampfschauplatze, an der portugiesischen Grenze und in Catalonien, mit ernsterer Gegenwehr gekämpft werden mußte, sondern auch in Castilien selbst die lange verhaltene Unzufriedenheit gegen die Franzosenherrschaft in Verschwörungsversuche sich einließ, die nur durch die Wachsamkeit und die weit verzweigten Verbindungen des französischen Gesandten Amelot unter dem spanischen Adel vereitelt wurden. Bei dem wichtigsten Unternehmen stand der Marquis von Leganes an der Spitze, welcher schon früher im Verdachte einer engeren Verbindung mit dem Hause Habsburg gewesen, und deshalb wie zur ehrenvollen Verbannung und Ueberwachung 1702 als spanischer Gesandte an den französischen Hof geschickt war. Nachdem man von seiner Unschuld sich überzeugt zu haben glaubte und demgemäß ihm die Rückkehr nach Spanien verstattet hatte, erhielt er die wichtigen Functionen eines Großmeisters der Artillerie und Gouverneurs des Palastes von Buen-Retiro. Im Mai 1705 kamen nach Madrid und dessen nächsten Umgebungen auffallend viele holländische, englische und deutsche Deserteurs im höchsten Elende aus dem feindlichen Lager von der portugiesischen Grenze, welche spanische Dienste suchten und bei dem Marquis Leganes bereitwillig Unterstützung fanden. Auf dieses Gesindel gestützt, wollte man am Frohnleichnamsfeste sich der Person des Königs und

der Königin bemächtigen, beide nach Portugal entführen, oder, wenn dies nicht glücklich durchgesetzt werden könnte, beide tödten. Gleichzeitig sollten in Madrid, Cadiz und Granada Volksaufstände zu Gunsten des Hauses Habsburg erhoben, bei günstigem Zulaufe der größeren Volksmasse Karl hier als König ausgerufen und sämmtliche Franzosen und ihre Anhänger ermordet, oder mindestens entwaffnet und in Haft gesetzt werden. Das portugiesische Heer sollte von Estremadura rasch seine Richtung auf Madrid nehmen, um hier die Partei des Hauses Habsburg zu unterstützen. Auf Amelot's Nachspürungen dieses Complotts schritt man rasch zur Verhaftung des Marquis Leganés und verhinderte dadurch vollständig den Ausbruch desselben. Man wagte jedoch nicht den Proceß des Leganés selbst in Madrid zu führen. Er wurde unter starker Begleitung nach Pampelona und von da nach Frankreich gesandt. Es fehlten indeß die Mittel, seine Schuld zu erweisen. Nach einem Jahre wurde er aus der strengen Haft entlassen und erlangte die Erlaubniß, in Vincennes frei zu verweilen; doch durfte er Frankreich nicht mehr verlassen und starb daselbst 1711.

An der portugiesischen Grenze hatte das Heer der Verbündeten bereits im Mai (1705) wieder die Offensive ergriffen und auch mit der glücklichen Eroberung der beiden festen Plätze Valença d'Alcantara und Albuquerque den Feldzug eröffnet. Aber die große Hitze des Sommers gewährte bald beiden Heeren ohne Uebereinkunft einen zweimonatlichen Waffenstillstand, während welcher Zeit Tessé sogar sein Heer verließ und in Madrid verweilte. Erst in der zweiten Hälfte des Augusts, als König Karl im Begriffe stand, in Catalonien zu landen, gingen die Portu-

giesen, jetzt zu 39 Bataillonen Infanterie und 50 Escadrons Cavalerie gesammelt, fast 36,000 Mann stark, von Elvas und Olivença vor, um die Belagerung von Badajoz vorzunehmen. Marschall Tessé hatte seine Streitkräfte am 1. September vereinigt, aber die Hitze des Sommers begann von Neuem die beiderseitigen Operationen zu lähmen. Der ganze September verstrich wieder in Unthätigkeit und erst am 2. October wurde der Anfang mit der ernsteren Belagerung der Hauptfestung und Hauptstadt des spanischen Estremadura gemacht. Schon am 6. October wurde die erste Bresche geschossen, und der spanische Commandant Graf de la Puebla verzweifelte an der längeren Vertheidigung, da die Offiziere und Soldaten der an sich geringen Besatzung wegen des lange ausgebliebenen Soldes weitere Dienste zu leisten sich weigerten. Tessé rückte zwar in die Nähe von Badajoz auf das linke Guadianaufer bis nach Talavera vor, aber bei seiner geringen Heeresmacht, die noch nicht die Hälfte der seiner Gegner erreichte, wagte er keine Schlacht. Dennoch gelang es ihm unter dem Schutze einer dunkeln Nacht und eines starken Regens nach einem sehr beschwerlichen Marsche am 14. October eine Verstärkung von 1000 Mann in Badajoz hineinzuwerfen, und dies genügte, um die Verbündeten nach einer nutzlosen zweitägigen Kanonade gegen Tessé's, längs der Chevora (die sich bei Badajoz in die Guadiana einmündet) aufgestellte Truppen zur Aufhebung der Belagerung und zum Rückzug nach Elvas zu bewegen, von wo aus die Portugiesen, Engländer und Holländer bereits am 20. October wieder die Winterquartiere bezogen. Die schwere Verwundung des Oberbefehlshabers, Lord Gallowey, der in einem Gefechte am 16.

October einen Arm verlor, hatte wol noch schneller diese Operation gelähmt und den übereilten Rückzug veranlaßt. Auch Alcantara, die einzige Frucht dieses Feldzuges, ging bald darauf durch Ueberrumpelung (14. December) an Tessé's Corps wieder verloren, das schon im November ausgedehntere Winterquartiere an beiden Ufern des Tajo bezog, um Castilien gegen jeden neuen Versuch eines Einfalls von Seiten der Portugiesen zu decken.

Unterdessen hatte die Unternehmung des Habsburgischen Königs in Catalonien einen glücklichen Fortgang gehabt. Die beiden Seemächte hatten im Frühjahre 1705 eine neue Unterstützung von 15,000 Mann nach der pyrenäischen Halbinsel gesandt, welche König Karl auf dringendes Anmahnen des Prinzen Georg von Hessen=Darmstadt nach Catalonien bestimmte und persönlich begleitete. Am 28. August landeten sie an der catalonischen Küste nicht weit von Barcellona, voller Hoffnung durch den mit den zahlreichen Misvergnügten unterhaltenen Briefwechsel, eine so günstige Aufnahme zu finden, daß die für König Philipp V. gesinnten Besatzungen eine hartnäckige Vertheidigung der ihnen anvertrauten festen Plätze nicht würden ausführen können. Aber der vielfach verheißene allgemeine Zulauf blieb aus, oder wurde mindestens entschieden verhindert; die sicher erwarteten Unterstützungen an Geld, Lebensmitteln, Kriegsvorräthen aller Art sollten erst durch glückliche Siege erworben werden. Man wollte nicht Gefahr laufen, sich früher preiszugeben, bevor man eines dauernden Erfolgs der Habsburgischen Sache versichert wäre. Ein ehrlicher Zeitgenosse berichtet über die verfehlte Hoffnung in den ersten Tagen nach der Landung in Catalonien: „Der Erzherzog hatte einen ganzen Koffer voll

Briefe von spanischen Großen, die sämmtlich auf seine Seite überzugehen sich verpflichtet hatten: aber das waren nur die Briefe, und nicht die Personen derer, so die Briefe geschrieben hatten." Aber grade diese gefährliche Lage der gelandeten Truppen erhöhte das Einverständniß zwischen dem englischen Befehlshaber Lord Peterborough und dem Prinzen von Hessen. Jener, der bis dahin stets seine große Unzufriedenheit über die Unternehmung nach Catalonien geäußert, sogar dieselbe so lange als möglich zu hintertreiben sich bemüht hatte, entwickelte jetzt bei der unverkennbaren Gefahr des gänzlichen Untergangs ein musterhaftes Beispiel muthiger Ausdauer und kriegerischer Einsicht. Durch die außerordentliche Tapferkeit des Prinzen George unterstützt, der das Vertrauen seiner Soldaten auch für die wagehalsigste Unternehmung unter seiner Leitung zu gewinnen verstand, gelang es durch einige glanzvolle Thaten rasch die Meinung der Catalonier für sich zu befestigen. Als das Fort Montjui am 17. September, welches die Stadt Barcellona beherrschte, mit 1400 Mann erstürmt war, mehrten sich von allen Seiten die catalonischen Anhänger im Habsburgischen Lager. In wenigen Tagen war auch Barcellona nach blutiger Gegenwehr (am 9. October) erobert *), wobei der Prinz Georg von Hessen seinen Heldentod fand, jedoch nicht ohne Mitwirkung der gegen Philipp V. und die französischen Finanziers erbitterten Bürger dieser Hauptstadt. Dadurch fand zuerst der Bruderhaß, welcher in den nachfolgenden Jahren zu wahr-

*) Relazione distintissima in forma di Diario della Presa di Barcellona e di molte altre Piazze in Cattalogna, als Supplement geliefert bei Lamberty XIV. S. 136—45, S. 258—73.

haft erschrecklichen Excessen genährt wurde, eine widrige Veranlassung, sich in seiner mörderischen Erbitterung gegen die gegnerische Partei zu zeigen. Denn der besiegte Commandant der Festung Barcellona, General Don Velasco, suchte heimlich die edelsten für Karl gesinnten Bürger auf bedeckten Wagen auf dem Wege nach Aragonien herausbringen zu lassen, um sie außerhalb der Stadt zu ermorden. Von der Hauptstadt aus breiteten sich die Sieger schnell über ganz Catalonien aus, die meisten festen Plätze fielen ohne allen Widerstand in ihre Hände, nur Rosas wurde mit Kraft von Philipp's V. Truppen behauptet. Darauf breiteten sich die Sieger auf dem rechten Ufer des Ebro aus und nahmen den nördlichen Theil von Valencia in Besitz, während gleichzeitig auch in Aragonien die Häupter der Unzufriedenen sich erhoben. Philipp V. hatte aber in allen diesen Theilen keine zuverlässigen Truppen, durch die er mit Nachdruck der weiteren Verbreitung des Abfalls entgegentreten konnte. Die gewohnte Hülfe des französischen Hofes, die bis jetzt alle Verlegenheiten der neuen Bourbonischen Macht, wie die ihres eigenen Hauses zu decken bemüht gewesen war, konnte im Laufe des Jahres keine neuen Verstärkungen senden, wie Ludwig XIV. unter dem 16. November seinem Enkel schreibt und bei der großen Entfernung seiner Truppen von dem Kriegsschauplatze am Ebro eine bedeutendere Vermehrung der französischen Streitkräfte in Spanien erst für den nächsten Feldzug verspricht. Es blieb demnach dem madrider Cabinet nur die Zuflucht zum Marschall Tessé übrig, um dessen Heer von der portugiesischen Grenze, wo es bei den durch die Blödsinnigkeit des Königs Pedro herbeigeführten Veränderungen in der Regierung Portugals weniger nö-

thig schien, rasch nach Aragonien herbeizurufen. Der Marschall Tessé trat seinen Marsch zum Ebro mit allen französischen Regimentern noch im November an, indem er den Marquis von Bay mit den spanischen Milizen und der Reiterei zur Beobachtung der Bewegungen an der portugiesischen Grenze zurückließ. Die weit vorgerückte Jahreszeit legte zwar bald allen Operationen einen Stillstand auf, da überdies König Karl mehr durch seine Verbündeten als durch sein eigenes Interesse zum energischen Handeln sich drängen ließ.

Für den nächsten Feldzug (1706) gedachte aber Ludwig XIV. alles Ernstes, so bedeutende Anstrengungen für Spanien zu machen, daß er hier durch völlige Unterwerfung des Landes den Kampf ganz zu beendigen verhoffte, um dann ungetheilt seine Streitkräfte in den Niederlanden, am Rhein und in Italien verwenden zu können. Er foderte dazu die eifrigste Mitwirkung des spanischen Hofes und dazu eine so große Beschleunigung der Kriegsrüstungen, daß in den ersten Tagen des März in gemeinschaftlichem Zusammenwirken der Feldzug mit günstigem Erfolge eröffnet werden sollte. In Toulon wurde eine ansehnliche Flotte unter dem Oberbefehle des Grafen von Toulouse, als Großadmiral von Frankreich, und des Marschalls Coeuvres-Etrées ausgerüstet, um die englisch-holländische Flotte von der Unterstützung des Krieges in Catalonien und Valencia abzuhalten, aber auch gleichzeitig die ansehnliche Zufuhr an Lebensmitteln und Ammunition für das französische Heer sicher nach Spanien zu geleiten. König Philipp V. nahm an diesem Feldzuge persönlichen Antheil, indem er der Königin die oberste Leitung der Verwaltung in Madrid anvertraute. Der Kampf begann zuerst in

Valencia, wo Don Francisco d'Avila die Habsburgischen Anhänger befehligte. Der Graf de las Torres kam mit überlegenen Streitkräften aus Castilien, um die Provinz mit Gewalt dem Scepter Philipp's V. wieder zu unterwerfen, aber auch zugleich sie als eine aufrührerische zu züchtigen und an ihr ein abschreckendes Strafbeispiel der Rache zu vollstrecken. Mord und Niederbrennen der Städte und Dörfer, aus welchen Bewohner zu d'Avilas Truppen übergegangen waren, bezeichneten seinen Weg. Einige feste Plätze öffneten aus Schrecken freiwillig ihre Thore, erfuhren aber kein milderes Schicksal; bis nach Valencia hin war er in so blutiger Vernichtung des Landes vorgedrungen, als diese Stadt in kräftigster Gegenwehr ihn aufhielt.

Unterdessen hatte Marschall Tessé am 21. Januar sein Hauptquartier zu Saragossa genommen, um von hier aus die Verbindung zwischen den aufrührerischen Provinzen abzuschneiden. Dazu erschien die Theilung seiner Truppen in zwei Corps nothwendig, um auf beiden Ufern des Ebro gesondert operiren zu können. Inzwischen zeigte bald die erbitterte Misstimmung des Volks zu Saragossa die Gefahren einer Zersplitterung der Vertheidigungskräfte. Ein Cavalerieregiment, welches am 26. Januar in Saragossa einrückte, führte einige spanische Bauern mit sich, die zwei französische Soldaten erschlagen hatten. Der oberste Gerichtshof von Aragonien foderte vom Regimentscommandeur, dieselben seinem Gerichte auszuliefern. Als dieser es verweigerte, griff sogleich die Volksmasse von Saragossa zu den Waffen. Mit Mühe gelingt es dem Vicekönige, zu dessen Händen die gefangenen Bauern übergeben werden, den Aufstand zu beruhigen. Doch schon am

dritten Tage darauf, wie ein französisches Infanterieregiment den Einzug in Saragossa halten will, läßt der Bürgerhauptmann auf der Thorwache das Thor schließen. Der Marschall Tessé muß, von dem Vicekönige begleitet, selbst zum Thore hineilen, um es mit Gewalt öffnen zu lassen. Das Regiment dringt mit aufgepflanztem Bajonett in die Stadt ein, in den engen Straßen wird es aber mit Flintenschüssen aus den Fenstern empfangen, der Aufstand wird allgemein, das Gepäck des Regiments wird geplündert, drei Diener des Marschalls, mehre Offiziere und Soldaten werden getödtet und eine noch größere Zahl schwer verwundet. Der Marschall selbst mußte sich in das Haus des Vicekönigs flüchten, welcher mit seinem Ansehen kaum vermochte, den Pöbel von der Vernichtung der Bagage des französischen Feldherrn abzuhalten. Tessé vergaß nun auch seinerseits den Feind in Barcellona, er verlangte zur Rache die Plünderung Saragossas durch seine Soldaten, die er zu diesem Zwecke zusammenziehen wollte: nur auf die dringendsten Bitten des Vicekönigs und des Adels stand er von seinem Vorhaben ab. Doch mußte der Inquisitionspalast sofort befestigt werden, um als Citadelle zur Zügelung der Volksmasse zu dienen. Tessé verlegte demnächst sein Hauptquartier nach Pina auf dem linken Ufer des Ebro. Wenige Tage darauf brach eine ähnliche Meuterei zu Gurrea aus, 5 Meilen nördlich von Saragossa. Zwei Bataillone Franzosen befanden sich eben im Aufbruch aus dieser Stadt auf ihrem Marsche nach Catalonien, als einer ihrer Offiziere vermißt wurde. Bei genauerer Nachsuchung fand man denselben in dem Bette seiner Wohnung erdolcht. Die aufgebrachten Soldaten vernichteten augenblicklich das Haus, in welchem der

Mord begangen war, und ließen die übrigen Einwohner den ersten wüthenden Ausbruch ihres Zorns fühlen. Die Bauern aus der Nachbarschaft eilten den Bürgern von Gurrea zu Hülfe, aber die Franzosen zogen ihnen entgegen, schlugen sie in die Flucht und tödteten viele von ihnen. Der Marschall Tessé billigte ihr Benehmen, konnte es sich indeß nicht verhehlen, daß bei seiner geringen Macht, bei dem täglich gesteigerten Hasse der Spanier gegen die Franzosen und der völligen Gleichgültigkeit selbst der besser Gesinnten für die Sache Philipp's V., ein günstiger Erfolg für die Wiedergewinnung der abgefallenen Provinzen nur von den Fehlern seiner Gegner zu erwarten stünde. Dazu kam noch großer Geldmangel und das Ausbleiben aller verheißenen Kriegsvorräthe bei dem französischen Heere. Er drängte den französischen Staatssekretär Chamillart zur rascheren Beschleunigung der nothwendigen Sendungen mit den Worten: „Betrachten Sie Spanien als ein Land, in welchem Sie für jede Provinz ein besonderes Heer gebrauchen, und Sie werden sich nicht täuschen.“ Der französische Hof fühlte die Schwierigkeit seiner Stellung, indem seine hohe Gönnerin, die Frau von Maintenon, ihm unter dem 10. Februar die kräftigste Unterstützung von neuem zusichern mußte. Philipp V. wollte indeß in der ersten Hälfte des Februar gegen Lord Peterborough nach der Provinz Valencia aufbrechen, weil er ohne Wiedereroberung derselben eine glückliche Belagerung von Barcellona für unausführbar hielt. Er verlangte, daß Tessé sich mit ihm in dieser Provinz vereinigen sollte, aber gleichzeitig erfolgte der Befehl Ludwig's XIV. vom 13. Februar, daß der Marschall, in welchem Zustande sich auch die Angelegenheiten Aragoniens und

Valencias befinden möchten, sich sofort mit dem Generallieutenant Légal zu verbinden habe, der mit 21 Bataillonen und 5 Escadronen in den ersten Tagen des März aus Roussillon in Catalonien vordringen würde. Beide sollten dann mit den vereinten Kräften die Belagerung Barcellonas unternehmen, deren Besatzung durch die abgesandten Detaschements nach Gerona, Lerida, Tortosa und anderen Forts jetzt sehr geschwächt wäre: hierbei würden sie von der französischen Flotte unter dem Grafen von Toulouse die kräftigste Unterstützung erfahren, noch ehe die vereinigte der Gegner in diesen Gewässern erscheinen könnte.

Philipp V. und Tessé mußten die früher gefaßten und vorbereiteten Pläne aufgeben, um genau die Vorschriften des mächtigen Schutzherrn zu befolgen, doch konnte Tessé sich nicht enthalten darüber dem französischen Kriegsminister zu schreiben: „er betrachte den jetzt ergriffenen Plan als ein Brechmittel der spanischen Angelegenheiten." König Karl erließ dagegen an alle Catalonier ein allgemeines Aufgebot, die Waffen gegen die Franzosen zu ergreifen, und sammelte seine Truppen in zwei Heeresabtheilungen, von denen die eine bei Gerona dem Einbruche des Generals Légal sich entgegenstellte, die andere zwischen Lerida und Tortosa den Marschall Tessé beobachtete. An der Einmündung des Segre in den Ebro vereinigten sich Philipp V. und der französische Marschall, vier Tage kostete der Uebergang über die Segre zwischen Lerida und Torre de Segre (18. bis 21. März); Tessé rieth jetzt Lerida, Monzon und Tortosa durch Ueberrumpelung rasch zu nehmen, um im Falle eines ungünstigen Ausgangs bei Barcellona sich den Rückzug zu sichern. Aber die Hof-

leute drängten zur Belagerung von Barcellona, weil das Mislingen derselben bei so großen Streitkräften unmöglich schien und dann die kleinen Festungen von selbst ihre Thore öffnen würden. Man rückte am 24. März mit dem vereinigten Heere auf dem Wege nach Barcellona vor, aber Schritt vor Schritt vertheidigten die bewaffneten catalonischen Bauern ihr Terrain, verbrannten alle Lebensmittel, Fourage, alle sonstige dem nachrückenden Heere nützliche Gegenstände, und flüchteten sich zuletzt mit ihren Heerden in die Gebirge. Nachdem Philipp V. und Tessé in die Nähe von Barcellona herangekommen waren, wurden sie im Rücken durch die Besatzung von Lerida beunruhigt, in den Flanken aber unaufhörlich durch die Bauern=Guerillas unter dem Grafen Cifuentes gequält.

Am 3. April rückten von beiden Seiten die französischen Heere vor Barcellona, da es auch dem Generallieutenant Légal, mit welchem sich noch der Befehlshaber von Roussillon, Herzog von Noailles, vereinigt hatte, geglückt war, die nicht minder erheblichen Schwierigkeiten auf seinem Marsche an diesem Tage zu überwinden. Die französische Flotte, aus 40 Linienschiffen, 8 Fregatten, 10 Galeeren, 5 Bomben=Galeoten und einer großen Menge Transportschiffe bestehend, hatte schon seit längerer Zeit vor dem Hafen gekreuzt und ließ jetzt sogleich (4. April) die für das Heer bestimmten Kriegsvorräthe landen. Aber bei dem vereinigten Belagerungsheere waren von 40 Bataillonen nur 4 spanische, von 36 Escadronen nur 6 spanische; es bildeten also die Franzosen fast neun Zehntheile der Kriegsmacht zur Ausführung dieses für die spanische Krone so wichtigen Unternehmens — das vollgültigste Zeichen, auf welchen Stützen die ganze Macht Philipp's V. in Spanien

beruhte. Dagegen hatte Karl in Barcellona nur 9 sehr schwache Bataillone regelmäßiger Truppen, 2 Regimenter Dragoner und 8 bis 10,000 halb bewaffnete Bürger und Bauern, alle jedoch mit starkem Eifer für seine Sache beseelt. Nur der Herrscher, dem es galt, war auch hier der schwachsinnigste: Karl verzweifelte, bei den schwachen und verfallenen Befestigungswerken sich gegen solche Uebermacht vertheidigen zu können, und wünschte sich in Sicherheit zurückzuziehen. Aber das Volk erhob sich in Masse, um ihn daran zu verhindern, und ein begeisterter Catalonier erklärte, daß die heilige Jungfrau in Begleitung zweier Engel ihm erschienen wäre und ihm versichert hätte, ihre getreuen Catalonier niemals zu verlassen. „Der König solle nur in Barcellona ruhig verbleiben, hier habe er nichts zu befürchten.“ Die Priester und Mönche von Barcellona hatten fast alle zu den Waffen gegen Philipp V. gegriffen, sie gingen den übrigen Bewohnern mit dem besten Beispiele des Muthes und der Ausdauer voran. Als Karl dann gutmüthig mit den Cataloniern ihr Schicksal in der Belagerung theilte, hielten sie kein Opfer für zu schwer, es ihm bereitwilligst darzubieten. Dagegen verlor Philipp V. alle Achtung bei den Spaniern, als er im Heere mehr unter ihnen zu leben genöthigt war, weil sein kalter Charakter, sein schweigsames Wesen immer mehr zurückstießen, wo ein Wort, eine beifällige Miene zur rechten Zeit die entschiedenste Popularität gewinnen konnten. Daher schreibt Tessé an den französischen Kriegsminister gegen das Ende dieser Belagerung: „König Philipp wird niemals sprechen, handelt gut oder schlecht für ihn, es ist dieselbe Sache; er denkt zwar, aber es ist immer so, als wenn er niemals dächte, und nachdem er diesen

Feldzug an der Spitze seines Heeres zugebracht hat, mögen Sie mir nur glauben, ist seine Gegenwart nachtheiliger für den Dienst gewesen, als wenn er zu Madrid verblieben wäre." Die Belagerung begann (5. April) mit den Arbeiten gegen das Fort Montjui unter der Leitung des ausgezeichneten Ingenieur-Generals Lapara. Die Vertheidigung war äußerst hartnäckig, Lapara wurde am 15. April erschossen, und erst nach drei vergeblichen Stürmen, welche außerordentlich viel Menschen kosteten, kamen die Belagerer in den Besitz des Forts (26. April), indem sich die Besatzung vollständig die Nacht vorher nach Barcellona zurückgezogen hatte. König Karl hielt die Stadt verloren und wollte wiederum sofort unter dem Schutze der Dunkelheit der Nacht die Flucht ergreifen, wurde jedoch durch die Wachsamkeit und die Bitten des Volks abermals daran gehindert.

Die Arbeiten gegen Barcellona wurden seit dem 24. April bei aller Thätigkeit, zum Theil durch die Ungeschicklichkeit der französischen Artillerie unwirksam gemacht, indem bald die Batterien zu entfernt angelegt waren, bald die Kanonen durch Ueberladung platzten. Als endlich drei brauchbare Breschen gemacht waren, gab der Graf von Toulouse die Nachricht (8. Mai), daß er bei der raschen Annäherung einer ihm überlegenen feindlichen Flotte genöthigt sei, sich nach Toulon zurückzuziehen. Dennoch war die allgemeine Meinung im französischen Lager, daß ein Sturmangriff auf Barcellona auch unter solchen Umständen gewiß von günstigem Erfolge gekrönt sein würde. Aber Marschall Tessé fand den Angriff zu gewagt, weil er nur 15,000 Mann noch unter den Waffen besaß, weil alle Verbindungsstraßen durch die Guerillas unterbrochen

waren, die täglich unter Graf Cifuentes ihm empfindliche Verluste zufügten. Ein zurückgeschlagener Angriff könnte bei der Anwesenheit des Königs Philipp im Lager diesen der größten persönlichen Gefahr aussetzen, und selbst die glückliche Eroberung Barcellonas, die ohne großes Blutvergießen niemals errungen werden könnte, erschien ihm nach dem Abgange der französischen Flotte äußerst mislich, weil die Sieger dann unfehlbar sofort wieder von den Cataloniern eingeschlossen werden würden, wodurch bei der höchst ungünstigen Stimmung dieser und der benachbarten Provinzen gegen Philipp und die Franzosen die Gefahr für das durch die Erstürmung geschwächte Heer nur noch bedenklicher werden dürfte. Unter diesen Umständen rieth er zur augenblicklichen Aufhebung der Belagerung, und um so schleuniger, als mit jeder Nacht die Ueberfälle der spanischen Insurgenten kühner wurden und größere Opfer den französischen Soldaten kosteten. So schwer König Philipp auch zu diesem Entschlusse zu bewegen war, mußte er doch endlich der Vorstellung nachgeben, daß der Zorn des französischen Monarchen durch ein unnützes Aufopfern seiner Truppen schwer gereizt werden würde. Es schien jedoch nur der Rückzug nach der französischen Grenze noch ungefährdet, da der Uebergang über die Segre und den Ebro bei der vermehrten Zahl der Guerillas an den zusammenstoßenden Grenzen von Aragonien, Catalonien und Valencia für unausführbar erachtet wurde. In der Nacht vom 11. zum 12. Mai, als der Admiral Leake mit der englisch-holländischen Flotte schon vor der Rhede von Barcellona sich aufgestellt hatte, trat Marschall Tessé seinen Rückzug mit Zurücklassung seiner ganzen Artillerie und sehr großer Kriegsvorräthe an; selbst die kranken Soldaten

wagte er nicht mit sich zu führen und empfahl sie der Sorgfalt des feindlichen Befehlshabers Lord Peterborough. Das sich zurückziehende Heer gerieth in die traurigste Lage. Obgleich es die nothdürftigsten Lebensmittel auf neun Tage aus der Umgegend von Barcellona mit sich genommen hatte, so sah es doch durch die vollständigste Verwüstung der ganzen Landschaft, durch welche es seinen Marsch nehmen mußte, durch die täglichen Angriffe der bewaffneten und durch die Gebirge sichergestellten Bauern seine Kräfte täglich mehr erschöpft. Ueber Moncada, la Roca, den Terfluß erreichte es am 22. Mai bei Mollo die französische Grenze. Philipp V. verließ hier die Truppen und ging nach Perpignan, befolgte jedoch zum Vortheil seines Hauses nicht den ihm dringend vorgestellten Rath des Marschalls Tessé, sich von hier nach Versailles zu begeben, um in einer persönlichen Verhandlung mit Ludwig XIV. neue Hülfstruppen zu erlangen, oder über annehmbare Friedensbedingungen mit den beiden Seemächten und dem Hause Habsburg sich zu verständigen. Eine längere Abwesenheit des Königs Philipp von Spanien in dieser Zeit der äußersten Noth, wo die fürchterlichste Erbitterung des Bürgerkrieges die Spanier zu gegenseitiger Vernichtung täglich aufreizte, würde ihn auch bei den Anhängern seiner Partei in völlige Verachtung gebracht und ihm alle Hülfe des Landes für die Behauptung dieser Krone entzogen haben. In drückendster Geldnoth konnte Philipp nur auf den Privatcredit des Marschalls Tessé und des Herzogs von Noailles die geringe Geldsumme von 80,000 Livres in Frankreich erlangen; er kehrte über die Pyrenäen am dritten Tage darauf zurück, machte, von einem sehr geringen Gefolge begleitet, zu Pferde die Reise durch Na-

varra, gelangte am 1. Juni zu Pampelona an und ging von hier augenblicklich nach Madrid. Hier herrschte der höchste Geldmangel, da Orry abermals durch Cabalen nach Frankreich vertrieben war, und Niemand auch nur seine finanziellen Hülfsquellen offen zu halten verstand, überdies aber alle höheren spanischen Staatsbeamten und Generale von dem Geiste des Ungehorsams ergriffen waren.

Marschall Tessé, durch die Beschwerlichkeiten des Winterfeldzugs bei seiner an sich durch den frivolsten Sinnesgenuß erschöpften Gesundheit außer Stand gesetzt, wieder an der Spitze des Heeres in Spanien zu erscheinen, wurde auf Anrathen des französischen Botschafters im Oberbefehl über sämmtliche französische Truppen in Spanien durch den Marschall Herzog von Berwick ersetzt, welcher bereits seit dem Februar wiederum an der portugiesischen Grenze das Commando führte und dem es bei der genaueren Kenntniß des Landes und des Volkscharakters auch in der That glückte, so rasch, als es die bedrängten Umstände erlaubten, die Angelegenheiten des Hauses Bourbon in Spanien wieder in eine bessere Stellung zu bringen. Unterdessen hatte Lord Peterborough den König Karl bestimmt, den Krieg in das Innere von Spanien hineinzuspielen und durch die Besetzung der Hauptstadt dem Nebenbuhler den empfindlichsten Schaden zuzufügen. Ein Heer von 7100 Mann, aus 2500 Engländern, 1500 Holländern und 3100 Spaniern zusammengesetzt, darunter 1000 Reiter, sollte zur Behauptung Cataloniens zurückbleiben und hauptsächlich als Besatzung von Barcellona, Gerona, Lerida und Tortosa dienen. Mit 6500 Mann, größtentheils Engländern, darunter 2000 Reiter, wollte er über Valencia den Zug nach Madrid antreten, indem er überall

auf einen starken Zufluß von Seiten der Spanier rechnete, vorher aber noch das ganze Reich Valencia bis Carthagena in Murcia am 23. Juni besetzte. Während er nun nach Eroberung der ersten Grenzfestung Requena in Castilien die jetzt ganz frei liegende Straße auf Madrid rasch weiter verfolgen wollte, gelangte der Befehl von König Karl an, sich ihm in Saragossa anzuschließen und von hier aus den Marsch auf Madrid anzutreten. Unterdessen hatte das englisch=portugiesische Heer unter Lord Galloway und Marquis Las Minas am 6. April Alcantara wieder erobert, weil der Herzog von Berwick weder von dem Vicekönig Villadarias in Andalusien, noch von dem Vicekönig Herzog Icar in Galicien die anbefohlene Unterstützung erhalten hatte. Die Verbündeten waren darauf ebenso glücklich bei der Einnahme von Ciudad=Rodrigo (26. Mai) gewesen und hatten sodann die Richtung auf Salamanca genommen. Nach der Besetzung dieser Stadt (7. Juni) wirkte die Nachricht von der Niederlage der Franzosen an der catalonischen Küste so günstig, daß die Hauptstadt selbst zu gewinnen für die jetzt näher stehende Armee unter Lord Galloway ein leichtes Unternehmen schien. Madrid wurde am 26. Juni von den Engländern und Portugiesen besetzt, indem der kurz vorher zurückgekehrte König Philipp nach Burgos sich flüchtete. König Karl aber vergaß unter den Festlichkeiten, die in Saragossa ihm zu Ehren gehalten wurden, daß nur eine rasche Ankunft in Madrid ihm den größten Vortheil von der Bestürzung der Bourbonischen Partei bringen würde, da auch der Cardinal Portocarrero jetzt wegen seiner Hintansetzung am Hofe Philipp's sich für das Habsburgische Interesse erklärte. Selbst die Königin Maria Anna, die Witwe Karl's II., ließ jetzt in

Toledo den Habsburgischen Fürsten als König von Spanien ausrufen, obgleich sie schon nach wenigen Wochen dafür unter französischer Obhut wie eine Gefangene in ihrem Schlosse bewacht und im September durch den Herzog von Ossuña nach Bayonne abgeführt wurde. Karl hielt jetzt den Stand seiner Angelegenheiten für so vortheilhaft entschieden, daß er den Lord Peterborough mit einem Theile seiner Truppen aus Valencia dringend dem Herzoge von Savoyen zu Hülfe nach Italien zu senden wünschte, selbst aber geflissentlich mit großer Langsamkeit zu seinem Einzuge in Madrid sich rüstete.

Werfen wir in diesem Zeitpunkte der günstigsten Umstände für König Karl — in welchem wir mindestens doch eine Gleichstellung beider Parteien erkennen müssen, weil bis dahin Philipp V. in Spanien stets im Vortheil stand — einen genaueren Blick auf das spanische Volk, mit welcher Theilnahme es dem nun bereits fünfjährigen Kampfe über seinen künftigen Landesherrn zusah, so werden wir in der That durch die Stumpfheit und die Apathie der angeseheneren Familien, wie der größeren Volksmasse, von der wir nur damals Catalonien ausnehmen können, zum entschiedenen Widerwillen aufgeregt. Namentlich in Madrid und den beiden Castilien zeigte es sich ganz offenbar, daß selbst die fünfjährige Herrschaft des Königs Philipp bei dem größten Theile der Bewohner es noch nicht zur Entscheidung der Frage gebracht hatte, welchem Interesse, des Hauses Bourbon oder des Hauses Habsburg, sie sich hinzugeben gedachten. Es herrschte für beide Häuser, wie überhaupt für die zukünftige Leitung ihrer Staatsverwaltung, eine völlige Gleichgültigkeit im spanischen Volke, so daß der Marschall Tessé kurz vor der Niederlegung seines

Oberbefehls mit vollem Rechte das Schlußurtheil einem Berichte nach Frankreich beifügte: „In Madrid gilt es Allen gleich, ob Philipp oder Karl König ist; binnen drei Monaten wurde im Kriegsministerium gar nichts verfügt; lieber will ich auf den Galeeren rudern, als in Spanien den Oberbefehl führen.“ Die Spanier erwarteten von andern Völkern Vertheidigung, Königshaus, Geld, Soldaten, Waffen, Ammunition, mit einem Worte, sie verlangten Alles, was ein Staat zur Behauptung seiner Existenz gebraucht. Der eigene Trieb zur selbständigen Feststellung seiner politischen Verhältnisse war diesem Volke schon damals verloren gegangen. Ein dumpfes Hinbrüten, oder ein gemeines egoistisches Treiben für den nächsten Zweck, oder endlich ein frivol ausgelassenes Leben in den Tag hinein bei äußerer Bigoterie hielt die Kraft des spanischen Volks befangen, wenn nicht Rachlust und Mordgier zu einzelnen Handlungen entschlossener Frevelthat aufreizten. Dies war das allgemeine Bild von Spaniens inneren Zuständen vor hundert und dreißig Jahren: der rühmlichen Ausnahmen von dieser allgemeinen Charakterschilderung hat die Geschichte dieser Zeit leider sehr wenige zum ehrenhaften Andenken des spanischen Volks aufbewahrt!

Aber das Land und das Volk sollten doch endlich einen Monarchen haben. Die dazu bestimmten Fürsten vermochten weder durch geistvolle Einsicht, noch durch kräftigen Muth es zu einer selbstthätigen Erhebung zu beleben. Es blieb also dem Willen der damaligen Großmächte Europas anheimgestellt, eine wie starke Verwendung ihrer eigenen Kräfte sie auf die Befestigung eines neuen Königshauses in Spanien nach ihrem besonderen Plane daran-

setzen wollten. In der Mitte des Jahres 1706, fast gleichzeitig dem Mittelpunkte des gesammten spanischen Erbfolgekrieges, stand die Schale für Spanien im Gleichgewichte zwischen den beiden Häusern Bourbon und Habsburg. Aber Ludwig XIV. wurde selbst durch die großen Unfälle der französischen Krone seit den Niederlagen bei Ramillies und Turin (23. Mai und 7. September 1706) nicht müde, jährlich die ansehnlichste Hülfe an Geld und Truppen sammt allem Zubehör nach Spanien für die Erhaltung seines Enkels zu senden, weil er dadurch eine eigene Herrschaft auf der Halbinsel behauptete, während die beiden Seemächte immer nur soviel unterstützten, wie es die ihnen näher liegenden Handelsinteressen und die Vortheile der eigenen in allen Leistungen verfassungsmäßig beschränkten Staaten erheischten, das Haus Habsburg jedoch in dieser Angelegenheit selbst genug zu thun glaubte, wenn es anderen Mächten für seine Ansprüche zu handeln verstattete. Bei dieser Lage der Verhältnisse erscheint es ganz natürlich, daß Frankreich, wenn es nur ausdauerte, den Sieg davontragen mußte, weil sein Zweck mit dem der Behauptung von ganz Spanien vollständig zusammentraf, immer rege mit der größten Anstrengung gefördert wurde, wenn schon längst der Eifer der Bundesgenossen seines Gegners sich abgekühlt hatte oder geradezu sich erschöpft zeigte. Dies sehen wir als das Ergebniß der nächsten fünf Jahre und deshalb bleibt das Haus Bourbon auf dem spanischen Throne, aber auch die Abhängigkeit Spaniens von der französischen Krone sichergestellt, von welcher es selbst in dem Laufe des ganzen darauf folgenden Jahrhunderts zwar einige Male loszumachen sich bestrebt,

aber kaum einmal auf mehre Jahre hinter einander durchzuführen vermag.

Der französische Marschall Berwick hatte nach dem Verluste der Hauptstadt in Alt-Castilien seine Streitkräfte gesammelt, und nachdem er sich mit den aus Catalonien über Navarra zurückgekehrten französischen Truppen am 28. Juli vereinigt hatte, war seine Armee wieder 49 Bataillone und 78 Escadronen stark, darunter drei Fünftel französische Truppen. Sogleich ergriff er wieder die Offensive, und schon am 4. August, welcher Tag vorher zum feierlichen Einzuge des Königs Karl bestimmt gewesen war, besetzten die Franzosen wieder Madrid. Sehr viele Anhänger des Hauses Habsburg, mehre spanische Grandes, die zur Huldigung Karl's nach Madrid gekommen waren, wurden überrascht und als Gefangene nach Pampelona abgeführt. Nun vereinigte zwar Karl seine eigenen Truppen mit denen unter Lord Galloway und den eiligst unter Lord Peterborough aus Valencia herbeigerufenen am 6. August zu Guadalaxara, um von Toledo aus wieder Madrid zu erobern. Aber die beiden englischen Generale konnten sich über das gemeinschaftliche Zusammenwirken im Commando nicht einigen, sodaß Peterborough, der mehr befähigte Feldherr, darüber den Kampfschauplatz in Spanien ganz verließ. Ohne irgend ein bedeutendes Gefecht wurden die Engländer und Portugiesen aus Castilien verdrängt, und bereits in den letzten Tagen des Septembers waren sie im Osten mit alleiniger Behauptung von Requena bis nach Valencia und an den Ebro zurückgezogen, im Westen hatten sie nach der Räumung von Salamanca alle Eroberungen des Jahres bis auf Ciudad-Rodrigo und Alcantara eingebüßt. Berwick setzte

die Verfolgung der Engländer im südlichen Valencia und nach Murcia weiter fort. Hier hatten sie Alicante erst am 8. August (die Citadelle am 5. September) im Sturmangriff erobert, darauf Orihuela, und standen eben im Begriff, die Hauptstadt Murcia selbst durch regelmäßige Belagerung zu gewinnen. Die Belagerung wurde bei der ersten Annäherung der französischen Truppen aufgegeben, Orihuela, obwol es seine Bewohner auf Antrieb der Mönche mit der äußersten Hartnäckigkeit vertheidigten, nach einigen Stunden, jedoch mit großem Verluste auf beiden Seiten, mit dem Schwerte in der Faust am 4. October zurückerobert, und mit der Wiedergewinnung Carthagenas durch die Franzosen (am 18. November) wurde der Feldzug auf dieser Seite Spaniens beschlossen. Die Besatzung dieser Festung hatte nur aus zwei schwachen Bataillonen regelmäßiger Truppen bestanden, jedoch über 3000 bewaffnete Bauern wurden bei der Capitulation noch gefangen genommen. Die Winterquartiere ließ Berwick in sehr ausgedehnter Richtung von der Grenze Granadas bis zum Ebro beziehen, das Hauptquartier wurde nach Albacete an der Grenze von Murcia nach Castilien zu, nicht fern von der valencianischen Grenze verlegt, um von hier aus gleichmäßig alle bedrohten Landschaften gegen die Feinde decken zu können. Die englische Regierung hatte außerdem für ihr näheres Interesse ihre Flotte unter dem Admiral Leake zur Besetzung der balearischen Inseln verwandt, obschon die Besitzergreifung im Namen des Königs Karl geschah. Sie wurde im September sowol auf Majorca, wie auf Minorca glücklich ausgeführt, obwol von der letzteren Insel das Fort Mahon noch unter Botmäßigkeit des König Philipp V. sich erhielt.

Für den nächsten Feldzug (1707) sandte Ludwig XIV. eine abermalige Verstärkung von 24 Bataillonen und 24 Escadronen unter dem Befehl seines Neffen des Herzogs von Orleans, mit einer ansehnlichen Begleitung von Geschützen und Ammunition, die über Pampelona zugeführt werden sollte. Noch ehe diese Vereinigung stattfinden konnte, hatte Berwick den Feldzug in Valencia eröffnet. Die ersten glänzenden Thaten dieses Jahres führte der spanische Parteigänger Zereceda aus, der mit seinen Guerillabanden die Engländer unaufhörlich beunruhigte und ihnen so bedeutende Verluste zufügte, daß er vor Alicante einmal aus einem Hinterhalte mit 80 Reitern ein ganzes englisches Bataillon gefangen nahm. Diese empfindlichen Neckereien und der Wunsch eine Hauptschlacht vor der Ankunft der französischen Verstärkungen zu liefern, bestimmten den Lord Galloway, auf dessen Seite jetzt die Uebermacht stand, bei Almanza, auf der nordöstlichen Grenze von Murcia nach Valencia zu, den Kampf selbst am 25. April anzubieten. Es war die blutigste Schlacht dieses Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel, die Franzosen trugen einen entschiedenen Sieg davon, indem der Niederlage der beiden feindlichen Flügelheere auch das Centrum folgen mußte. Die Engländer, Portugiesen und Holländer verloren 5000 Mann an Todten, 2000 Mann an Gefangenen, die ganze Artillerie und fast sämmtliches Gepäck, der Oberfeldherr Galloway selbst wurde gefährlich verwundet; aber auch Berwick's Verlust war nicht unbedeutend, er rechnete selbst 2000 Todte. Den Tag nach der Schlacht kam der Herzog von Orleans bei dem siegenden Heere an, der größte Theil der neuangekommenen französischen Truppen war auf dem linken Ufer des Ebro

stehen geblieben, indem der französische Generallieutenant Légal hier das Commando erlangte. Die ganze Landschaft Valencia wurde im Mai unterworfen, auch Requena, die einzige Festung, welche den Engländern in Castilien verblieben war, ergab sich am 2. Mai. Nachdem das südöstliche Spanien bis auf die Stadt Alicante (die Stadt wird erst am 1. December 1708 und die Citadelle noch einige Monate später 18. April 1709 von den Franzosen erobert) wieder unter die Herrschaft Philipp's V. zurückgebracht war, ging der Herzog von Orleans über Madrid zu dem französischen Heere am Ebro *). Berwick zog gegen die Ausmündung des Ebro zur Einnahme von Tortosa, nur der General Asfeld blieb noch eine kurze Zeit zur Eroberung einiger von den Engländern behaupteten Forts in Valencia zurück. Hiebei zeichnete sich der Gewinn von Xativa, dem heutigen S. Felipe, durch die außerordentliche Hartnäckigkeit in der Vertheidigung der Besatzung aus, die nur aus 600 Mann bestand. Nachdem die Bresche schon geschossen war und die französischen Truppen bereits festen Fuß auf derselben gefaßt hatten, waren wieder neue Verschanzungen zu erobern, die schnell hinter der Bresche aufgeführt waren. Eine Straße nach der andern und ein Haus nach dem andern mußte einzeln erstürmt werden: acht Tage lang dauerte der Kampf allein in der Stadt, wobei eine große Zahl der Bewohner und namentlich viele Mönche umkamen. Die Stadt wurde darauf von Grund aus zerstört, die übrig gebliebenen Einwohner nach Castilien verpflanzt: nur die Hauptkirche

*) Marmontel, Histoire de la régence du duc d'Orleans, in den Oeuvres posthumes I. S. 17 fg.

wurde erhalten, um welche herum sich späterhin die neue Stadt bildete, die den neuen Namen zur Ehre des zerstörenden Königs und des heiligen Philipp erhielt. Im Juni wurde durch den Herzog von Orleans die Unterwerfung Aragoniens bewerkstelligt, die Hauptstadt fiel am 25. Juni in die Hände der Franzosen. Beide Provinzen, Aragonien und Valencia, büßten jetzt ihren Abfall von dem Hause Bourbon mit Einziehung eines großen Theils ihrer Landesprivilegien. Keine so glänzende Erfolge errangen die Franzosen bei der Ueberwältigung Cataloniens, auf welche Landschaft sich fortan vorzugsweise die Streitkräfte beider Parteien beschränkten. Die beiden Monate October und November wurden vornehmlich auf die Eroberung von Lerida (die Citadelle am 11. November) verwandt, und gelang erst nach einem großen Menschenverluste, ohne dadurch mehr als das Terrain von Lerida gewonnen zu haben. Die Belagerung von Tortosa mußte in eine bloße Blokirung verwandelt werden, die Waffenthaten endeten hier mit der Eroberung von Morella am 17. December. Die Provinz Catalonien vom Ebro und der Segre abgeschnitten, vollständig für die Herrschaft Karl's behauptet, blieb die Hauptaufgabe des nächsten Feldzugs. An der portugiesischen Grenze war der Kampf in diesem Jahre nur sehr lau geführt. Die schwachen dort beschäftigten Heeresabtheilungen beider Parteien suchten sich nur im Besitzstande zu behaupten und durch aufreibendes Hin- und Hermarschiren sich zu schaden: nur Ciudad-Rodrigo wurde am Ende des Feldzugs (4. October) von den Franzosen zurückerobert und die Portugiesen darauf genöthigt, ihre Winterquartiere im eigenen Staate zu nehmen.

Im Feldzuge 1708 wurde der Herzog von Berwick

abberufen, um den Oberbefehl im südlichen Frankreich zu übernehmen, der Herzog von Orleans behielt allein das Obercommando in Spanien, aber die Eroberung von Tortosa (17. Juli), Denia (17. November) und Alicante (1. December) blieben die einzigen Waffenthaten dieses Jahres. Das übrige Catalonien war zu gut gedeckt und mit wohl besetzten Festungen geschützt, als daß der Herzog von Orleans neben den verwandten Belagerungstruppen noch Kräfte genug gehabt hätte, um mit Energie über den Ebro vorzudringen. An der portugiesischen Grenze wurde gar keine bemerkenswerthe Unternehmung ausgeführt, und nur auf den balearischen Inseln die Herrschaft Karl's durch die Engländer unter Lord Stanhope durch die Eroberung des letzten festen Platzes Mahon (auf Minorca) am 29. September sichergestellt. Die glänzenden Siege der Verbündeten gegen Ludwig XIV., durch den Prinzen Eugen von Savoyen und Herzog Marlborough in den Niederlanden erfochten, bewogen jetzt selbst das kaiserliche Cabinet, eine bedeutende Unterstützung von Hülfstruppen unter dem Grafen Stahremberg nach Spanien zu schicken, während Ludwig XIV., durch die Bedrängniß des eigenen Reiches bestürmt, die dort vorhandenen Hülfstruppen zum Theil zurückzuziehen wünschte. Der Herzog von Orleans wurde nach Frankreich zurückberufen, da er nicht die gehofften Erwartungen als Leiter größerer Operationen zu erfüllen vermochte: doch hatten sich jetzt die eigenen Heereskräfte Philipp's V. so sicher gestellt, daß er bei dem erwachten Eifer der Castilier, vornehmlich durch den Haß gegen die Engländer und Portugiesen gereizt, auf die eigenen Hülfsmittel mehr rechnen konnte, zumal die seines Gegners unter keiner einsichtsvollen Leitung verwandt wurden.

Graf Stahremberg drang zwar 1709 über die Segre vor, eroberte die Festung Balaguer, vermochte aber nicht bei der Annäherung des von König Philipp persönlich geleiteten Heeres (im September) in Aragonien vorzudringen. Nach Portugal hin blieb das Bourbonische Heer sogar im entschiedenen Vortheil, der Marquis de Bay schlug am 19. Mai die vereinigten Engländer und Portugiesen am Cayaflusse, der zwischen den beiden Grenzfestungen Elvas und Badajoz in die Guadiana sich einmündet, und drang darauf in das portugiesische Estremadura und Alentejo ein, wobei er jedoch mehr auf Verheerung und Plünderung ausging, als sich um die Erwerbung fester Haltpunkte zu bemühen.

Nur im Feldzuge des Jahres 1710 schien noch einmal das Schicksal des Bourbonischen Hauses in der Behauptung Spaniens auf die Probe gestellt zu werden, weil Philipp der geschickten Leitung eines entschlossenen und thätigen Feldherrn entbehrte und sich verleiten ließ zum zweiten Male die persönliche Führung seines Heeres zu übernehmen. In der Schlacht bei Almenara (am 27. Juli) durch Graf Stahremberg zurückgeschlagen, verlor er Huesca, mußte das linke Ebroufer gänzlich räumen und wurde sofort zu einer neuen Schlacht bei Saragossa (20. August) genöthigt. In dieser erlitt sein Heer eine gänzliche Niederlage, mußte die Straße auf Madrid preisgeben, die Hauptstadt selbst am 9. September räumen und nach Valladolid sich flüchten. König Karl hielt nun seinen Einzug in Madrid (28. September), um für sechs Wochen die Krone Spaniens auch in seiner Hauptstadt zu tragen. Denn wie bei den größeren Verlusten Ludwig XIV. augenblicklich sich entschloß, mit äußerster An-

strengung aller seiner Kräfte Spanien für seinen Enkel zu erhalten, war mit dem Erscheinen der neuen französischen Unterstützung das Glück des Hauses Habsburg jenseit des Ebro sofort wieder verschwunden. Der Herzog von Vendome übernahm den Oberbefehl des Hauptheeres (20. September), während der Herzog von Noailles ein besonderes französisches Hülfsheer aus Roussillon (3. November) nach Catalonien einführte. Ohne den Sieg in einer Schlacht, selbst ohne ein bedeutenderes Gefecht, trieb Vendome den König Karl aus der Hauptstadt (11. November), nahm das Corps des Generals Stanhope bei Brihuega (9. December) gefangen und endigte den Feldzug durch das ehrenvolle Treffen bei Villaviciosa (10. December), in welchem er den Grafen Stahremberg entschieden besiegte und die kaiserlichen Truppen nöthigte, sich wieder auf die alten Stellungen in Catalonien südlich von der Segre zu beschränken. In den beiden letzten Feldzügen des Erbfolgekrieges, besonders als König Karl durch den Tod seines Bruders, des Kaisers Joseph, auf den Thron der östreichischen Erbstaaten berufen wurde, war nicht mehr die Krone Spaniens für das Haus Bourbon zu behaupten, sie war ihm durch Frankreich völlig garantirt, es galt nur den Kampf um einzelne Plätze Cataloniens, und als auch die kaiserlichen Besatzungen aus denselben zurückberufen wurden, blieb nur die Beendigung eines traurigen Bürgerkrieges für die begründete Regierung Philipp's V., doch liegt diese Darstellung außerhalb unserer Aufgabe.

Die Abhängigkeit Spaniens von dem französischen Cabinet war erkämpft, indem Spaniens Selbständigkeit als europäischer Staat gerettet zu sein schien. Spanien

hatte dadurch unbezweifelt seinen Rang unter den europäischen Großmächten aufgegeben, weil es seinen eigenen Kräften nicht mehr vertraute. Aber Spanien hatte die unglückliche Frucht einer entsetzlichen Parteienzwietracht, einer tobenden Mordsucht im Bruderkriege, ein unsägliches Fröhnen des plattesten Egoismus, die eitelste Großsprecherei und den leersten Stolz mit dem Mangel aller edeln und großartigen Kraft geerntet. Dieser unglückliche Sinn vermochte damals auch nicht durch die entsetzlichste Noth des Vaterlandes gebeugt zu werden, ein Xativa steht als ein verödetes Beispiel zur dereinstigen Nachahmung für die erhabene Saragossa, aber die gesammte Geschichte des spanischen Volks in dieser Zeit wirft leider zu viel Stoff uns hin, um seine Geschichte im 19. Jahrhunderte zu erläutern!

VI.

Die Philosophie und die Philosophen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts.

Von

Friedrich von Raumer.

Es fehlt nicht an Werken, welche die Geschichte der neuern Philosophie, für größere Kreise der Liebhaber, oder kleinere Kreise der Eingeweihten darstellen. Die meisten derselben beginnen mit Kant, oder gehen höchstens bis Descartes, als dem vorgeblichen Anfangspunkt der neuern philosophischen Entwickelung zurück. Was zwischen der neuplatonischen Schule und ihm liegt, wird oft übergangen, oder auch wol obenein geschmäht; obgleich es selbst für manche Philosophen ein unbekanntes Land, eine terra incognita ist. Und doch unterliegt es für Jeden, der nur einmal in dieses Land hineingeblickt hat, gar keinem Zweifel: solch Ignoriren, oder von der Hand Weisen der Philosophie des Mittelalters, sei für unsere Zeit durchaus unzeitig, und sie verdiene vielmehr, daß man sie von Neuem ins Auge fasse, bearbeite und darstelle. Ungeachtet ihrer Einseitigkeiten, Lücken und Mängel, wird sich dann ergeben, wie großen Werth und Reichthum sie besitzt, und welche Einwirkung auf spätere Zeiten ihr beizulegen sei.

Das alte Vorurtheil: die Geschichte des Mittelalters zeige nichts als Barbarei, die Dichtkunst jener Zeit nichts als Monstruosität und Trivialität und dergl. mehr — ist längst ausgerottet. Aehnliche Berichtigungen bedürfen manche

Urtheile über die Scholastik, und mit den vielen ungegründeten Anklagen werden dann auch einzelne, übertriebene Lobeserhebungen dahinfallen.

Sowie die Begriffe von Staat und Kirche, Verfassung und Verwaltung, Steuern und Kriegswesen, häuslichem und öffentlichem Leben, Baukunst und Dichtkunst und dergl. mehr sich erläutern, aufklären und reinigen, wenn wir das Mittelalter nach seinen Licht- und Schattenseiten mit unserer Zeit zusammenstellen, so wird bei ähnlichem Verfahren auch der Gewinn für die Philosophie nicht ausbleiben.

Möchten Neander und H. Ritter (diese Meister in ihren Fächern) die damaligen Systeme bald nach ihrem vollen Umfange und tiefsinnigern Zusammenhange so darstellen, wie es der jetzige Zustand der Wissenschaft erfordert. Der Verfasser nachstehenden Aufsatzes ist sehr entfernt, sich ein so großes, weit über seine Kräfte hinausgehendes Ziel zu stecken. Als bloßer Liebhaber der Philosophie, bezweckt er nur anderen Liebhabern (welche zu dem mühsamen Erforschen der Quellen weder Zeit noch Lust haben) eine möglichst kurze und verständliche Uebersicht des Ansprechendsten aus jenem vernachlässigten Zeitraume und zugleich eine Gelegenheit und Veranlassung zu geben, die spätere Entwickelung der Philosophie mit jener früheren zu vergleichen.

Die folgende Darstellung zerfällt in zwei Hauptabtheilungen. In der ersten werde ich Allgemeineres über Beschaffenheit und Inhalt der Philosophie des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts beibringen, und in der zweiten einige der wichtigsten Philosophen jener Zeit näher zu schildern versuchen.

Kein einzelner, durch überwiegend große Anlagen und bewunderswürdige Werke hervorragender Mann bezeichnet den Anfang des thätigen und bewegten Zeitraumes, welchen die Geschichte der scholastischen Philosophie umfaßt. Der Name scholastisch weiset ganz richtig darauf hin, daß es eine Philosophie der Schule war, die vom gemeinschaftlichem Lernen und Lehren ausging und in fremder Sprache betrieben ward, ohne daß man je ihre Ergebnisse in ansprechender Form zusammenstellte, um daraus eine Philosophie für das Volk zu bilden, oder dasselbe lebhaft anzuregen. Andererseits darf man nicht vergessen, daß sich die Schule über den Kreis des Lehrers und der unmittelbaren Schüler ebenso hinaus erstreckte, wie in unsern Tagen; obwol es damals mehr Arbeit und Ernst kostete einzudringen, als nach Erfindung der Buchdruckerkunst, der Journale, der Recensionen u. s. w.

Hingegen war das Latein im Mittelalter die Sprache der Wissenschaft überhaupt, und stellte sich anders als wenn Jemand in unsern Tagen ein philosophisches Buch lateinisch schreiben wollte. Das philosophische Latein des Mittelalters klingt allerdings höchst barbarisch, wenn man es mit dem ciceronianischen vergleicht; wiederum hat es sich eine Menge von Gedanken, nähern Bestimmungen, Wendungen und Unterscheidungen angeeignet und sich aneignen müssen *), welche die alten Römer weder dachten, noch ausdrücken konnten. Zu dem neuen Inhalte gehörte also eine neue Form; aber freilich lernte man dieselbe nie

*) Z. B. haecceitas, potentia actuabilis, aliquitas und dergl. Schröckh, XXIV. S. 439. Und Beispiele überkünstelter Streitsätze Henry Hist. of England VIII. S. 176.

vollständig ausbilden und künstlerisch beherrschen. Solch eine Vernachlässigung der Form straft sich an den Scholastikern durch eine bisweilen so weit gehende Vernachlässigung ihrer Werke, daß selbst Philosophen von Fach keinen Blick hineinthun und vom Inhalte gar keine Kenntniß nehmen.

Man hat gesagt *): „scholastisch sei diejenige Behandlung der Gegenstände a priori, wo nach Aufstellung der meisten für oder wider aufzutreibenden Gründe, in syllogistischer Form, die Entscheidung aus Aristoteles, den Kirchenvätern und dem herrschenden Lehrgebäude hergenommen wird.“ — Diese Erklärung deutet allerdings wichtige Punkte an, ohne jedoch das Wesentliche zu erschöpfen. So ist jene formale Behandlung zwar vorwaltend, aber keineswegs alleinherrschend. Anselm von Canterbury, Hugo von Rouen und Andere bedienten sich z. B. der dialogischen Form, Alanus von Ryssel schlägt (wie Spinoza) den Weg mathematischer Beweisführung ein; einige Mystiker verschmähen umgekehrt ganz diese Formen und Vorschriften u. s. w. — Ferner spielt Aristoteles in den merkwürdigen Schulen des 12. Jahrhunderts unmittelbar noch gar keine entscheidende Rolle, und wird selbst im 13. bekämpft, sobald seine Lehren mit den christlichen unverträglich erscheinen. Auch hatte Platon in Beziehung auf die Entwickelung des Inhalts der Philosophie kaum einen geringern Einfluß und Augustinus wol noch mehr Ansehen als beide zusammengenommen.

Ueberhaupt wirkte die Religion der Heiden niemals in dem Maße auf die Philosophie, wie die christ-

*) Tiedemann Geist der speculativen Philosophie IV. S. 338.

liche *); weshalb man vielleicht noch mehr von einer christlichen, als von scholastischer Philosophie sprechen sollte. Oder man könnte alle philosophischen Entwickelungen unter den neuern Völkern, so lange diese ihre wissenschaftliche Bildung an Christenthum und Kirchenthum anschlossen, der scholastischen Philosophie beizählen.

Zu der Gottes- und Geistesphilosophie, welche im Mittelalter vorherrschte, mußte sich allmälig die Naturphilosophie als zweiter Theil ausbilden. Sie ward oft wie ein feindlicher Gegensatz betrachtet, bis sich bei gründlicher Fortbildung weder die Verschiedenheit, noch die höhere Einigkeit dürfte ableugnen lassen.

Nachdem man sich während des 12. Jahrhunderts in verschiedenen einzelnen Richtungen versucht hatte, trat das Bedürfniß des Vollständigen, Systematischen immer mehr hervor. Sobald dasselbe im 13. Jahrhunderte befriedigt war, gerieth man in untergeordnete, aber darum nicht weniger heftige Streitigkeiten, bis das, was im 14. und 15. Jahrhunderte (tyrannischer noch als zuvor) eingewirkt und zusammengehalten hatte, durch die italienischen Philosophen und die Reformation auseinandergesprengt wurde. So ungemein verschieden Dichtkunst und Philosophie (besonders im Mittelalter) auch sind, zeigt sich doch ein gar merkwürdiger Parallelismus ihrer Entwickelung. Die Dichtkunst und die Dichter des 12. Jahrhunderts verhalten sich nämlich zu der Dichtkunst und den Dichtern des 13., genau wie die Philosophie und die Philosophen

---

*) Ritter, Begriff und Verlauf der christlichen Philosophie, in Gieseler's Studien 1833, S. 258.

des ersten, zu denen des zweiten Zeitabschnittes. Dort das Rohere, aber auch Kräftigere, Einfachere und Natürliche *); hier das Ausgebildete, Gewandte, Glänzende, Scharfsinnige, daneben aber auch Willkürliches und Ueberkünstelteß.

Die drei großen Grundlagen oder Richtungen, welche bei jeder höheren philosophischen Entwickelung hervortreten und nothwendig zueinander und zur Bildung eines vollständigen Ganzen gehören, finden wir im 12. und 13., wie im 18. und 19. Jahrhunderte. Man geht aus vom Wissen und Erkennen, oder vom Fühlen und Glauben, oder vom Zweifeln und Leugnen, und so entstehen die großen Schulen der Dogmatiker, Mystiker, Skeptiker, mit mannichfachen Nebenrichtungen und Ausbeugungen. Nur treten dieselben im Mittelalter weniger scharf gesondert heraus, als in früheren und späteren Zeiten. Das Kirchliche wirkt überall ein, leitet mehr oder weniger das Dogmatische oder Mystische, und bezähmt das Skeptische. Uebrigens bahnen die Meister des 12. Jahrhunderts denen des 13. den Weg und stehen mit ihnen in wesentlicher Verbindung. So folgen den Dogmatikern des 12. Jahrhunderts (Anselm, Hildebert, Alanus u. A.) die des 13. (Wilhelm von Paris, Albert der Große, Thomas von Aquino). So bilden die Mystiker Bonaventura, Raymund und Andere das weiter, was Bernhard von Clairvaux, Hugo und Richard von S. Viktor begannen; so mußte auf Abälard, Duns Scotus folgen und Roger Bakon die spätere experimentirende Naturphilosophie vorbereiten.

*) Auch in Bezug auf die Baukunst ließe sich dies durchführen.

Wenn wir bedenken, daß den Philosophen jener Zeit der unermeßliche Reichthum fehlte, welchen Versuche und Erfahrungen geben, daß ihnen ferner die bedeutendsten literarischen Hülfsmittel und geschichtlichen Grundlagen nicht zu Gebote standen, so ist weniger Grund vorhanden Lücken und Mängel zu rügen, als über die außerordentliche Thätigkeit, Tiefe und Kraft jener großen Geister zu erstaunen *).

Das übertriebene Vertrauen zu ihrer eigenen Geistestiefe hat aber (so wird oft geklagt) jene Männer vermocht den unnützesten, unlösbarsten, spitzfindigsten Fragen, thöricht eine große Wichtigkeit beizulegen und sie mit lächerlichem Ernste umständlich zu prüfen und zu beantworten. Unbegnügt z. B. mit der einfachen Unsterblichkeitslehre fragte man: werden die Fetten fett, die Magern mager, die Buckligen bucklig auferstehen? Werden die Auferstandenen alles Das wieder bekommen, was sie in diesem Leben verloren, z. B. Haare, Nägel und dergl. — Ist Christus mit seinen Kleidern gen Himmel gefahren? Ist er in der Hostie nackt, oder bekleidet u. s. w. **)? Ohne Zweifel bieten Fragen und Untersuchungen dieser Art in ihrer Vereinzelung Gelegenheit zu Spott und Scherz, ja sie lassen auf eine Ueberladung mit angeblich philosophischen Zierrathen, auf eine Ueberkünstelung im Ausbaue des Systems schließen. Hiermit ist aber die Beurtheilung noch gar nicht am Ziele.

---

*) Ebenso urtheilt Rixner in seiner scharfsinnigen Geschichte der Philosophie II. S. 63.

**) Histoire littéraire XVI. S. 64.

Wenn man die Feinheit der Aufgaben und Lösungen, — oder Nichtlösungen, in der Aristotelischen Metaphysik bewundert, darf man über Aehnliches in den Scholastikern nicht den Stab brechen, und Hegel, der dies thut, ist selbst nach Form und Inhalt mehr ein Scholastiker als irgend ein neuerer Philosoph.

Die wunderlichsten und auffallendsten Fragen und Untersuchungen jener Zeit stehen mit dem Wesentlichen der Systeme in unleugbarem Zusammenhange, und wachsen aus ihnen hervor. Sie haben Inhalt und Bedeutung für Jeden, welcher obigen Boden der Wissenschaft nicht von vorn herein verschmäht, oder Alles ausreutet, was er selbst anzubauen kein Behagen findet.

Wäre dies Entwickeln und Verfolgen vieler Fragen sogar nichts gewesen, als ein leeres Spiel, eine Art von nürnberger Tand; woher kommt es denn, daß keines der damaligen Systeme, keine Schule sie verschmähte*) oder verspottete und sich dadurch Waffen wider ihre Gegner bereitete. Die Antwort: es war eine allgemeine Krankheit, ein allgemeiner Schade, reicht um so weniger aus, da jede Schule diese Dinge eigenthümlich behandelte, und andere Wege, zu anderen Zwecken einschlug.

Jene, aus vielen andern beispielsweise herausgehobenen wunderlichen Fragen und Antworten, jene äußersten Blätter lassen bei genauerer Betrachtung leicht erkennen, auf welchem Baume der Speculation dieselben gewachsen sind. In späteren Zeiten pflückten klügere oder schlauere Gärtner diese Blätter zuweilen ab, um sich nicht dem Spotte

*) Nur Einzelne, welche außerhalb aller Schulen standen, versuchten oder wagten dies, wie etwa Johannes von Salisbury.

auszusetzen; die Scholastiker gingen ehrlicher vorwärts, plus ultra, bis an ein Aeußerstes; selbst auf die Gefahr kurzweg umkehren zu müssen. Zum Theil hing dies aber auch davon ab, daß sie die gesammte kirchliche Tradition ohne kritische Prüfung annahmen und auf den Boden der Philosophie verpflanzen, oder durch dieselbe bestätigen wollten. Wer z. B. gewisse Voraussetzungen oder Lehrsätze über Unsterblichkeit, Transsubstantiation und dergl. annimmt, wird nothwendig bis zu gewissen Endpunkten hingetrieben, oder er muß nach dem tel est notre bon plaisir einen willkürlichen Endpunkt setzen, oder er sieht sich genöthigt die Mangelhaftigkeit der Voraussetzungen und Lehrsätze anzuerkennen.

Was nun die Dogmatiker anbetrifft, so gingen sie mit Lust auf alle diese Dinge ein, in der Ueberzeugung, daß durch fortgesetzte, angestrengte Geistesarbeit das Auge immer schärfer werde, das Erkennen und Begründen sich immer weiter ausdehne, und Dinge oder objective Wahrheiten sich ergreifen und beherrschen ließen, deren Dasein die unphilosophische Menge nicht ahne, oder die sie mit flachem Spotte verhöhne.

Wo möglich mit noch mehr Schärfe und Künstlichkeit bewegten sich die Skeptiker in diesen Bahnen, jedoch nur, um die gefundenen Ergebnisse gegen einander aufzuheben und die Leerheit des dogmatischen Beweisens zu erweisen. Wo z. B. Thomas von Aquino mit einem dogmatischen Ueberschusse abschließt, läßt Duns Scotus gewöhnlich Null mit Null aufgehen.

Man sollte glauben, daß alle diese angeblichen Spitzfindigkeiten der Richtung der Mystiker ganz fremdartig, ja entgegengesetzt gewesen wären; und doch finden wir die-

selben Fragen und Gegenstände der Forschung *). Nur was dort auf dem Wege des Verstandes, oder der speculativen Vernunft begründet oder zerstört werden sollte, steht hier in Verbindung mit Anschauung, Erleuchtung, Offenbarung, allegorischer und mystischer Deutung.

Nachdem ich so die Stellung und den Zusammenhang untergeordneter, scheinbar vereinzelter Fragen angedeutet habe, muß ich an einen andern Gegensatz erinnern, von welchem Manche behaupteten: er sei von den Scholastikern als der wichtigste betrachtet worden, habe aber ebenfalls keine Wichtigkeit, keinen echten Inhalt, sondern bleibe ein Streit mit Worten, um Worte. Ich rede von den Parteien der Nominalisten und Realisten **). Jene nahmen an: nur in den einzelnen Dingen ist Wahrheit; allgemeine Begriffe sind Erzeugnisse des abstrahirenden Verstandes, bloße Worte, ohne Wesenheit, ohne etwas Substantielles. — Die Realisten hingegen behaupteten: in den Universalien (den Ideen) ist allein wahre Wesenheit enthalten; in allem Einzelnen stellt sich nur ein und dasselbe Sein eine Wesenheit dar, und sie sind lediglich

*) Selbst beim heiligen Bonaventura (Comment. in libros Sententiarum II. Dist. 19, 20, 24) finden wir Fragen erörtert wie die folgenden: An humores et intestina resurgant? An in emissione seminum in statu innocentiae fuisset delectationis intentio? An quoties fuissent conjuncti, toties prolem genuissent etc.?

**) Meiners de Nominal. et Real. initiis. Tennemann VIII. 1, S. 159. Buhle Lehrbuch V. S. 191. Schmid Mysticismus S. 179. Baumgarten-Crusius de Realium et Nominalium discrimine. Cousin Einleitung zu Abälard's Werken.

durch Zufälligkeiten, Nebenbestimmungen, Accidenzen von einander unterschieden.

Weil diese kurze Beschreibung oder Erklärung Manchem vielleicht nur Sophistik und leere Scholastik nachzuweisen scheint, sei es erlaubt noch etwas länger dabei zu verweilen. Roscelin, Stiftsherr zu Compiegne, welcher für den Gründer des Nominalismus gilt, forschte keinesweges über eine blos leere, fast lächerliche Schulfrage; sondern er (gleichwie seine Freunde und Gegner) brachten das, was früher und später die Philosophie wesentlich beschäftigte und erfüllte, nur in einer neuern Form und Färbung zur Sprache und zum Bewußtsein. Es handelt sich von der Möglichkeit der Einheit und Vielheit, dem Wesen der Persönlichkeit, dem Verhältnisse des Denkens zum Sein und des Einzelnen zum Ganzen und zu Gott. Es stehen hiermit in wesentlichem Zusammenhange die Lehren von Freiheit, Gnade, Zurechnung, Erbsünde, Auferstehung und ewigem Leben. Es war die Frage: ob diese Gegensätze in unlösbarer Feindschaft beharren, oder ineinander übergehen, und sich versöhnen könnten, ja müßten.

Wenn Roscelin sagte: nur die Individualitäten haben Wesenheit, und die Universalien sind blos Gedanken (Gattungsbegriffe), erschaffen durch den menschlichen Geist; so war dies nicht allein unvereinbar mit der christlichen Dogmatik, sondern auch mit der platonischen Ideenlehre; wie es denn überhaupt ungründlich ist, die Nominalisten kurzweg für Platoniker, und die Realisten für Aristoteliker auszugeben. Vielmehr stimmten die Realisten in Bezug auf ihre Lehre von den Universalien besser mit Platon,

als mit Aristoteles *). Eher läßt sich im Nominalismus die Wurzel des Empirismus und der das Sichtbare ergreifenden Naturphilosophie nachweisen. Denn so hoch der menschliche Geist in jenem Systeme auch gestellt zu sein scheint, erhält er seinen Inhalt zuletzt doch nur durch Sinnlichkeit und Einbildungskraft; darüber hinaus ist lediglich Abstraction und Spiel der Sprache.

Dem Allen widersprechend lehrte Wilhelm von Champeaux: das Wesen der Persönlichkeit liegt in dem Allgemeinen, dem Universellen, und sofern Individualität vorhanden zu sein scheint, ist sie nur zufällig; sie beruht nur auf der Menge und Mannichfaltigkeit ihrer Zufälligkeiten oder Accidenzen.

Beide Systeme führen in ihrer Einseitigkeit und Getrenntheit nicht zum Ziele. Es gibt wahre und falsche Universalien und Individualitäten. In den Begriffen todter Abstraction liegt keine Wesenheit: sie sind das Gegentheil platonischer Ideen und christlicher Dogmatik; ebenso wenig kommt aber in der Atomistik vereinzelter Personen das Wesen und Geheimniß der Individualität zu Tage. Der Mensch ist nicht blos eine Person und Etwas durch seine Person, ohne Verbindung mit dem Ganzen und der Gottheit. Vom Standpunkte der alleinherrschenden, abgeschlossenen Persönlichkeit kommt man nie zu Gott, nie zu Staat und Kirche, sondern zu einem Kriege Aller gegen Alle, und einem anmaßenden und doch zuletzt hülflosen atomistischen Egoismus. Hobbes, Gassendi,

---

*) Auf den Unterschied der Realisten, welche Universalien in re (aristotelisch) und ante rem (platonisch) annehmen, kann ich hier nicht näher eingehen.

Condillac liegen in einer, damals freilich noch ungekannten, Richtung des einseitigen Nominalismus.

Auf dem andern, ausschließend verfolgten Wege, geht mit der wesenhaften, lebendigen Person, auch der lebendige Gott verloren; er verwandelt sich in das Gespenst einer bloßen Substanz. Mithin liegt die Wahrheit und das Wesentliche nicht blos in einer dieser Richtungen. Geht das Universale und Individuelle nicht durch Alles hindurch, von Gott bis zu der kleinsten Persönlichkeit, so ist die Kette zerrissen und ohne Haltung, Hülfe und Nutzen. So viel Besprochenes (z. B. Recht, allgemeine Sinnesart, vox populi, öffentliche Meinung) erhält erst Wahrheit, Sinn und Verstand durch jene Durchdringung des Allgemeinen und Besonderen, des Göttlichen und Menschlichen; sowie ebenfalls manche Kapitel der kirchlichen Dogmatik Licht auf diesen philosophischen Boden werfen.

Abälard suchte eine neue Vermittelung und lehrte: die Universalien sind weder Sachen, noch Worte; sondern Conceptionen und Erzeugnisse des Geistes *). Diese Lösung ist jedoch ebenfalls ungenügend, oder doch weit entfernt von der Wesenheit platonischer Ideen, und von der Möglichkeit die Trinitätslehre zu erklären, welche damals für den Mittelpunkt des glaubenden Christenthums galt. Die Gegner Abälard's fühlten diesen Fehler heraus; das heißt: Abälard war (nach unserer Redeweise) unabwendbar auf dem Wege zum bloßen Rationalismus. Seine Lösung ist nur logischer, nicht ontologischer und metaphysischer Art.

*) Sofern Abälard in den einzelnen Dingen nur eine Mannichfaltigkeit der Accidenzen sah, nennt Bayle seine Lehre einen unentwickelten Spinozismus.

Selbst Roscelin würde diesen Conceptualismus angenommen haben: denn hinter dem Worte liegt der Geist, und der Geist bildet das Wort. Hiemit ist aber getrennte Wesenheit noch gar nicht gegeben, oder die wichtige Frage beantwortet: woher stammt denn der individuelle Geist, dieser vorgeblich alleinige Schöpfer einer allgemeinen, hindurchgehenden Wahrheit? In der That stand die kirchliche Dogmatik bereits höher als Abälard's Bemühen; so nützlich dies auch (wie wir später sehen werden) in mancher andern Beziehung war. Obwohl im Allgemeinen Realist, traf Thomas von Aquino wohl am besten zum Ziele, wenn er sagte: das Wahre ist in den Dingen und in dem Geiste, und die Individualisirung widerspricht dem allgemein Geistigen und Universellen nicht *).

Ohne Bezug auf Christenthum wird der Realismus zum Pantheismus, und der Nominalismus wird empirischer Materialismus, und mit diesen auseinandergerissenen Theorien steht eine gleich verdammliche Praxis in Verbindung. Dort nämlich erhebt sich kirchliche und weltliche Tyrannei, hier kommt man zur Atomisirung und Zerbröckelung von Staat und Kirche.

Noch wichtiger, allgemeiner, durchgreifender als der Gegensatz des Nominalismus und Realismus erscheint im 12. und 13. Jahrhunderte der Gegensatz der Religion und Philosophie. Man hielt es (und mit vollem Rechte) für eine unerläßliche Aufgabe: die Lehren der Philosophen durch das Christenthum zu widerlegen, oder mit demselben auszusöhnen; ihre Uebereinstimmung, Brauchbarkeit und ihren Zusammenhang, oder umgekehrt ihren Widerspruch

*) Op. VIII, 440 fg. Summa theol. I, art. 2. 3.

und ihre Unbrauchbarkeit nachzuweisen. Es hilft zu Nichts, wenn Philosophen und Theologen in diesen Beziehungen die Augen verschließen, oder den Kopf (wie der Vogel Strauß) in den Strauch stecken.

Die Scholastik suchte das Christliche als vernünftig und das wahrhaft Vernünftige als christlich zu erweisen *), wobei sich die Einwirkung der philosophischen Schulen des Alterthums, vorzüglich der peripatetischen gar nicht leugnen läßt. Umgekehrt wurden aber auch jene alten Schulen durch die christliche Philosophie wesentlich umgestaltet und verwandelt; wobei allerdings Spitzfindiges genug zum Vorschein kam. Oft aber nennt der Unglaube das spitzfindig, was ihm nicht zusagt; oder man vergißt, daß ohne rechtes Wissen und Erkennen, auch kein rechtes Wollen möglich ist, sondern Eines zum Andern gehört.

Daß hiebei weder die Kirche, und noch weniger Aristoteles unbedingt herrschten, oder tyrannisirten, geht einleuchtend schon aus dem Dasein der verschiedenen, oben angedeuteten Schulen hervor, und wird sich noch mehr bei der Schilderung einzelner Philosophen ergeben. Dogmatik, Skepsis und Mystik waren nothwendige Glieder und wesentliche Organe der gesammten Entwickelung. Ich wiederhole deshalb **): Ohne diejenigen, welche die Kirchenverfassung reinigen wollten, wäre sie noch schneller ausgeartet; ohne die Mystiker hätte sich die Religion in trockenes Floskelwesen der Schule aufgelöset; ohne die Bestrebungen der Dogmatiker und Skeptiker dürfte die kirchliche

*) Möhler, über Anselm von Canterbury. Tübinger theol. Quartalschrift 1828.

**) Hohenstaufen, Band III. S. 269.

Theologie in noch größere Widersprüche mit dem Verstande gerathen sein; ohne die allgemeine, rechtgläubige Kirche endlich, nach ihrer belehrenden, ordnenden und verwaltenden Richtung, hätte sich damals die ganze Christenheit aufgelöset; — und gar leicht wären dann die Philosophirenden in eitelem Bestreben, die Mystiker in abergläubigem Dünkel und die an der Verfassung Künstelnden durch unhaltbare Gleichmacherei oder weltliche Uebermacht zu Grunde gegangen.

Die unwandelbare Richtung der scholastischen Philosophie auf die höchsten Gegenstände, auf Gott und sein Verhältniß zu den Menschen und der Welt, ist ihre wesentlich vortreffliche, erhabenste Seite, und wir begreifen nicht, wie eine völlige Trennung der Theologie von der Philosophie jemals beruhigend und genügend zu Stande gebracht werden kann, da der menschliche Geist das Bedürfniß beider und die Fähigkeit für beide besitzt und die wichtigsten Fragen und Lehrstücke beider Wissenschaften dieselben sind, wenn sie auch unter verschiedenen Namen und von verschiedenen Standpunkten aus behandelt werden. So haben ja z. B. die philosophischen Lehren von der Freiheit, von dem Verhältnisse des Einzelnen zum Ganzen, dem Guten und Bösen u. s. w., ihre theologischen Gegenstücke in den Abschnitten von der Vorherbestimmung, Gnadenwahl, den beiden Naturen in Christus, der Sünde u. s. w.

Nur eine schlechthin gottleugnende Philosophie wird in ihrem folgerechten Irrthume alle Theologie, nur eine schlechthin abergläubige und tyrannisirende Theologie allen Vernunftgebrauch verwerfen. Auf jeder Stufe diesseit dieser äußersten Punkte kann man wechselseitige Berührungen und Einwirkungen nicht leugnen und entbehren; man

darf die Frage nach dem Verhältniss der theologischen und philosophischen Wahrheiten und Ergebnisse nicht von der Hand weisen. Wenn das Mittelalter beide Wissenschaften zu sehr vermischte und dadurch ihre natürliche und nothwendige Unabhängigkeit gefährdete, so hat die neuere Zeit auf einen unvermittelten, unbedingten Gegensatz derselben übertriebenen Nachdruck gelegt. Sofern jedoch im 12. und 13. Jahrhunderte das gesammte System der Kirchenlehre und Kirchenverwaltung von der mächtigsten Partei als unantastbare, höchste Wahrheit hingestellt wurde, geriethen besonders die Scholastiker, welche die arabische Philosophie ehrten, nicht selten in ein solches Gedränge, daß sie sich durch den Ausweg zu helfen suchten: Manches könne in der Philosophie wahr, in der Theologie aber falsch sein, und umgekehrt; wogegen die Theologen (so Albert der Große und Thomas von Aquino) behaupteten: jener Gegensatz sei ein untergeordneter und es gebe nur eine und dieselbe Wahrheit. Wenn z. B. die Philosophie herausgrübele, es sei kein Gott, und die Theologie die entgegengesetzte Lehre an die Spitze stelle *): so müsse doch eins von beiden in höchster Stelle wahr und das andere falsch sein, und ohne Zweifel sei die göttliche Offenbarung diese höchste Stelle und die allen Irrthum hinwegnehmende Quelle der Wahrheit.

In der That kehren diese Fragen zu jeder Zeit wieder, und der Vorrang der Speculation vor der Offenbarung ist z. B. im 18. Jahrhunderte so laut behauptet, als in

*) Ums Jahr 1220 ward zu großem Anstoße Mehrer gestritten: de qualitate et certitudine propositionis, Deus est. Wadding ann. I, 364.

jenen Zeiten geleugnet worden; und doch fühlt der Laie, was die Tiefsinnigsten unter den Theologen und Philosophen erkannten: es sei nicht Zwiespalt oder Unterjochung, sondern Aussöhnung und Frieden das wesentliche Verhältniß und letzte Ziel beider Ansichten, und sowie die tiefere Philosophie sich des festen Bodens der Offenbarung erfreut, oder ohne Offenbarung den Schlußstein ihres Gewölbes entbehrt, so ist die Offenbarung etwas ganz sinn- und wesenloses, wenn sie nicht ihren Samen in dem mit Vernunft begabten, zum Gebrauche der Vernunft erschaffenen Menschen aussäen kann.

Die Päpste, ob sie gleich in der Regel Begünstiger der Wissenschaften und namentlich der Philosophie waren *), wurden doch mehremale über die Vorliebe für diese letzte Richtung bange und Gregor IX. schrieb an die Lehrer der Theologie in Paris **): „Zieht nicht aus Eitelkeit die Philosophie einer Wissenschaft vor, welche der wahre Geist des Lebens ist und vor Irrthum bewahrt. Trachtet nicht danach Scheingelehrte statt Gottesgelehrte zu sein, und wendet euch nicht von den himmlischen zu den niedrigen und dürftigen Elementen der Welt und Natur, denen der Mensch nur in seiner Kindheit diente. Die, welche eure Schulweisheit über die natürlichen Dinge ergreifen, bieten den Schülern nur Blätter der Worte, nicht Früchte; ihr Geist,

*) Urban IV. z. B. nahm Philosophen an seinen Tisch, gab ihnen Aufgaben zu gelehrten Gesprächen, veranlaßte mehre Uebersetzungen von Werken des Aristoteles: Tiraboschi Litt. IV, 155.

**) Regesta Gregor. IX., Jahr II, 105—109. — Aehnlich schreibt Stephanus Tornac. ep. 241: discipuli solis novitatibus applaudunt, et magistri gloriae potius invigilant, quam doctrinae.

gleichsam nur mit Schalen genährt, bleibt leer und unfähig, sich an größerer Fülle zu ergötzen. Irrig glauben jene Alles ergründet zu haben, während man um so durstiger wird, jemehr man aus jener Quelle trinkt, die keine Quelle der Gnade ist. Nicht die mageren Kühe sollen die fetten verschlingen, nicht die Königin gezwungen werden ihren Mägden zu dienen, nicht die schönste aller Frauen durch Freche mit erlogenen Farben geschminkt, nicht die von ihrem Bräutigam herrlich Geschmückte mit dem schlechten zusammengeflickten Gewande der Philosophen bekleidet werden."

Wie man auch hierüber denke, darin wirkten die Päpste gewiß heilsam, daß sie die Religion nicht wollten in eine unzugängliche Wissenschaft verwandeln lassen. Ohnedies trat die Bibel um der Kirchenväter willen in den Hintergrund, und selbst diese wurden vernachlässigt, seitdem dogmatische Handbücher fast ausschließlichen Beifall gewannen. Deshalb bemerkten etliche Philosophen, so Alanus von Ryssel *): gegen Juden und Muhamedaner bedürfe man anderer, aus der Vernunft hergenommener Beweise für die Wahrheit der christlichen Lehren, und die Speculation müsse hier der Dogmatik zu Hülfe kommen.

Diese metaphysische, theologisirende Seite der Speculation, sowie die Sittenlehre, wurden häufiger, umfassender und scharfsinniger bearbeitet als die Politik, obwol das Christenthum ohne Zweifel für diese auch einen neuen und ganz eigenthümlichen Standpunkt darbot. Was hätte sich z. B. nicht daraus folgern oder daran reihen lassen, wenn Albert der Große sich an Ambrosius und Augu-

*) Schröckh XXIV, 399.

stinus anschließend behauptete: Glaube, Liebe und Hoffnung sind die drei theologischen von Gott eingegebenen Tugenden, wogegen die vier erworbenen Cardinaltugenden nur die Gemüthsbewegungen regeln und ordnen.

Johann von Salisbury entwarf eine Art von Politik und Pflichtenlehre für die Fürsten mit vielen Beispielen aus dem Alterthume *). Sie dringt indeß nicht sehr tief ein und nur folgende Lehrsätze verdienen Erwähnung: Zwischen einem Tyrannen und einem Fürsten ist der Unterschied: daß dieser das Volk nach Gesetzen regiert, jener hingegen sich über dieselben hinaussetzt. Für die höchste und würdigste Art der Herrschaft muß die gelten, wo die Fürsten für Nutzen und Billigkeit wirken, obwol sie niedriger stehen als die Geistlichen und die Kirchenherrschaft. Nichts ist ruhmwürdiger als die Freiheit; die Tugend ausgenommen, wenn anders diese von der Freiheit getrennt werden kann. Ein guter Fürst ist ein Bild der Gottheit; ein böser ein Bild des Teufels und meist umzubringen (plerumque occidendus). Selbst nach der Bibel ist Tyrannenmord erlaubt und rühmlich, wenn nur der Thäter nicht zur Treue verpflichtet und sonst ein rechtlicher Mann ist.

Meist schloß man sich in jener Zeit genau der Politik des Aristoteles an, unbekümmert darum, daß Staat und Kirche geschichtlich etwas geworden waren, wovon das Alterthum gar keinen Begriff hatte. Von den Bemühungen des Thomas von Aquino auf diesem Boden wird weiter unten die Rede sein.

*) Policrat. IV, 1, 2, 3; VII, 25; VIII, 17, 20.

Die speculative Seite der Naturphilosophie fehlte im Mittelalter keineswegs in dem Maaße, wie man gewöhnlich annimmt. Ueber Zeit, Raum, Ort, Bewegung, Erzeugung, Ernährung, Auflösung u. s. w. finden sich überall scharfsinnige Untersuchungen, und wiederum war Aristoteles hier Führer oder Vermittler. So erläuterten Thomas von Aquino und Duns Scotus seine Physik, Meteorologie, seine Schrift vom Himmel u. s. w. — Weit seltener folgte man dem löblichen Beispiele des Aristoteles in Hinsicht auf Naturbeobachtung und Versuche. Um so mehr verdient deshalb Erwähnung das Werk Hugo's von S. Victor über Thiere und Steine *), wobei er indessen mystische Deutungen anbringt, und Albert's des Großen umfassendere Darstellung der Thier- und Pflanzenwelt. Als echte Beobachter und Entdecker kann man aber fast allein Kaiser Friedrich II. und Roger Bakon bezeichnen. Im Allgemeinen hielt man (mit Gregor IX.) die Natur und Naturbetrachtung für etwas ganz Untergeordnetes, hinter der Philosophie des Geistes wesentlich Zurückstehendes. Sagt doch selbst die Einleitung zum Schwabenspiegel **): „Alle diese Welt, Sonne, Mond und Sterne, die Elemente, Feuer, Wasser, Luft und Erdreich, die Vögel in den Lüften, die Fische im Wasser, die Thiere in den Wäldern, die Würmer in der Erde, Gold und Edelsteine, der edlen Gewürze süßer Geschmack, der Blumen lichte Farben, der Bäume Früchte und alle Geschöpfe: das hast du Herr Alles dem Menschen zu dienen und zu nützen geschaffen,

*) Opera II, 177.

**) Schwabenspiegel in Senkenberg Corp. jur. German. Einleitung No. II.

durch die Treue und durch die Liebe, die du zu den Menschen hegst." — Man sollte glauben, daß sich von diesem Standpunkte aus, durch leichte Wendung, ein Recht und eine Pflicht der Naturbetrachtung nachweisen und eine Neigung dafür entwickeln lasse; dennoch beharrte man fast ausschließlich bei der Philosophie des Geistes.

Auffallend ist es, daß sich zu einer Zeit, welche der Schönheit der Frauen so sehr huldigte und so ausgezeichnete Dichtungen hervorbrachte, gar keine Spur einer Kunstlehre oder Theorie des Schönen findet. Aber freilich standen die damaligen Philosophen ganz getrennt von dieser Welt, ja oft ihr feindlich gegenüber. Aus der großen Zahl von Männern, welche sich in dem von uns behandelten Zeitraume auszeichneten, können wir nur einige der vorzüglichsten näher schildern. Zur bequemeren Uebersicht möge hier ein Verzeichniß der Erwähnten oder noch zu Erwähnenden unter Angabe ihrer Todesjahre hier Platz finden.

Es starb 1109 Anselm von Canterbury.
1120 Roscelin.
1134 Hildebert von Tours.
1140 Hugo von S. Victor.
1142 Abälard.
1153 Bernhard von Clairvaux.
1164 Hugo von Rouen und Petrus Lombardus.
1173 Richard von S. Victor.
1188 Guigo II.
1203 Alanus von Ryssel.
1249 Wilhelm von Paris.
1274 Bonaventura.
1274 Thomas von Aquino.

1280 Albert der Große.
1294 Roger Bakon.
1295 Heinrich Goethals.
1308 Duns Scotus.
1315 Raymundus Lullus.

1) Anselm*), geboren 1033 in Aosta, gestorben 1109 als Erzbischof von Canterbury, ein Schüler Lanfranc's, verdient ohne Zweifel an dieser Stelle zuerst Erwähnung. Man betrachtet ihn oft als Begründer einer natürlichen Theologie, im Gegensatze zur positiven. Dieser Gegensatz war ihm jedoch kein unbedingter; vielmehr war er überzeugt, daß, wer nichts glaube, nicht zur vollen Ausbildung seiner Vernünftigkeit gelangen könne, schon weil der Glaube das einzige Mittel sei, den Geist zu reinigen und das Gemüth für das Göttliche empfänglich zu machen. Umgekehrt bleibe aber auch der auf halbem Wege stehen, welcher vom Glauben nicht zum Wissen vordringe. Anselm lehrte indessen nicht, daß Glauben und Wissen auf diesem Wege zuletzt völlig dasselbe würden, vielmehr behalte jedes seine Eigenthümlichkeit und das Wissen finde Schranken. Oder um es mit seinen Worten auszudrücken**): Sowie die rechte Ordnung verlangt, daß wir das Tiefsinnige der christlichen Lehre glauben, bevor wir unternehmen, es nach der Vernunft zu erörtern (discutere); so scheint es mir andererseits als Nachlässigkeit, wenn wir nach gehöriger Befestigung im Glauben uns nicht bestreben, das einzusehen oder zu verstehen (intelligere),

---

*) Histoire littér. de la France IX, 398.

**) Cur Deus homo I, c. 25.

was wir glauben. — Und an einer anderen Stelle heißt es *): wer nicht glaubt, gelangt nicht zum Wissen. Denn wer nicht glaubt, wird keine Erfahrungen machen; und wer nicht erfährt, wird nicht wissen. Ohne Glauben und Gehorsam gegen die göttlichen Gebote bleibt der Geist nicht bloß verhindert sich zum Wissen der höheren Dinge emporzuschwingen, sondern die bereits gegebene Einsicht wird ihm ebenfalls entzogen, ja bei vernachlässigtem guten Gewissen geht selbst der Glaube zu Grunde: — Dieser und ähnlicher Aeußerungen halber behauptet Möhler **): Anselm's Argumentation über Gottes Dasein ist durchaus ein wissenschaftliches Orientiren, ein sich Zurechtfinden in der geglaubten Wahrheit, nicht aber ein Beweisen im untergeordneten Sinne.

Nach diesem unentbehrlichen Vorworte versuchen wir einen Auszug des Wesentlichen aus seinen verhältnißmäßig gutgeschriebenen Werken zu geben, insbesondere aus den Schriften über das Wesen der Wahrheit, den freien Willen, die Vorherbestimmung und das Dasein Gottes.

Eine Untersuchung über das Wesen der Wahrheit ist um so nothwendiger, da dies Wort in sehr verschiedenartiger Beziehung gebraucht und z. B. eine andere Wahrheit gefunden wird in den Worten, den Meinungen, dem Willen, den Handlungen, den Sinnen, in Gott ***). Die innere natürliche Wahrheit einer Rede beruht auf der richtigen Bezeichnung (so z. B. der Ausdruck: es ist Tag;

*) De fide trinit. c. 2.

**) Ueber Anselm S. 99.

***) Anselmi op. 109.

ohne Rücksicht ob Tag oder Nacht sei); die zweite Frage geht dahin, ob auch vermittelte Wahrheit, das heißt Uebereinstimmung mit dem Bezeichneten vorhanden sei. — Ohne zureichenden Grund nennt man die Sache trügerisch: denn sie bieten nichts Anderes dar, als es ihre Natur und die der äußern Dinge nach innerer Nothwendigkeit herbeiführt. Es ist nunmehr Sache des Verstandes, jene zweite Art der Wahrheit und Angemessenheit zu erzeugen und zu erkennen. Jede Angemessenheit bezieht sich nämlich auf ein anderes Höheres, dem etwas angemessen ist, die vielfachen Angemessenheiten müssen aus einer höhern Wurzel hervortreiben, und so kommen wir zu einer Wahrheit, die in allen Dingen ruht, zu einer Angemessenheit, welche sich nur auf niedern Standpunkten spaltet und in scheinbar unlöslichen Gegensätzen hervortritt.

Man darf nicht sagen *): die freie Wahl sei das Vermögen zu sündigen, oder nicht zu sündigen: denn das Vermögen zu sündigen ist nie die Freiheit, oder ein Theil der Freiheit. Diese erscheint vielmehr größer, wo von der Möglichkeit zu fehlen gar nicht mehr die Rede ist; und die Freiheit, oder die freie Wahl heißt richtiger: das Vermögen, den Willen schlechthin auf das Rechte zu richten. Nur der Wille beherrscht und bestimmt den Willen; wo er den Versuchungen unterliegt, ist seine Kraft nicht angewandt. Der rechte Wille ist gleich dem Willen Gottes unzerstörbar, unabänderlich; der verkehrte Wille stammt aus der eigenen Macht und ist unstät und wandelbar, bis Gott, durch den jeder alles Wollen hat, ihn aufs Neue

*) De libero arbitrio 117. De concordia praescientiae Dei cum libero arbitrio 123.

richtet und befestigt. — Gott weiß alles Künftige vorher; aber er weiß auch, daß Manches nicht nothwendig, sondern aus freier Wahl eintritt. Der Ausdruck: das Vorhergewußte geschieht dereinst nothwendig, heißt nur: was geschieht, kann nicht zugleich auch nicht geschehen, und bezieht sich auf die Ewigkeit, wo Alles wahr, gegenwärtig und unabänderlich ist; nicht auf die Zeit, in welcher unsere Handlungen weder alle schon gegenwärtig, noch nothwendig sind. Unsere Freiheit zeigt sich nur in der Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes: von der Freiheit Gottes, der nicht sündigen kann, müssen wir aber freilich einen andern Begriff, als von der menschlichen zu fassen suchen.

Nur dem Wahren, dem Rechten kommt das Dasein zu: das Unrechte hat weder eine Beschaffenheit, noch irgend etwas Wesenhaftes. Jegliches Sein, jegliches Rechte ist schlechthin von Gott: wir werden also, um unsere freie Willkür festzuhalten, nicht Gottes Gnade entfernen dürfen; sondern jene ist erst durch diese gegeben, und wir dürfen nicht den Willen recht nennen, weil er das Rechte will, sondern weil er recht ist, will er das Rechte. Dieses Rechtsein kann nicht vom Wollen abhängig gemacht werden: denn ohne es schon zu haben, kann man es nicht wollen. Dies Ursprüngliche, diese Richtigkeit des Wollens, welche wir vom Schöpfer bekommen haben, kann erhalten werden durch freies Beharren. Schwer ist dies Beharren allerdings, jedoch nicht unmöglich, denn durch Gottes Gnade gestärkt ist der Wille unbesiegbar.

Ueber das Dasein Gottes sagt Anselm im Wesentlichen Folgendes *): Hätte Jemand von Allem, was wir durch den

*) Monologium und Prologium.

Glauben von Gott wissen, nichts erfahren; so möchte doch die eigene Kraft, wenn sie nur nicht ganz erschlafft ist, auf vielfache Weise zur richtigen Erkenntniß seines Wesens führen: — und welche Weise mir zur Klarheit geholfen hat, will ich euch nicht verhehlen. Ich sah um mich her Tausende von Geschöpfen, die mannichfachsten Erkenntnisse, die Zwecke verschieden wie die Wesen. Tiefer jedoch und dauernder als diese scheinbare Zerstreuung und Trennung, ergriff mich das Gemeinsame in allen, wodurch sie allein da, wodurch sie gut waren. Jede Güte, Größe, Ausdehnung u. a. mußte aus einer Wurzel entspringen; — kurz alles Dasein ist durch ein Einiges. Denn daß etwas aus und durch Nichts entstehe, kann als undenkbar bei Seite gesetzt werden, und es fragt sich nur: ob Alles sei durch Eines, oder durch Vielfaches. Dies Letzte wird entweder auf Eines bezogen, wodurch es ist; oder im Vielfachen sind mehre Einheiten für sich bestehend; oder die Einheiten sind durch sich selbst zur Vielheit geworden *). Im ersten Falle muß die höhere Einheit, durch welche das Vielfache erst geworden ist, an dessen Stelle gesetzt werden, und es verschwindet; im zweiten Falle erscheint die Kraft, welche das unabhängige Dasein begründet, wieder als das Höhere, Gemeinsame; der dritte Gedanke, daß Etwas dem Andern Dasein gebe und von diesem wiederum erst empfange, ist in sich unstatthaft: — es bleibt also die höchste Gewißheit, daß Allem ein Einiges zum Grunde liege, was sein Dasein durch sich hat, worauf sich alles abgeleitete Sein als auf das Höhere bezieht, in dem jede einzelne Bezeichnung einzelnen Daseins, z. B. Güte, Größe u. s. w. im höchsten

*) Per se invicem sunt.

Grade begriffen ist. So gelangen wir, von niedern Gedanken aufsteigend, endlich zu einem letzten höchsten Gedanken, der alle andern unter sich begreift und in sich schließt. Dieser höchste Gedanke kann nicht als undenkbar verworfen werden, ohne alles Denken mit zu verwerfen: dieser Gedanke ist der Gedanke Gottes; das Nichtsein Gottes ist also undenkbar.

Wir dürfen außer Gott keinen Stoff annehmen, der, wir wüßten nicht, woher entstanden sein und von ihm nur umgestaltet werden sollte. Sowie aber in unserm Geiste das Bild eines Menschen unendlich tiefer, lebendiger dasteht, als die Bezeichnung durch Name und Wort es ausdrückt; sowie jenes Bild für alle Menschen allgemein und nothwendig erscheint, ohne Willkür der Töne und Sprache: so ist, in unendlich höherem Grade, die innere Anschauung in Gott nichts Anderes, als das Dasein aller Dinge selbst. — Von Gott läßt sich nichts durch Beziehung auf ein Anderes aussagen: er ist nicht groß in Beziehung auf ein Ausgedehntes, gerecht in Beziehung auf ein Gerechtes u. s. f., sondern unbedingt die Größe, die Gerechtigkeit u. s. w. selbst, und dennoch nur ein Einiges, nicht eine Anhäufung aus den Beschaffenheiten, die wir ihm, unserer Erkenntniß nach, beilegen.

Die Schwierigkeit, sich von der endlichen Ansicht los zu machen, ist der Grund so vieler Fragen und Zweifel über die göttliche Natur, die sich, bei der wahren Ansicht, von selbst zerstören. Sonst würde z. B. bald klar werden, daß die Frage über Gottes Anfang und Ende keinen Sinn hat, daß die Frage über das, was er kann oder nicht kann, sich nur aufwerfen läßt, wenn man vergißt, wie bei ihm Macht und Wesen niemals Verschiedenes ausdrückt. Wie

kann Gott, spricht ein Anderer, zum Theil an einem Orte sein, da er einig und untrennlich ist; wie kann er ganz dort sein, ohne für alle übrigen Orte abwesend genannt zu werden? Wie ist in ihm kein Wechsel, da der Fluß der Zeit als ewiger Wechsel erscheint? — Also ihr wollt ihn, der außer aller Zeit und allem Orte ist, durch Zeit und Ort beschränken und einschließen! Weil euer Dasein euch nur in Raum und Zeit verständlich erscheint, wollt ihr dem ein Maaß anlegen, der dem Maaße Entstehung gab! Euer Dasein, welches nur ein Hervorgehen aus dem Nichtsein, ein Hingehn zu dem Nichtsein ist und kaum ein Sein genannt werden kann, wollt ihr dem Ewigen, Unveränderlichen gleich stellen! — Das Wort Gottes, durch welches alle Dinge sind, ist nichts Anderes als sein Wesen selbst, sein Denken schließt nothwendig das Sein in sich. Wir erkennen nicht das Wesen, sondern nur die Bilder der Dinge. Je mehr indeß der Geist sich selbst und die Dinge zu erkennen strebt, um so mehr erkennt er von Gott; je mehr er Gott erkennt, desto seliger lebt er; je mehr er ihn liebt, desto fester wird die Ueberzeugung, daß dem Liebenden kein Untergang, kein Tod bereitet sein könne. So hat die Liebe ihren Lohn in sich, und das Streben nach Gott ist der wahre Glaube; ohne den Glauben ist kein Streben, ohne dies Streben kein Glaube. Wem dies Streben, Lieben, Glauben fehlt, dem ist bleibende Vereinzelung und Elend so gewiß, als dem Besitzenden die Seligkeit.

Gegen diese Schlußfolgen Anselm's machte ein Mönch Namens Gaunilo scharfsinnige Einwendungen, welche darauf hinausgehen: das Wesen Gottes sei zu verschieden von allen übrigen Gegenständen des Erkennens, als daß

ein Uebergang möglich bleibe. Für die Ungläubigen habe der Gedanke Gottes keine Nothwendigkeit, und aus dem Dasein im Verstande folge nicht das Dasein in der Wirklichkeit. Anselm hob in seiner Beantwortung dieser Einwendungen hervor: man könne bei dem höchsten Gedanken freilich nicht den ganzen Inhalt bei der Hand haben und auseinanderlegen, wie bei geringhaltigen Gegenständen: aber vom kleinsten Guten zum größten sei kein Sprung, sondern ein durchgehend Gleichartiges. Alles Einzelne lasse sich hinwegdenken, und vom Denken eines einzelnen Dinges lasse sich allerdings sein Dasein nicht folgern; wogegen das schlechthin alles Begreifende, Uranfängliche, Unendliche auf keine Weise hinweggedacht werden könne, und das Sein zweifelsohne das erste Erforderniß des höchsten Gedankens bleibe.

Gaunilo's (sowie später Kant's Einwendungen) haben großes Gewicht, sofern sie sich auf die logische Form beziehen; wogegen sich die tiefere Anschauung des Inhalts bei Anselm findet und bemerkt worden ist: er rede nicht von einem subjectiven Gedanken, sondern von einer ewigen und unwandelbaren Vernunftanschauung, die nothwendig aus sich Objectivität habe *).

2) Hildebert von Lavardin, Erzbischof von Tours (geboren 1057, gestorben 1134), schrieb außer einem Handbuche der Theologie, auf dessen Inhalt wir nicht eingehen können, eine Moralphilosophie vom Sittlichen und Nützlichen **). Ob sie gleich weniger eigene und eigentlich wissenschaftliche Forschungen, als allgemein ver-

---

*) Hegel's Encyclopädie 97.

**) Moralis Philosophia de honesto et utili. Opera p. 962.

ländliche Betrachtungen und Lehren enthält, gehört sie doch zu den ersten und deshalb doppelt merkwürdigen Versuchen, das Nachdenken auch auf diese damals meist vernachlässigte Seite der Philosophie zu richten.

Unter dem Sittlichen (honestum) begreift er die Tugend überhaupt mit ihren vier Haupttheilen: Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäßigung. Die erste berathet und geht den übrigen handelnden als eine Leuchte voran; sie erkennt Gutes und Böses und unterscheidet beides von einander. Es ist besser sich von wenigen, praktischen Hauptlehren der Weisheit zu durchdringen, als Vieles wissen, dasselbe aber nicht zur Hand haben und seinen Gebrauch nicht kennen. Die Gerechtigkeit, durch welche geselliges Leben erst möglich wird, ist strafend, oder austheilend und ausgleichend. In letzter Beziehung gehört auch Wohlwollen, Milde und Dankbarkeit hieher. — Nachdem Hildebert in dieser Weise alle Zweige der Tugend, sowie der gegenüber stehenden Laster erklärt und näher bestimmt hat, handelt er in einem zweiten Abschnitte vom Nützlichen, und in einem dritten vom Widerstreite und der Rangordnung des Nützlichen und Sittlichen, meist nach der Anordnung des Cicero.

3) Abälard *), geboren im Jahre 1079 zu Palais in Niederbretagne, ein Mann von sehr großen Anlagen, aber auch von ungemäßigtem Ehrgeize und heftigen Leidenschaften, war der berühmteste Lehrer der Theologie in Paris, bis er wegen seiner Ansichten mit der Kirche und

*) Bulaeus II, 168. Beck über Arnold von Brescia 56, 59. Schlosser's Abälard und Dulcin 122, 148, 173. Schmid Mysticismus 199.

ihrem Vorsteher Bernhard von Clairvaux in Streit und durch sein Verhältniß zu Heloïse in neues Unglück gerieth. Hierauf begab er sich in das Kloster zu Clugni, lebte (nach Peters des Ehrwürdigen Zeugnisse) demüthig und starb im Jahre 1142 eines milden und schönen Todes *). Sein Hauptbestreben ging dahin, die Offenbarung und Kirchenlehre mit der Philosophie in Uebereinstimmung zu bringen und den Glauben (zur Abhaltung des Aberglaubens) auf Einsicht und Erkenntniß zu gründen. Wie sehr er aber hiebei von dem kirchlichen Systeme und auch von den oben mitgetheilten Grundsätzen Anselm's von Canterbury abwich, geht daraus hervor, daß er die Behauptung an die Spitze seiner Untersuchungen stellte **): „man könne nichts glauben, wenn man es nicht vorher eingesehen habe." Und: „durch Zweifeln kommen wir zum Forschen, durch Forschen zur Wahrheit" ***). — Ja das Werk, Ja und Nein betitelt, dem der letzte Satz entnommen ist, enthält das Für und Wider über alle Kirchenlehren ohne Entscheidung in einer Weise hingestellt, die ohne weitere Erläuterung rein skeptisch erscheinen mußte.

Bei dem Vorherrschen des Dogmatismus kann man das Einschlagen dieses Weges als ein erhebliches Verdienst betrachten; denn der Boden zu neuer geistiger Arbeit, zu löblichem Forschen und fördernden Kämpfen war damit

*) Petri Venerab. Epist. IV, 21.

**) Nec credi posse aliquid, nisi primitus intellectum. Bayle, Artic. Abaelard. — Dubitando ad inquisitionem venimus, inquirendo veritatem adspicimus. Sic et non p. 16.

***) Doch wollte er hiermit der Religiosität ungelehrter Laien nicht zu nahe treten.

gegeben, oder doch bezeichnet. Natürlich ward aber sogleich, beim Anfange dieser Bahn, die wichtige Gegenfrage aufgeworfen: können denn die Zweifel (wollte man sie auch für Schlüssel zur Wahrheit gelten lassen) die Wahrheit selbst geben und in sich schließen? Wo ist der eine, hindurchgehende Geist ewiger Wahrheit und Gewißheit, und wo bleibt der Glaube, die fides, diese Lebensquelle der neuen christlichen Zeit?

Abälard schrieb unter dem Titel: „Kenne dich selbst" *), eine Sittenlehre, welche die des Hildebert übertrifft, während umgekehrt die des Thomas von Aquino umfassender ist und tiefer eingeht. Die menschliche Natur (sagt Abälard) ist unvollkommen und wird dadurch zum Unsittlichen hingezogen. Dieses Sein, dieser Zustand ist jedoch an sich nicht Sünde, sondern gibt Gelegenheit zu Widerstand und Sieg. Das Laster beginnt mit der Neigung Böses zu thun, und die Zustimmung gegen Gottes Willen, die Verachtung desselben ist Sünde. Wir sollen unsern Willen dem göttlichen unterordnen, werden aber jenen nie ganz ausrotten, damit etwas übrig bleibe, wogegen wir zu kämpfen haben. Der Wunsch Böses zu thun, welcher oft aus der Naturbeschaffenheit herstammt, ist noch keine Sünde; auch wird durch die That selbst (operatio peccati) die Schuld und Verdammlichkeit vor Gott nicht gemehrt. Dieser erwägt nicht, was, sondern mit welcher Gesinnung (quo animo) etwas gethan wird. Nicht im Werke, sondern in der Absicht (in intentione) liegt das Verdienst, oder besteht das

*) Scito te ipsum, in Pezii Thesauro III, 626.

Lob *). Kleine Vergehen werden oft härter bestraft als größere, nicht sowohl in Bezug auf das, was vorherging, als in Hinsicht auf die übeln Folgen, welche bei einer gelinderen Bestrafung entstehen dürften. — Der Mensch kann in verschiedenen Zeiten dasselbe thun, die Handlungen aber dennoch (nach Maaßgabe seiner Absichten) gut oder schlecht sein. Nicht deßhalb sind diese gut zu nennen, weil sie so erscheinen, sondern weil sie wirklich das sind, wofür man sie hält, und weil sie Gott wohlgefallen. Sonst hätten die Ungläubigen gute Werke gleichwie wir; denn sie glauben auch dadurch Gott zu gefallen und selig zu werden. Zuletzt ist aber allerdings nur das Sünde, was dem Gewissen zuwiderläuft; nach dem Spruche: Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. — Unwissenheit ist an sich keine Verachtung Gottes, also keine eigentliche Sünde, und ebenso wenig Unglaube (infidelitas), obgleich er von der Seligkeit ausschließt. Will man aber Alles Sünde nennen, was man Verkehrtes thut und was der Seligkeit schadet, so fällt Unwissenheit und Unglaube allerdings auch unter diesen Begriff. Die Lehre einiger Philosophen, daß alle Vergehen und Sünden gleich groß wären, ist offenbar verkehrt.

Man hat, und mit Recht, lobend den Nachdruck hervorgehoben, welchen Abälard auf Reinheit und Sittlichkeit der Gesinnung legt, sowie, daß er gesinnungslosen Werken Verdienst abspricht. Dennoch enthielt seine Ethik

*) Cap. 8. Ebenso Epitome Theologiae p. 106: quemadmodum igitur omne peccatum in sola voluntate consistit, sic et meritum.

auch allerhand bedenkliche und verführerische Punkte: so z. B. daß Gott nicht alle bösen Handlungen habe verbieten können, weil es unmöglich sei sich vor jeder zu hüten; und daß, sobald der Werth einer Handlung lediglich nach der Absicht zu beurtheilen sei, die Wahl der Mittel eigentlich gleichgültig erscheine. Wenn man ferner dem Gewissen eines jeden die höchste Entscheidung zuspreche, so werde sich oft ungewisses, eigenliebiges Meinen und schlecht begründete Ueberzeugung für das rechte Gewissen ausgeben, es werde diese subjective Meinung eine jede tiefere objective Untersuchung und Erkenntniß, sowie alle höheren und allgemeineren Lehren, Vorschriften und Stützen mit anmaßlichem Ungehorsam verwerfen. Die Lehre endlich, welche die Strafe nach möglichen Folgen abmesse, und sie lediglich zur Abschreckung Anderer aussprechen und vollziehen wolle, verlasse in Wahrheit ganz den ethischen Boden und begebe sich auf ein davon wesentlich verschiedenes Gebiet des Beurtheilens und Handelns.

Gleichwie andere Schriftsteller des 12. und 13. Jahrhunderts, verwahrte sich Abälard in seinen theologischen Werken, daß er nichts gegen den katholischen Kirchenglauben sagen wolle. Sofern sich nun damals ergab, daß ein aufgestelltes System wirklich in allem Wesentlichen mit jenem Glauben übereinstimmte, so beruhigte man sich wol über einzelne Bedenken. In einer Zeit jedoch, wo der Supernaturalismus nicht bloß theoretisch vorherrschte, sondern auch in Geist und Blut übergegangen war und das Denken, Fühlen und Glauben bestimmte, mußte ein davon in sehr wesentlichen Punkten abweichender Rationalist wie Abälard natürlich das größte Aufsehen erregen und den lebhaftesten Widerspruch hervorrufen. Schon die

bereits erwähnte Art, wie er in seinem „Ja und Nein“ das Für und Wider über alle Kirchenlehren aufstellte, ohne aus der Skepsis herauszutreten und in einer Richtung dogmatisch zu entscheiden, gab Anstoß, sofern sie ein ungewohntes Gewicht auf den menschlichen Scharfsinn des Forschens und Entwickelns zu legen, und dagegen Inhalt und Ergebniß leichtsinnig und als das Unbedeutendere zu behandeln schien.

Der Form nach verfährt Abälard allerdings anders in seiner christlichen Theologie*), obgleich auch die hier aufgestellten Behauptungen damals unmöglich ohne Rüge durchgehen konnten. So z. B. daß er alle Geheimnisse der christlichen Lehre als begreiflich darstellte, oder so lange daran deutete, bis die Vernunft allein sie schon finden und fassen könne. Die Dreieinheit verglich er deshalb mit den drei Theilen des Syllogismus; oder er brachte sie auf die Begriffe von Macht, Weisheit und Güte herab; oder er stellte die platonische Lehre von Gott, dem Verstande (νοῦς) und der Weltseele ihr gleich. Ja, er lehrte gerade heraus: das Wesentliche der Gotteserkenntniß und des Glaubens habe auch den Heiden nicht gefehlt, und es sei kein genügender Grund, sie von der Seligkeit auszuschließen. Ferner lehrte Abälard: Nichts ist in Gott, was nicht Gott wäre, und Nichts ist vorhanden durch sich selbst. Er wirkt Alles in allen Dingen; wir sind, leben und bewegen uns in ihm und er bedient sich unser als Werkzeuge. Was Gott thut, muß er thun und zwar aus

*) Theologia christiana in Martene Thes. Vol. V. das Hauptwerk. Minder vollständig und eigenthümlich ist seine Introductio ad Theologiam (Opera 973), und Epitome Theologiae.

Nothwendigkeit, so daß er weder mehr noch Besseres thun könnte, als er thut u. s. w. — Allerdings ließen sich diese Behauptungen so deuten, daß sie dem Christlichen nicht widersprachen; Abgeneigte hingegen konnten leicht pantheistische Lehren darin finden.

Durch nähere Erklärungen und Erläuterungen *) suchte Abälard den nahenden Sturm seiner Gegner abzulenken, und darzuthun: er stimme mit ihnen überein. Daß dies aber nicht der Fall war, ergibt wie das Obige, so auch das Folgende. Er sagt also: wenn wir Platon's Lehre von der Weltseele recht erforschen, so müssen wir erkennen, daß der heilige Geist darin aufs Vollständigste bezeichnet **) wird. Ueberhaupt ist die Lehre von der Dreieinheit durch Platon und die Platoniker großentheils angenommen und am sorgfältigsten beschrieben und entwickelt worden; obgleich sich Zeugnisse darüber auch bei andern Philosophen finden. — Das Gesetz der Natur und die Liebe des Ehrbaren hat nicht bloß alte Weltweise, sondern auch andere Heiden zu einer bewundernswerthen Höhe der Tugend erhoben. Ihr Leben und ihre Lehre drückt die evangelische Vollkommenheit aus, und sie weichen in dieser Beziehung wenig oder gar nicht vom Christenthume ab ***). Betrachten wir die Vorschriften des Evangeliums genau, so finden wir darin nur eine Reformation des von den Philosophen befolgten Naturgesetzes. In Erinnerung an

---

*) Theologia 1257, 1258. Introductio 974.

**) Integerrime designatus. Theologia 1176, 1192, 1197, 1205.

***) A religione christiana eos nihil aut parum recedere S. 1210, 1211.

Platon, Cicero, die Scipionen, die Decier und so viele bewunderswerthe Vorbilder aus alten Zeiten, sollten die Aebte und Kirchenhäupter unserer Zeit erröthen, durch jene aufgeregt erwachen, und nicht viele und auserlesene Gerichte verschlingen, während ihre Brüder elende Nahrung wiederkäuen *). — Auch in Hinsicht der Keuschheit haben die alten Philosophen Manches gelehrt, was die Juden nicht verstanden, und was auf die Schönheit der christlichen Ansicht hinweiset. — So finde ich in den Schriften alter Weisen Bestätigung unseres Glaubens und leugne, daß irgend eine Wissenschaft vom Uebel sei **).

Wie man auch über diese und andere Lehren Abälard's denke, gewiß waren sie von großer Wichtigkeit und Eigenthümlichkeit, und standen schon damals mit abweichenden Grundsätzen in Verbindung über Beichte und Bußwesen, Werkheiligkeit, Macht und Rechte der Priester, der Kirche u. s. w. Allerdings erscheint Abälard's Rationalismus von dem späterer Jahrhunderte noch sehr verschieden ***). Nachdem aber einmal die Bahn gebrochen, für Vernunft und Wissenschaft eine andere und höhere Stellung gefordert und das heidnische Alterthum, der christlichen Zeit und Lehre gegenüber, in einem abweichenden und glänzenden Lichte dargestellt war; so mußte man in dieser nunmehr unvertilgbaren Richtung allmälig zu einer durch-

*) S. 1215, 1224.

**) Neque ullam scientiam malam esse concedimus. S. 1242.

***) Die Darstellung der Lehren Abälard's hat große Schwierigkeiten, weil innere Entwickelung und äußere Verhältnisse darauf wesentlich einwirkten, sie modificirten und das doppelte Element des Theologischen und Philosophischen gar eigenthümlich in einander greift, vielleicht wie in unsern Tagen bei Schleiermacher.

greifenden Prüfung aller Dogmen, der gesammten Offenbarung, der biblischen Schriften, kurz zu allem Dem kommen, was der Rationalismus und die Neologie bis auf den heutigen Tag Wahres und Rühmliches, oder Unwahres und Unrühmliches behauptet oder geleugnet, bestritten oder erwiesen hat.

4) **Bernhard von Clairvaux**

mochte Abälard gegenüber auch auf einem einseitigen Standpunkte stehen und leidenschaftlichen Eifer zeigen, gewiß aber ward mit Unrecht behauptet: er habe um Nichts und wieder Nichts Lärm erhoben und seinen Gegner angeklagt. Ganz richtig fühlte er, daß es sich um einen der größten Gegensätze handele, welcher die Welt seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden theilt und bewegt. Ihm sind die Bibel und der heilige Augustin Hauptquellen aller Lehren und Ueberzeugungen, und seine Vorzüge wie seine Mängel gehen hervor aus einem bis zum Mysticismus gesteigerten Gefühle, aus dem Nachdrucke, welchen er auf das Praktische legt und aus seiner Verehrung des christlich Offenbarten und kirchlich Gegebenen. Auf jenem Wege Abälard's (lehrte Bernhard) wird das Unendliche in das Endliche hinabgezogen und nach endlichem Maaßstabe beurtheilt. Die Wissenschaft soll auf Frömmigkeit beruhen und der praktischen Religion dienen, nicht aber sich eigenmächtige Zwecke vorstecken und in neugierige Speculationen über göttliche Geheimnisse versteigen. Das Wissen ward Ursache des Sündenfalles und noch jetzt gehen die größten Sünden daraus hervor. Nicht die Erkenntniß, sondern der Wille erzeugt den Glauben: dieser ist eine Erfahrung des Göttlichen, durch Heiligkeit des Lebens. Ohne Gnade und höheren Beistand vermag der Mensch

das Gute nicht zu vollbringen. Vermöge des freien Willens haben wir nur das Wollen frei, aber nicht das Können. Wenn aber der Wille von Gott stammt, dann auch das Verdienst; und so ist und bleibt die Gnade Anfang und Ende aller Besserung. Glauben ohne Werke, und Werke ohne Glauben sind Stückwerk; beide gehören zu einander, erzeugen und bewähren sich unter einander *).

5) Hugo von S. Victor

geboren 1097, gestorben 1140, stammte höchst wahrscheinlich aus dem Geschlechte der Herren von Blankenburg und lebte seit 1115 als Chorherr im Stifte zu S. Victor in Paris. Er erkannte so wie den Werth, so die Auswüchse und Gefahren der vereinzelten Dialektik und Mystik, und bezweckte deshalb eine Vermittelung und Durchdringung des Speculativen und Religiösen **). Diese wichtige und eigenthümliche Aufgabe, gleichwie die Art und Weise ihrer Lösung wird sich durch folgende Auszüge aus Hugo's Schriften näher erkennen und beurtheilen lassen.

Gottes Werke sind zweifach ***): die der Erschaffung (conditionis) und die der Erlösung und Herstellung (restaurationis). Das erste Werk unterwarf den Menschen dem Dienste des Gesetzes; das zweite erhebt ihn aus seiner Schuld zum Heile. Jenes war in sechs Tagen, dieses wird in sechs Weltaltern vollbracht; von jenem handeln alle Bücher auf Erden, von diesem nur die heilige

---

*) Schmid, Mysticismus des Mittelalters 187, 189.

**) Liebner's Hugo von S. Victor. Schmid, a. a. O. S. 281.

***) De scripturis et scriptoribus sacris. Opera Vol. I. 1.

Schrift. Es gibt drei Arten der Auslegung dieser heiligen Schriften: die erste ist die historisch-grammatische; die zweite ist die allegorische, wo das Unsichtbare durch das Sichtbare angedeutet wird; die dritte ist die anagogische, die aufwärts führende, wo das Unsichtbare durch das Sichtbare dargelegt und offenbart, ja zuletzt durch Anschauung eine unmittelbare Kenntniß des Religiösen gegeben wird *). Doch erlaubt nicht jede Stelle der heiligen Schrift eine solche Auslegung, auch muß wörtliches und geschichtliches Verständniß jeder anderen Auslegung vorhergehen und ihr zu Grunde liegen. Selbst die sieben freien Künste sind nützlich für das Verständniß der Bibel und ihre Auslegung.

Was weder Anfang noch Ende hat, heißt ewig **); was einen Anfang, aber kein Ende hat, heißt dauernd; was Anfang und Ende hat, heißt zeitlich. Nichts Wesentliches, Essentielles stirbt; die Veränderungen betreffen nur Gestalt, Zusammenhang u. s. w. Gott schafft aus Nichts; die Natur bringt Verborgenes zu Tage; die Kunst endlich verbindet Getrenntes und trennt Verbundenes. Die Natur zeigt bloß den seienden, die Gnade den wirkenden Gott. Alles Wissen begann mit dem bloßen Gebrauche, und erhob sich erst später zu Wissenschaft und Kunst: so sprach man vor Ausbildung der Grammatik, und dachte vor Ausbildung der Logik. Die Philosophie erforscht die Gründe aller göttlichen und menschlichen

*) Nach diesen Grundsätzen erläuterte Hugo mehre biblische Schriften.

**) Libri septem de studio legendi. Opera III. 1.

Dinge; mithin hat sie gewissermaßen Theil an Jeglichem und bezieht sich auf Alles.

Glauben ist eine freiwillige (oder in der Richtung des Willens begründete) Gewißheit über abwesende Dinge, welche über das Meinen (opinio) hinausgeht, aber diesseit des Wissens steht. Es gibt eine Kenntniß (cognitio) des Glaubens, ohne allen Glauben, aber keinen Glauben ohne alle Kenntniß. Alle Erkenntniß beruht auf einem zweifachen Grunde: Vernunft und Offenbarung. Anfang und Grundlage aller Wissenschaft ist die Demuth und auf dem sittlichen Wege der Heiligung bereitet man sich am Besten zur Vereinigung mit Gott vor und wird ihrer würdig. Der Glaube ist an sich einer und derselbe, aber verschieden in den einzelnen Menschen nach Maaßgabe ihrer Kraft und Bildung. Er wächst durch fromme Beharrlichkeit und Kenntniß. Manche Christen wähnen: dem Glauben nicht widersprechen sei schon Glauben. Andere kommen aus dem Zweifel dahin, das vorzuziehen, was die katholische Kirche lehrt; noch Andere sind fest geworden in ihrem Glauben durch Wunder und innere Erleuchtung. Diese werden durch auferlegte Prüfungen nicht schwankend, sondern eingeübt.

Ein fünffaches sehr verschiedenes Joch (jugum) ist den Menschen auferlegt: das der Ungerechtigkeit, der Sterblichkeit, des Gesetzes, des eigenen Willens, der Liebe *). Dreierlei sind die Gaben Gottes: die der Natur, der Gnade und der Glorie. Es gibt drei Arten Hörer des Wortes Gottes: die Faulen hören und verachten das Gehörte; die Thätigen hören und gehorchen; die Betrachtenden

*) S. 48, 114, 130.

(contemplativi) ruhen im Genusse. Es gibt im Menschen ein dreifaches Leben: erstens lebt er das Leben der Natur, zweitens lebt die Sünde und drittens Christus in seinem Herzen. Es besteht ein dreifacher Weg des Lebens: aus Furcht nicht sündigen, wie die Sklaven; nicht sündigen wollen, wie gute Söhne; nicht sündigen können, wie die Seligen. Es gibt drei Grade des Stolzes: erstens zu wähnen das, was man sei, sei man durch sich selbst; zweitens, das Gute, was man besitzt, habe man durch eigene Verdienste erlangt; drittens, sich über alle Anderen zu erheben und diese zu verachten.

Die Offenbarung kommt von Innen, oder durch Lehre und That von Außen *). Der menschliche Geist, welcher sich selbst und seinen Anfang weiß und beides keineswegs Nichtwissen kann, erkennt auch Gott und die Welt durch bloße Vernunft. Das Gesetz des alten Bundes begründete den Glauben, sofern ein Messias und eine Erlösung versprochen ward; aber das Evangelium brachte erst die volle Offenbarung. In dem Glauben an Gott, den Schöpfer, Erlöser und Heiliger der Menschen liegt das gesammte Wesen des Christenthums, obgleich die Erkenntniß hiervon nicht bei Allen gleich entwickelt ist. — Es gibt nur einen Gott: denn gäbe es deren zwei, so würde jedem etwas fehlen; oder wenn Einer schon Alles in sich begreift, so ist der Andere überflüssig. Der freie Wille (liberum arbitrium) ist die Fähigkeit des vernünftigen Willens, das Gute zu erwählen unter Mitwirkung der Gnade, oder das Böse ohne dieselbe (ea deserente). Durch den freien Willen unterscheiden wir uns von den

*) Summa Sententiarum. Opera III. 186.

Thieren. Er kann nie gezwungen werden: denn wo Zwang, da ist keine Freiheit, und wo keine Freiheit, da ist kein Verdienst.

Hugo's Werk von den Sakramenten umfaßt eigentlich die ganze Kirchenlehre und handelt in der ersten Hälfte von der Schöpfung bis zur Menschwerdung, in der zweiten von der Menschwerdung bis zum Weltende *). Gott (sagt Hugo) kann weder ganz, noch gar nicht gewußt werden. Der Mensch kommt zur Kenntniß Gottes durch sich; die Natur und die Offenbarung. Die natürlichen Wissenschaften dienen den göttlichen; die niedere Weisheit führt, wohlgeordnet zur höheren.

Eine andere Schrift Hugo's **) enthält eine Art von Encyclopädie, aus welcher ich einiges Eigenthümliche aushebe. Gott (heißt es gleich im Anfange) schuf den Menschen nach seinem Bilde zur Erkenntniß der Wahrheit, und ihm ähnlich zur Liebe der Wahrheit. Diese Bildlichkeit, diese Aehnlichkeit und die ursprüngliche Unsterblichkeit des Leibes waren die drei dem Menschen verliehenen Hauptgüter. Die drei Hauptübel dagegen sind: Unwissenheit, Begier und Schwäche. Erkenntniß vertreibt die Unwissenheit, Tugend die Begier und Nothwendigkeit die Schwäche. Die theoretische Wissenschaft bezieht sich auf die Erkenntniß, die praktische auf die Tugend, die mechanische auf die Nothwendigkeit und die menschlichen Bedürfnisse; die logische endlich lehrt alle diese Wissenschaften schärfer, richtiger und in gebührender Form behandeln.

Die Theologie handelt von dem Wesen des Unsicht-

*) Opera III. 218.

**) Liber excerptionum. Opera II. 151.

baren, die Physik von den unsichtbaren Gründen der sichtbaren Dinge: sie erforscht die Wirkungen aus den Ursachen, und die Ursachen aus den Wirkungen. Die Mathematik beschäftigt sich mit den Quantitäten der sichtbaren Formen. Das Element der Arithmetik ist die Einheit, das Element der Musik der Einklang, der Geometrie ein Punkt, der Astronomie ein Augenblick (instans).

Ein Werk von der Seele legen Einige dem Hugo, Andere dem Mönche Alcher von Clairvaux bei*). Gewiß fällt es in diese Zeit und ist dem Geiste Hugo's nicht fremd; daher mag folgender Auszug hier Platz finden. Viele wissen Vieles, kennen sich aber selbst nicht, haben Acht auf Andere und vernachlässigen ihr Inneres. Jeder soll sich vom Aeußeren zum Inneren wenden, jeder vom Inneren zum Höheren aufsteigen und erkennen, woher er kömmt, was er ist, und wohin er geht. Selbsterkenntniß ist der Weg zur Gotteserkenntniß. Der menschliche Geist ist ein Bild Gottes und findet in sich Gedächtniß, Verstand (intelligentia) und Willen.

O Seele, bezeichnet mit Gottes Bilde, geschmückt mit seiner Aehnlichkeit, ihm verlobt durch Glauben, begabt mit Geist (spiritus), erlöset durch sein Blut, zugewiesen den Engeln, fähig der Seligkeit, Erbin der Güte, theilhaft der Vernunft; — was hast du zu schaffen mit dem Fleische? Warum leidest du dieses? Warum bist du hinabgestiegen in Sinnlichkeit, Eitelkeit und Verderbniß? Bedenke, was du warest vor deinem Aufgange, was du bist auf Erden bis zu deinem Niedergange, was du sein wirst nach demselben! Warum dient die Herrin der Magd?

*) Opera II. 65. Liebner 493.

Die ganze Welt ist an Werth nicht einer Seele gleich; Gott hat sich nicht hingeben wollen für die Welt, wie er gethan hat für die menschliche Seele. — Sagst du: ich kann mein Fleisch nicht hassen und die Welt verachten; — so frage ich: wo sind die Freunde der Welt, die noch vor Kurzem unter uns lebten? Sie aßen, lachten, tranken, brachten ihre Tage hin guter Dinge, — und in einem Augenblicke stiegen sie hinab zur Hölle. Was half ihnen leerer Ruhm, kurze Freude, äußere Macht, Lust des Fleisches, falscher Reichthum, großer Anhang, üble Begierde? Wo ist Lachen, Scherz und Uebermuth geblieben? Welche Traurigkeit nach so großer Freude, wie schweres Elend nach so geringer Lust!

Prüfe täglich, was du thust, ob du Gott ähnlicher werdest, oder dich von ihm entfernest. Es ist besser und löblicher sich selbst erkennen, als den Lauf der Sterne, die Kräfte der Pflanzen, die Natur der Thiere, ja alle Wissenschaften inne zu haben, bei ungeordneter Seele und sündhaftem Wandel. Wer das Bild Gottes in sich aufsucht, findet es nächstdem auch in seinen Mitmenschen und erkennt es in ihnen. Siehest du dich, so siehest du zugleich auch mich, der ich nichts Anderes bin, als du. Liebst du Gott, so liebst du auch mich als Abbild Gottes, und in gleicher Weise liebe ich auch dich. So streben wir nach demselben Ziele und sind uns nahe durch Gott, in welchem wir uns lieben *). Immerwährend ist das menschliche Herz in Unruhe; wie eine Mühle mahlt, zerreibt, verarbeitet es Alles, was man auch aufschüttet. Zur Ruhe und Einheit mit sich selbst kommt es nur durch

*) S. 68 — 70.

Gott. Mit Gott aber kann man sich nur vereinigen durch Liebe, ihm unterwerfen nur durch Demuth, zur Demuth endlich gelangen nur durch Wahrheit und Selbsterkenntniß.

Die Seele ward geschaffen von Gott aus Nichts, und fähig sich zum Guten oder Bösen zu wenden. Sie ist sterblich, sofern sie durch Wahl des letzten ihre Natur verderben und Gott verlassen; sie ist unsterblich, sofern sie ihr Bewußtsein nicht verlieren kann. Es ist unmöglich, daß der menschliche Körper ohne vernünftige Seele könne geboren werden, oder leben; doch beginnt sein Dasein vor dem Einflößen der Seele. Diese lebt auf doppelte Weise, nämlich im Körper und in Gott. Das Sichtbare erkennt sie durch die Sinne, das Unsichtbare durch sich selbst. Sie ist zwar örtlich, an einem Orte; aber nicht körperlich, oder theilbar. Auch ihre Vorstellungen sind nicht körperlich *).

Die Seele ist nicht entnommen aus der Substanz Gottes, sonst könnte sie nicht veränderlich, lasterhaft, elend sein; sie ist nicht den Elementen entnommen, sonst wäre sie ein Körper. Durch den Körper sieht die Seele das Körperliche, durch den Geist (spiritus) das, was mit den Körpern Aehnlichkeit hat. Die dritte Stufe der Erkenntniß ist die intellectuelle, welche sich weder auf die Körper, noch auf deren Formen und Aehnlichkeiten bezieht. Diese Erkenntniß trügt nie. Sie ist entweder wahr, oder gar nicht vorhanden; wol aber können jene ersten Arten der Auffassung und Betrachtung täuschen.

Durch die Zeugung pflanzt sich Fleisch vom Fleische fort, wogegen der Geist nicht im Stande ist an-

*) S. 72—75.

dere Geister hervorzubringen. Eben so geht die Erbsünde nur über durch das Fleisch und nicht durch den Geist, verbreitet sich dann aber auch über die Seele. Die Seelen der Thiere sind nicht substantiell, sondern entstehen mit dem Leben ihres Körpers und sterben mit seinem Tode *).

Viele trachten nach der Wissenschaft (scientia), aber nicht nach dem Gewissen (conscientia); und doch ist das nur die wahre Weisheit, was zugleich das Gewissen ausbildet.

6) Richard von S. Victor,

gestorben 1173, suchte die Ansichten seines Lehrers Hugo mit noch größerer Kühnheit und Schärfe auszubilden. Die Scholastik, als das Niedere, sollte ein Mittel werden, die Mystik als das Höhere zu vervollkommnen, und wiederum ist der Glaube die Grundbedingung um zur Erkenntniß zu gelangen. Der Weg zur Weisheit geht durch die Tugend, und eben so leitet das Streben nach Weisheit zur Tugend. Nur durch Weisheit kann die Tugend zur Vollendung gelangen und umgekehrt. Selbst die Tugenden werden Laster, wenn man sie nicht mit Ueberlegung lenkt.

Durch Demuth und Selbstverachtung wächst die Selbsterkenntniß und Liebe Gottes, und die Erkenntniß des Ewigen durch Contemplation soll schon während dieses Lebens eintreten. In der Freiheit des Menschen, dem liberum arbitrium, ist uns das Bild nicht bloß der Ewigkeit, sondern auch der göttlichen Majestät gegeben **). Jene

---

*) S. 80—84.

**) De statu interioris hominis I. c. 3, 13, 16. II. 2, 5.

Freiheit verursacht, daß wir nicht gezwungen sind dem Guten oder Bösen beizustimmen; aber diese neutrale Freiheit ist und gibt noch keine Kraft. Nicht die Freiheit, sondern die Kraft ging durch die Sünde verloren. Das Können entspringt nicht aus und durch den Menschen, wir verdanken es lediglich dem Beistande Gottes. Laster ist die Schwäche, welche aus der natürlichen Verderbniß hervorgeht; Sünde ist verdammliches Beistimmen zu den Versuchungen der Schwäche und Verderbniß. Die Sünde zeigt sich als Gedanke, That und Gewohnheit.

Alles Gute hat seinen Ursprung in der Vernunft und in der Liebe *) (ratio, affectio). Die Einbildungskraft dient der Vernunft, die Sinnlichkeit dient der Liebe. Beide haben ihre Licht- und Schattenseiten. Zur Betrachtung des Himmlischen eröffnet die Einbildungskraft den ersten Weg, bis man zum rein Geistigen vordringt. Der Mensch bedarf einer Zucht (disciplina) der Sinne, des Herzens und des Geistes. Zur rechten Gottesbetrachtung (contemplatio Dei) kommt der Mensch nicht durch eigenen Fleiß; sie ist kein Verdienst des Menschen, sondern eine Gabe Gottes. Zur Klarheit des göttlichen Lichtes dringt Niemand durch Schlußfolgen und menschliche Beweisführungen **). Man ahnet Gott anders im Glauben, erkennt ihn anders durch die Vernunft, und sieht ihn anders durch Contemplation. Die erste Stufe ist unter der Vernunft, die letzte über derselben und wird nur erreicht, indem der Geist aus sich heraustritt und über seine eigene Natur erhoben wird. Handeln, Denken, Beten sind drei

---

*) Benjamin minor c. 3, 5, 14, 32, 63.

**) Argumentando et humana ratiocinatione c. 74.

Hauptmittel des Fortschrittes *). Jede Offenbarung und Erleuchtung, welche nicht in der Schrift ihre Bestätigung findet, ist verdächtig. Manches, was die Contemplation darbietet, ist über der Vernunft, aber nicht wider dieselbe; Anderes scheint dieser gradehin zu widersprechen, so z. B. die Lehre von der Dreieinheit.

Das Beschauen und Betrachten richtet sich hieher und dorthin, fast ohne Arbeit und ohne Frucht **); das Denken ist Arbeit mit Frucht; das Schauen Frucht ohne Arbeit. Es erhebt sich im freien Fluge mit bewundernswürdiger Leichtigkeit, wohin die Begeisterung es treibt (fert impetus). Das Beschauen und Betrachten leitet hinüber zum Denken, und das Denken bereitet vor zum Schauen. Das Beschauen gründet und bezieht sich auf das Sinnliche, führt aber (verbunden mit dem Denken) zum Uebersinnlichen. Ueber das der Vernunft Erreichbare führt die Offenbarung hinaus, ohne mit ihr in Widerspruch zu stehen. Wo dieser sich zeigt, betreten wir den Boden des Glaubens und der höchsten Contemplation. Die niedrigen Stufen menschlicher Thätigkeit beziehen sich auf Sinnliches und Erschaffenes, die höheren auf Geistiges und Unerschaffenes. Man beginnt mit Auffassung der Erscheinung, und kommt dann zur Betrachtung der Ursachen und Wirkungen, sowie des Zusammenhanges aller Erscheinungen. Die weltliche Philosophie beschäftigt sich fast allein mit Erforschung und Aufdeckung der verborgenen Ursachen und Beschaffenheiten der sichtbaren Dinge. Beim Fortschritte zum Unsichtbaren stützt man sich auf körper-

*) Cap. 79, 81, 86.

**) Benjamin major I. 3, 6, 7, 10 – 16.

liche Ähnlichkeiten, Analogien und den wunderbaren Zusammenhang von Leib und Seele.

Viele erheben sich niemals zu den höchsten Stufen der Contemplation, sondern bleiben (wie die Meisten zu meiner Zeit, sagt Richard) auf dem Boden des Schließens und Demonstrirens, und finden darin den höchsten Trost (maximam consolationem). Die Erforschung des eigenen Geistes steht höher, als die Erforschung der sichtbaren Außenwelt; und von da eröffnet sich erst Blick und Aussicht nach allen Seiten *). Der Geist ist der Sinn für die Erforschung anderer Geister und des Unsichtbaren; aber es gibt Aufgaben und Erkenntnisse, welche über die eigene Kraft des menschlichen Geistes hinausreichen und ohne Offenbarung Gottes selbst unerreichbar bleiben. Nur in dem Maaße, als in uns die Reinheit des Geistes und die Liebe wächst, werden wir der göttlichen Offenbarung und Gnade fähiger und zugänglicher.

7) Guigo.

Wenn bei Hugo und Richard von S. Victor die Mystik sich in Verbindung mit der Speculation zeigt, bei Bernhard von Clairvaux in Verbindung mit praktischen Zwecken und Kämpfen tritt, so offenbart sich bei Guigo, welcher im Jahre 1188 als Prior der Mutter-Carthause zu Grenoble starb, das tiefe Gefühl und die edle Milde eines einfachen Gemüthes **).

*) II. 6 fg.

**) Mit minderer Demuth trat der Pantheismus Amalrich's von Bena auf und gab Veranlassung zu unsittlichen Folgerungen. Der Raum erlaubt nicht hier näher darauf einzugehen.

Es gibt vier Stufen der Erhebung, sagt er in seiner Leiter für Mönche; sie sind fast unzertrennlich in einander geschlungen *): Lesen, Nachdenken, Gebet und Contemplation. Suchet durch Lesen und ihr werdet im Nachdenken finden; klopfet an mit Gebet, und es wird euch in der beschaulichen Betrachtung aufgethan werden. Das Lesen bringt die Speisen gleichsam zum Munde, das Nachdenken kaut und zerbricht sie, das Gebet erzeugt den Geschmack, aber die Contemplation ist die wahre Süßigkeit, welche erfreut und erneut. Sowie bei gewissen körperlichen Genüssen Seele und Geist fast ganz verloren gehen, und der Mensch bloß Körper wird: so werden bei der höchsten Contemplation alle körperlichen Bewegungen und Beziehungen so völlig von der Seele aufgehoben und vernichtet, daß das Fleisch dem Geiste nirgends widerspricht, und der Mensch gleichsam ganz und durchaus geistig wird.

Die Wahrheit geht über Alles und verdient selbst am Kreuze Anbetung; dennoch ist sie den Menschen unlieb und unangenehm. Mache sie nicht bitterer, als sie äußerlich erscheint, indem du sie ohne Liebe sagst! Wer die Wahrheit nicht aus Liebe zu ihr sagt, sondern um Jemanden zu beleidigen, verdient keinen Lohn, sondern die Strafe eines Schmähers. Durch die Wahrheit gelangt man zum Frieden; wer nur irdischen Frieden will, wird ihn nie finden; wer den himmlischen in sich trägt, hat Alles. Der Weg zur Wahrheit ist das Misfallen an der

*) Guigonis Scala claustralium und Meditationes. Tromby III, CXL.

Falschheit. Der Weg zu Gott ist leicht, denn man schreitet in dem Maaße auf demselben fort, als man sich von allen Lasten erleichtert und sie wegwirft. Fliehe nur deine Laster, andere schaden dir nicht. Niemand wird beleidigt, als durch sich selbst. Willst du Jemanden hassen, so hasse dich: denn Niemand hat dir so viel geschadet, als du selbst. Das ist kein Verdienst, Frieden zu halten mit denen, die dir wohl wollen; sondern mit denen, welche keinen Frieden mit dir haben und haben wollen.

Sündigen und gestraft werden ist für den Gerechten nicht verschieden; mithin ist keine Sünde ohne ihre Strafe. Das Vergängliche, das am meisten reizt und ergötzt, ist am tödtlichsten. Nur weil du an innern Genüssen arm bist, suchst du die äußeren. Willst du dich an dem erfreuen, was den Thieren gefällt? Lieber möchte ich ihren Leib, als ihre Seele. Widerwärtigkeit und Unglück gibts nur für den, welcher die Geschöpfe statt des Schöpfers liebt; wer nichts Vergängliches liebt, ist dagegen unverwundbar, und kein christlich Gemüth irgendwo so sicher, als im Unglück. Ob ein Weib ihrem Manne treu sei, zeigt sich im Umgange mit andern Männern; bist du Gott treu, so werden irdische Güter dich nicht verführen. Wer da meint, er könne sich die Seligkeit selbst machen und geben, meint, er könne Gott machen; wer die Seligkeit leugnet, leugnet Gott.

Das ist die Weise der Könige und Fürsten, daß sie groß werden wollen nicht durch eigene Besserung, sondern durch Anderer Schaden und Erniedrigung. Und wenn nun Alles so erniedrigt und vernichtet wäre, daß Nichts übrig bliebe, was hättest du dadurch an Leib und Seele gewonnen? Du wünschest dir ein langes Leben, das heißt,

eine lange Versuchung. Je länger deine Götzen dauern, desto länger und ärger bist du ihr Knecht. Was frommt überhaupt Liebe und Haß des Irdischen? War die Sonne und der Mond mehr, als man sie für Götter hielt? wären sie weniger, wenn man sie für Koth hielte?

Einige gehen nach Jerusalem; gehe du noch weiter, bis zur Geduld und Demuth! Jenes liegt in, dieses außer der Welt. Deine Liebe richte sich auf alle Menschen. Wolltest du Einen allein lieben, du würdest Raub begehen an allen übrigen; aber die wahre Liebe richtet sich auf Gott. Wer also für sich Liebe und Ehre verlangt, stellt sich zwischen Gott und die Menschen. Welches Weib ist so unverschämt, daß sie zu ihrem Manne sagt: geh und suche mir einen andern, daß er bei mir liege! du gefällst mir nicht; und sprechen nicht die Menschen zu Gott: gib mir dies, erhalte mir das! — ihn selbst vernachlässigend und gegen ihn frevelnd?

Du willst deinen Bruder, dein Weib entlassen, um ihrer Fehler willen? Frage eine Mutter, ob sie ihr schwaches, gebrechliches Kind verlassen will? Spricht sie: nein, so gehe in dich und gestehe, du hassest mit Unrecht. Die Engel leben mit Lasterhaften unverführt; aber das Höchste ist, nicht bloß unverführt bleiben, sondern zu heilen und herzustellen. Wenn du Liebe in dir trägst, das wird dich selig machen; aber du wirst nicht errettet, weil du von Menschen geliebt wirst. Liebst du nur, weil du geliebt wirst, oder weil du geliebt sein willst, so bist du nichts als ein Wechsler und hast deinen Lohn dahin.

8) Alanus von Ryssel.

Der höchste Gegensatz, besonders in Hinsicht auf die Form, zeigt sich bei einer Vergleichung der Werke des

Alanus von Ryssel (geboren 1114, gestorben 1203) mit denen der Mystiker und auch der übrigen Philosophen. Damit keine Methode der Behandlung in jener Zeit reicher Entwickelung fehle, sucht Alanus in seinen fünf Büchern vom katholischen Glauben alle Lehrsätze desselben in strengster Form (wie später Spinoza auf seinem Boden) zu erweisen, und im Wege der Demonstration dasselbe zu finden, was der Glaube voraussetzt und offenbart.

Nachdem so im 12. Jahrhunderte alle Formen und jede Hauptrichtung der philosophischen Entwickelung erschöpft zu sein schienen, würde man vielleicht alle Kräfte nur auf Nebenuntersuchungen gerichtet, oder sich in encyklopädischer Zusammenstellung und bequemer Zurechtlegung des Erworbenen gefallen haben. Da traten mehre Ereignisse ein, deren Wichtigkeit und Werth sehr verschieden beurtheilt worden ist, die aber jeden Falls den größten Einfluß ausübten. Erstens hatte die Dogmatik durch die Lehrbücher mehrer ausgezeichneter Männer, und vor Allem Peter's des Lombarden, allmälig eine solche bestimmte Ordnung, Vollständigkeit, und einen solchen Zusammenhang erhalten, daß man sie für abgeschlossen und für eine Alles beherrschende Macht und den Frieden zwischen Theologie und Philosophie für vollzogen hielt. Aber gerade in dieser selbigen Zeit wuchsen, außerhalb der philosophischen Schulen und fast unabhängig von eigentlicher Wissenschaft, die als ketzerisch bezeichneten Lehren besonders der Waldenser und Albigenser hervor und riefen, im Augenblicke eines scheinbar vollständigen Sieges der rechtgläubigen Kirche, zu neuen Forschungen und Kämpfen auf.

Schon hierbei mußte die bisherige Philosophie irgend eine freundliche oder feindliche Stellung annehmen; noch weit mehr aber eröffnete die neue und erweiterte Kenntniß des Aristoteles und der Araber sehr eigenthümliche und oft ungeahnete Ansichten. Den Klagen über Tyrannei der Kirche, Willkür und Thorheit der Ketzer, Unchristlichkeit des Aristoteles und der Araber gegenüber, darf man behaupten: daß, wenn eines dieser großen, bewegenden Elemente gefehlt hätte, eine wesentliche Lücke entstanden und eine größere Einseitigkeit hervorgebrochen wäre. In so einseitigem Sinne untersagte die Kirche mehre Male den Gebrauch Aristotelischer, besonders seiner metaphysischen und physikalischen Schriften, ja sie befahl deren Verbrennung: und umgekehrt wollten übertriebene Verehrer des Aristoteles das Christliche, und übereifrige Ketzer das Kirchliche ganz unterjochen oder vernichten. Beides mislang glücklicherweise und auf den Reichthum der Aristotelischen, sowie der scholastischen Philosophie des 12. Jahrhunderts, sowie auf die christliche Dogmatik zugleich fußend, nahm der menschliche Geist einen neuen Aufschwung, begann nochmals die tiefsinnigsten Arbeiten und vollendete von Albert dem Großen bis Roger Bakon einen neuen Kreislauf philosophischer Entwickelung.

---

9) Albert von Bollstädt,

geboren ums Ende des 12. Jahrhunderts zu Lauingen an der Donau, studirte in Padua, stieg im Dominikanerorden bis zum Landschaftsmeister von Deutschland, wurde 1260 Bischof von Regensburg, legte aber (nach tüchtiger Verwaltung) diese Würde aus Liebe zu den Wissenschaften

nieder und starb im Jahre 1280 *). Von seinen dankbaren Zeitgenossen erhielt er nicht unverdient den Beinamen des Großen. Denn er umfaßte verschiedene Wissenschaften mit seltener Thätigkeit, brachte die zerstreuten Massen so mannichfacher Erkenntnisse zu einem Bewußtsein, ordnete, erläuterte, förderte nach allen Seiten und ward ein Mittelpunkt, von wo aus andere treffliche Männer weitere Bahnen ebneten und beherrschten. Blieben auch seine Kenntnisse in einigen Richtungen (z. B. der Geschichte der Philosophie) lückenhaft, war er auch nicht ein neuerfindender Geist ersten Ranges, so bleibt er doch der thätigste, wirksamste Polyhistor seiner Zeit und könnte (unter den angegebenen Beschränkungen) der Aristoteles oder Leibnitz jenes Jahrhunderts genannt werden.

Die Zahl seiner wissenschaftlichen Werke ist ungemein groß. Geistliche Reden, Erläuterungen der biblischen Schriften und des Petrus Lombardus, ein eigenes System der Dogmatik u. s. w. bilden nur die eine große Seite. Dann folgen Commentare zu Aristotelischen Schriften, welchen keineswegs eine eigene Form und Inhalt fehlt. Vielmehr fügen sie in lesbarem, klarem Latein Anziehendes genug hinzu und beschränken sich nicht (wie es nur zu oft geschah) darauf, des hochverehrten Meisters Worte phraseologisch zu wiederholen.

Auffallend ist es, daß weder Albert, noch andere Philosophen sich nicht gedrungen fühlten, der Aristotelischen Politik gegenüber, eine christliche oder kirchlich wissen-

*) Ueber seine Verdienste in Regensburg, Gemeiner Chronik S. 383. Tiraboschi IV. 45.

schaftliche aufzustellen und zu begründen, sondern an jener festhielten, obgleich für die wichtigsten Hauptstücke, z. B. der Sklaverei, ihr alter Boden verloren war. Was sich geschichtlich entwickelt hatte und dastand, schien keiner weitern Begründung zu bedürfen, und den praktischen Streitigkeiten und Streitschriften jener Tage (etwa über das Verhältniß von Staat und Kirche) tritt kein eigentlich wissenschaftlicher Kampf zur Seite, welcher auf die ersten Grundsätze zurückginge und darauf stützte.

In seiner Psychologie und Ethik zeigt sich Albert freier, eigenthümlicher und selbständiger als viele Andere, welche eine Mosaik aus Aristoteles und den Kirchenvätern geben. Mancherlei Bemerkungen über die Sinne, hören und sehen, tönende und nicht tönende, durchsichtige und nicht durchsichtige Körper und dergl. erweisen Aufmerksamkeit und Scharfsinn. — Der Geist, sagt Albert an einer Stelle, ist vielleicht an sich etwas Göttliches und nicht des Leidens Fähiges, was vom Körper getrennt wird und dann zu einem Erkennen anderer Art und andern Freuden übergeht *). — Die Unsterblichkeit der Seele gründet sich darauf, daß Gott sie unmittelbar nach seinem Bilde schuf und zur ewigen Seligkeit bestimmte. Weil Gottes Dasein der Grund aller Gewißheit ist, kann man es nicht direct erweisen, wol aber die Widersprüche darthun, welche aus dem Leugnen desselben nothwendig hervorgehen. Albert's Ethik handelt über Begriff, Werth, Form und Me-

*) Intellectus autem secundum se forsitan est divinum aliquid et impossibile quod separatur a corpore, et tunc habebit alterius modi intelligere et alias delectationes. Opera III. S. 31.

thode dieser Wissenschaft, über das Wesen des höchsten Gutes und der Glückseligkeit, vom Verhältnisse des Glückes und der Tugend, von Handeln und Leiden, Freiheit und äußerer Bestimmbarkeit, von den einzelnen Tugenden und Lastern, von der rein geistigen Tugend und dem speculativen Geiste, von Wissenschaft und Kunst, theoretischer und praktischer Entwickelung, vom Verhältnisse geistiger und sittlicher Eigenschaften und Vollkommenheiten, vom Verhältnisse der Gesetze zur Entwickelung von innen heraus u. s. w.

Zu dem Allen tritt nun auf eine, in jener Zeit höchst seltene Weise hinzu, eine Reihe naturgeschichtlicher und naturphilosophischer Werke. Sie handeln vom Menschen und seiner Physiologie und Psychologie, Leben und Tod, Bewegung, Athem und Ernährung, von der Natur und dem Ursprunge der Seele. Von den Thieren, ihrem Bau und ihren Organen, von der Anatomie derselben und von der Thierarzneikunde. Eintheilung und Beschreibung der Thiergattungen, Lebensweise, Instinkt, Gewohnheiten, geistige Eigenschaften u. s. w. Geschlechter, Anatomie und Fortpflanzung der Pflanzen, Samen, Blätter, Blüthen, Vergleich mit den Thieren. Die Erde, ihre Beschaffenheit und Bewohnbarkeit, Länge und Breite, Erdbeschreibung, Sternkunde, und Verhältniß der Erde und der Menschen zum gesammten Weltall.

10) Wilhelm von Auvergne,

von 1228 bis 1249 Bischof von Paris, hinterließ eine große Sammlung mannichfacher und lehrreicher Schriften, welche theils Früheres darstellen und prüfen, theils in eigenthümlicher Weise darüber hinausgehen.

So enthält das Werk vom Universum*) Vieles, was man heutiges Tages, ungeachtet seines umfassenden Titels, darin nicht suchen würde. Es gibt, sagt Wilhelm, nur einen Gott, und die Lehre der Manichäer von einem guten und einem bösen Urwesen ist irrig und verdammlich. Ebenso gibt es nur eine Welt, geschaffen von dem einen Gotte. Hierbei Widerlegung mancher Aristotelischen Lehren. — Erläuterung und Erklärung der Schöpfungsgeschichte. Von Sonnen, Planeten und den verschiedenen Himmeln. Von den Elementen, dem Paradiese, dem Fegefeuer, der Hölle, wo und wie sie sei. Von Zeit und Ewigkeit. Die Zeit ist schlechthin beweglich, fließend, theilbar, werdend, vergehend: die Ewigkeit hingegen unbeweglich, seiend, unvergänglich, untheilbar, zugleich, ohne Folge, ohne Anfang und Ende. Gegen Aristoteles wird erwiesen, daß die Welt nicht ewig sei; es wird das platonische Weltjahr, und, gegen Origenes, die Vernichtung der Körper geleugnet. Von der Auferstehung der Todten und dem künftigen Leben, den Leibern der Seligen, und der Harmonie der Sphären. Ob es in jener Welt Zeit und Bewegung geben werde? Ueber die Sprache und Vollkommenheit der Stimme im künftigen Leben. Die Harmonie wird eine vollkommene sein; gewöhnliche Singerei und Tänze fallen weg. Vom jüngsten Gerichte und einer neuen Schöpfung. Von der Vorsehung und dem Vorherwissen (providentia, praescientia) Gottes. Jene erstreckt sich auch auf das Geringste. Vom Nutzen der Leiden und Schmerzen, der Armuth und des Todes. Gegen die Lehre von der Nothwendigkeit und dem Fatum.

---

*) Opera I. S. 593.

Von der Wahrheit und den verschiedenen Bedeutungen dieses Wortes. Vom Sündenfalle und der Erbsünde. Ueber die Platonischen Ideen, die Weltseele und die Ansicht des Aristoteles vom Himmel. Von den Seelen, Geistern und Teufeln, von der Gabe der Weissagung und der Magie.

In der Schrift vom Glauben sagt Wilhelm: Die Religion ist die Grundlage aller anderen Erkenntnisse, und der Glaube die Grundlage der Religion. Der menschliche Geist ist beim Glauben zum Gehorsam verbunden; Glauben aus Beweisen verdient weder diesen Namen, noch schließt er Gehorsam in sich. Auf sich selbst ruhend, ist der menschliche Geist schwach und geräth in Zweifel, das heißt in wandelbare Beweglichkeit. Diese treibt ihn zu Erörterungen, Schlußfolgen und Beweisen, als Stützen seiner Schwäche. Die Demonstration ist gleichsam der Stab, auf welchem gestützt er weiter wandert oder vorwärts springt, ohne jemals unbedingte Festigkeit zu erreichen. Hingegen bedarf der Geist, welcher durch eigene Tüchtigkeit glaubt, jener Stützen nicht, und hat am unmittelbaren Glauben mehr, als an vermitteltem Beweise. Ein Mensch, welcher zweifelt und Beweise fordert, gleicht einem Verkäufer, der sich nach Pfand und Bürgschaft umsieht, weil ihm andere und bessere Sicherheiten fehlen; auch sind alle die aufgehäuften Pfänder nur Zeichen des Zweifels, der Schwäche und der Armuth. So wie zwei Krücken noch mehr den elenden Zustand der Beine erweisen, als eine Krücke, so wächst die Festigkeit des Geistes nicht, wenn er sich viele Krücken anschafft und abwechselnd darauf stützt. Leichtgläubigkeit solcher Art hilft nicht gegen Unglauben, und Beweise der Krank-

heit sind, oder erzeugen keine Gesundheit. Diejenigen, welche durch Erörterungen und Beweise zu Gott gelangen wollen, mögen in dieser philosophischen Art der Erkenntniß fortschreiten, aber sie beschimpfen Gott durch ihren Unglauben, kommen ab von der Religion und bleiben von der höheren Erkenntniß ausgeschlossen. Das größere, innigere Licht steigt von oben herab, nicht aufwärts von der Kreatur. Nur jenes gibt die höchste Gewißheit. Nichts nämlich ist gewisser, als der unmittelbare Glaube: er ist Gabe Gottes, ist Gnade.

Der erste Grund des Irrthums und der Gottlosigkeit ist die Unwissenheit über das Maaß und die Fähigkeit des menschlichen Geistes *). Wer nämlich meint: sein Geist begreife Alles, wird nothwendig ungläubig gegen Alles, was er in demselben nicht vorfindet. Höchstens sucht er in Beweisen eine Leiter, um aufwärts zu steigen; aber für Gegenstände des Glaubens gibt es eben keine Leiter durch Beweise **). Wilhelm's Schrift von den Tugenden beginnt mit Untersuchungen über die Natur und die Kräfte des Menschen, die Einheit oder Theilbarkeit der Tugend, Entwickelung von innen und Entwickelung von außen, über das Thun und Leiden der menschlichen Seele. Das Leben des Menschen (heißt es weiter) soll gereichen zur Ehre Gottes, würdig sein in Hinsicht auf ihn selbst, sowie nützlich und wohlthätig in Hinsicht auf seinen Nächsten. Laut Aristoteles ist die Tugend die Mitte zwischen zwei Aeußersten. Sie soll aber nicht etwa bloß so bezeichnet werden, sofern man die Extreme vermeidet, son-

*) Ignorantia mensurae et capacitatis mentis humanae.

**) De fide C. 8.

dern weil die Mitte erwirbt und besitzt, was diesen fehlt. Sie hat also einen bessern, wesentlichen, positiven Inhalt, wodurch sie ihren Werth erhält, und an sich als das Gute selbst erscheint*).

Jedes Gut, nach dessen Erreichung wir noch weiter streben müssen, noch andere Zwecke vor uns erblicken, kann nicht das höchste sein. Die letzte Bestimmung des Menschen ist die ewige Seligkeit. Auf der niedrigsten Stufe erscheint das Gute als Nützliches, wo der Zweck außerhalb des ersten liegt; auf der zweiten Stufe zeigt sich Aehnlichkeit mit dem höchsten Gute; auf der dritten, wahre Theilnahme an demselben. Wer jedoch lediglich um sein Selbst willen, aus Eigenliebe und ohne Beziehung auf Gott, den Geber alles Guten, darnach strebt, wird dieses Guten nie theilhaftig. Des Menschen Wille ist vergleichbar einem Feldherrn; die Kenntnisse und Wissenschaften sind Rathgeber; die Sinne endlich Späher, Botschafter, Berichterstatter.

Natürliche Anlagen reichen nicht aus, das höchste Ziel der Menschheit zu erreichen; Gottes Gnade muß wirkend hinzutreten.

In einer andern Schrift von den Sitten**) werden die einzelnen Tugenden redend eingeführt und rühmen ihre Eigenschaften und ihre Trefflichkeit. Zum Theil unerwartet ist es, daß auch die Furcht, der Eifer (zelus), die Anmuth das Wort nehmen, die vier Cardinaltugenden an dieser Stelle aber nicht hervortreten. — Betrachtun-

*) De virtutibus S. 110.

**) De moribus S. 119.

gen über Laster und Sünden*) werden von Wilhelm mehr aus theologischem, als philosophischem Standpunkte angestellt. Seine göttliche Rhetorik**) handelt vom Gebete, sowie von der Natur und Anwendung der Rede in Beziehung auf Gott und göttliche Dinge; Alles in eigenthümlicher Weise.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen Wilhelm's Schriften von der Seele und der Unsterblichkeit. Er sagt daselbst: Aristoteles behauptet: die Seele sei die Vollkommenheit eines physischen organischen Körpers, der Kraft des Lebens habe***). Die letzten Worte lassen sich füglich nur von dem Körper verstehen, welcher nach dem Tode des lebenden Geschöpfes übrig bleibt: denn das Leben beruht nicht auf dem Körper, kommt zum Lebendigen nicht als eine Kraft, oder Fähigkeit, sondern gehört unabtrennlich zu seinem Wesen. Eine unkörperliche, lebendige Substanz ist als Königin des Körpers in demselben: er kann nur als Werkzeug für den beliebigen Gebrauch des Werkmeisters betrachtet werden. Ginge der Geist lediglich aus dem Körper hervor, so müßte er sich in jedem Körper befinden, und würde dann doch nur höchstens das Körperliche begreifen. Es ist unmöglich, daß der Mensch denke, seine Seele sei nicht vorhanden. Keine vernünftige Seele, keine denkende Substanz kann denken, glauben, oder zweifelnd meinen: sie sei nicht. Und diese Gewißheit von dem eigenen Sein ist die gewisseste

*) De vitiis et peccatis S. 260.

**) Rhetorica divina S. 356.

***) Perfectio corporis physici organici, potentia vitam habentis.

Gewißheit, über welche hinaus es gar keine größere gibt*).

Hierauf widerlegt oder berichtigt Wilhelm die Ansichten und Lehren des Plato, Pythagoras, Philolaos und Heraklit über die Seelen, zeigt, daß sie nicht Ausflüsse himmlischer Körper sind, und erweiset nachmals ihre Unkörperlichkeit und Untheilbarkeit. Denken und Wissen sind durchaus keine körperlichen Handlungen oder Thätigkeiten, sondern geistige, und müssen deshalb aus geistigen Substanzen hervorgehen **). Sofern Aristoteles dies bestreitet, muß ihm die Seele ohne Körper unwissend und höchst elend, und ihre Fortdauer nach der Trennung von dem Körper überflüssig, ja unmöglich erscheinen.

Wenn man der Seele verschiedene Kräfte und Fähigkeiten beilegt, so hebt dies die Einheit ihrer Substanz nicht auf. Die Sinne geben unmittelbare Eindrücke, welche aber oft irrig sind, sobald man sie nicht einer geistigen Berichtigung unterwirft, woraus die Nothwendigkeit des Geistes ebenfalls hervorgeht ***).

Man muß sich verwundern, daß Aristoteles, sowie seine griechischen und arabischen Anhänger, ihre Untersuchungen fast nur auf die erkennende, aber nicht auf die

---

*) Non est possibile homini intelligere animam suam non esse. — Patefactum est nullam animam rationabilem vel aliam substantiam intelligentem intelligere posse vel credere, vel etiam dubitare se non esse. Unicuique animali rationali notum est suum esse, et nota ipsi sibi notitia certissima, qua certitudine nulla major. De anima, Opera II. 68, 72.

**) S. 81 f.

***) S. 93.

wollende und handelnde Seite der Seele gerichtet haben. Die Lehre von der Freiheit des Menschen gehört aber allerdings nicht bloß zur natürlichen, sondern auch zur göttlichen Wissenschaft. Jene erkennende Seite ist die untergeordnete, Hülfe leistende, und die Vollkommenheit des Willens steht der Vollkommenheit des Wissens voran, wie schon der Teufel mit seiner ganzen Schar beweiset, die im Wissen so hoch und im Wollen so niedrig stehen. Beides gehört indeß zusammen, und es gibt keinen Willen ohne alle Erkenntniß, und keine Erkenntniß ohne allen Willen. Man kann die Seele nicht einen Theil des Menschen nennen, aber ebenso wenig bei einer Definition des Menschen den Körper ganz übergehen.

Die Seelen werden nicht erzeugt durch die Seelen, auch nicht durch die Leiber, auch nicht durch die Wirkung beider zusammengenommen, auch nicht durch die Elemente, oder eine besondere schaffende Kraft, — sondern Gott schafft die Seelen und geußt sie ein *). Von Natur liebt die Seele mehr die geistigen und unsinnlichen, als die körperlichen und sinnlichen Dinge; denn das bloß Körperliche hemmt und schwächt sie und hält sie in Gefangenschaft. Doch bietet auch das Sinnliche Weg und Stoff zur Erkenntniß und Ehre Gottes. In dem Zustande ihrer Reinheit, Klarheit und Gesundheit erkennt die Seele deutlich ihre Unsterblichkeit, und daß ihr Leben nicht von dem des Leibes abhängt; daß das Werkzeug nicht das Erste ist, sondern das Auge sieht und das Ohr hört durch die lebendige Seele **). Darum kann auch diese

*) Infunditur anima S. 112.

**) S. 136—154.

nicht erdrückt werden, oder zu Grunde gehen durch das Werkzeug. Wohl aber kann Gott, sowie er die Seele erschaffen hat, so auch sie wieder vernichten. Sofern die Seele eines unendlichen Fortschrittes fähig ist und Sinn hat für das Göttliche und Ewige, ist sie auch einer unendlichen Dauer fähig, und sofern sie von Natur Gott liebt, wird sie einer solchen Dauer würdig. Die Güte, Gerechtigkeit, Gnade und Ehre Gottes erfordern, die Unsterblichkeit der Seele anzunehmen und daraus abzuleiten.

Die einleuchtendste und unmittelbare Erkenntniß des Schöpfers ist das wichtigste und edelste Geschäft des Geistes *). Könnte der Geist den Schöpfer nicht erreichen (apprehendere), so wäre er weder der Vervollkommnung noch der Seligkeit fähig. Die Wissenschaft von Gott ist die höchste Vollkommenheit der geistigen Kraft.

So kurz und unvollständig auch diese Auszüge sind, geben sie doch hinreichendes Zeugniß für die großen Anlagen Wilhelm's, und daß er scharfsinnig, ich möchte sagen mehre Aufgaben, Themata ausgesprochen hat, welche nachmals zu ganzen Systemen erweitert und ausgebildet worden sind. So bildet seine Aeußerung über die allerhöchste Gewißheit des denkenden Bewußtseins später den Mittelpunkt des Cartesischen Systems; die Lehre von dem Schauen oder Ergreifen Gottes erinnert an Malebranche; die Behauptungen über die Gewißheit des Glaubens und sein Verhältniß zur Demonstration stimmen ganz mit der Grundlage des Jacobischen Systems; die Lehre endlich, daß die Unwissenheit über das Maaß und die Fähigkeit des

*) Apprehensio creatoris videlicet lucidissima et immediata, praecipua est ac nobilissima operatio intellectus. S. 203.

menschlichen Geistes Hauptquelle alles Irrthums sei, führt zu dem kritischen Systeme Kant's.

11) Thomas von Aquino, *)

geboren im Jahre 1224, besuchte die Schule von Montecassino, studirte in Neapel, Paris und in Köln unter Albert dem Großen, wurde gegen den Willen seiner Verwandten schon im 19. Jahre Predigermönch, 1257 Lehrer in Paris, 1260 Lehrer in Rom und starb im J. 1274. Allmälig erlangte er den höchsten Ruhm und bildete eine große Schule, welche in der katholischen Welt fast noch jetzt als die herrschende bezeichnet werden kann. Auch hat Keiner in jenen Zeiten mit solchem Fleiße und solchem Scharfsinne das Theologische und Philosophische so erforscht, verarbeitet und zu einem dogmatischen Ganzen ausgebildet. Nicht minder übertrifft seine Sittenlehre an Scharfsinn, Zusammenhang und Reichthum nicht allein die des Hildebert und Abälard, sondern die meisten ähnlichen Werke späterer Zeiten **). Fremde Lehren und Ansichten geben ihm allerdings den meisten Stoff her und er ist weit entfernt, sich selbst eitel in den Vordergrund zu drängen, obwol die Kraft und Thätigkeit seines eigenen Geistes nirgends zu verkennen ist. Wenngleich das Theoretische bei ihm so vorwaltet, daß sich die ganze Sittenlehre daran reiht, hat er doch keine Vorliebe für blos spitzfindige Speculationen. Vielmehr sucht er durch Weg=

*) Acta Sanct. 7. März S. 653. Tirab. IV. S. 120. Paolo Pansa I. Gattula II. S. 480. Eberstein, Theologie der Scholastiker S. 230 u. 243

**) Baumgarten-Crusius, de Theologia morali Scholasticorum S. 13.

schneiden aller unnützen Beiwerke und durch eine wesentlich verbesserte, wissenschaftliche Anordnung das Studium der Theologie und Philosophie zu erleichtern und zu versöhnen. Er nahm an, Sünde und Unwissenheit gehe Hand in Hand, zwischen Erkenntniß und Sittlichkeit finde ein wechselseitiges Verhältniß statt, und sowie der Verstand nach dem Wahren strebe, so der Wille nach dem Guten. Ueberhaupt könne das dem Menschen inwohnende Verlangen nach Wissenschaft unmöglich etwas Leeres und Grundloses sein, und die Metaphysik, welche sich mit der höheren Erkenntniß abgebe, müsse die sicherste Wissenschaft sein. Dennoch stehen ihm die Geheimnisse der geoffenbarten Religion obenan, und die stete Beziehung auf Gott gibt den einzelnen Theilen seiner Lehre Zusammenhang und Haltung. Dies Alles ergibt sich näher durch folgende Auszüge aus seinem systematisch geordneten Hauptwerke, der „Summa der Theologie".

Außer den philosophischen Wissenschaften (welche von den durch die Vernunft erkennbaren Dingen handeln) gibt es eine Wissenschaft des von Gott Offenbarten, eine Theologie. Sie bietet theils eine Erkenntniß dar, welche über die gewöhnliche Vernunft hinausreicht, theils stellt sie das durch die Vernunft Erkennbare in ein neues Licht und betrachtet es von einem verschiedenen Standpunkte. Ihre Grundlage ist der Glaube, ohne daß sie dadurch den Charakter einer praktischen oder theoretischen Wissenschaft einbüßte. Sie übertrifft an Gewißheit und Würdigkeit des Gegenstandes alle anderen Wissenschaften, kann jedoch von diesen, als von geringeren, Hülfe annehmen und sich ihrer bedienen. Gott ist ihr Gegenstand, sowie alles Andere, sofern es von ihm ausgeht und sich

auf ihn bezieht. Zum Beweise ihrer Grundlagen bedarf sie keiner Schlüsse und Argumentationen, bedient sich jedoch derselben gegen die Leugnenden und behufs größerer Verdeutlichung *).

Das Dasein Gottes läßt sich zwar nicht a priori (propter quid) erweisen, wol aber aus seinen uns bekannten Wirkungen. Hier bietet sich ein fünffaches Verfahren dar. Erstens muß alle Bewegung in der Welt ausgehen von einem ersten Bewegen; zweitens führen alle abgeleiteten Ursachen und Wirkungen nothwendig auf eine erste Ursache zurück; drittens gehört zu allem Zufälligen und Möglichen ein höchstes Nothwendiges; viertens weiset jeder niedere Grad, jede niedere Stufe, auf ein höchstes schlechthin Vollkommenes hin; fünftens erweiset die Zweckmäßigkeit der Welt ein höchstes liebendes Wesen: das heißt Gott.

Gott ist weder ein Körper, noch aus Form und Materie zusammengesetzt. Sein Wesen und sein Sein (essentia et esse) ist dasselbe und fällt zusammen. Er ist weder eine bloße Weltseele, noch das bloß formale Princip, noch die erste Materie der Dinge. Er kann nie Theil eines zusammengesetzten Dinges sein, wol aber ist er die erste, einfache, überall wirkende Ursache, der alle Vollkommenheiten in sich vereint, und von dem alle ausgehen. Er ist das Urseiende, Urgute und Urschöne zugleich. Die Geschöpfe sind Gott ähnlich nicht dem Wesen nach, sondern nur nach einer gewissen Analogie; hingegen

*) Pars I. Quaestio 1.

kann man nicht sagen, daß Gott den Geschöpfen ähnlich sei *).

Jedes Wesen (ens), sofern es wirklich ein Wesen ist, ist gut **). Das Gute läßt sich eintheilen in Ehrbares, Nützliches und Ergötzliches (delectabile). Da Gott allein die höchste Vollkommenheit besitzt, so ist er, seinem eigentlichsten Wesen nach, gut. Alles Gute geht von ihm aus, er ist dessen erster, wahrer Quell; obwol sich in abgeleiteter Weise in den einzelnen Dingen vielfaches Gute (multae bonitates) vorfindet. Gott ist seinem Wesen nach unendlich, alles Uebrige dagegen endlich und nur unendlich in gewisser Beziehung (secundum quid). Obgleich Gott, vermöge der Vollkommenheit seiner Natur, über Alles erhaben ist, ist er doch in Allem als Ursache, einwirkend und wissend. Er allein bleibt unveränderlich und ewig im höchsten Sinne. Das Wesen der Ewigkeit besteht in dem Zugleich auf einmal (tota simul); das der Zeit, in der Aufeinanderfolge. Eine Zeit ohne Anfang und Ende wäre noch keine Ewigkeit ***). Daß Gott ein einiger sei, fügt seinem Wesen nichts hinzu, sondern leugnet nur die Theilung. Die Seligkeit des Menschen besteht in seiner höchsten Wirksamkeit, und dies ist die des Geistes. Könnte er nun Gott nie erkennen, so würde er von der Seligkeit ausgeschlossen, oder diese anderswo als in Gott zu finden sein, was dem Glauben widerspricht. Da Gott unkörperlich ist, kann man nicht auf sinnliche Weise zu

---

*) Quaestio 2 – 4.

**) Dies erinnert an Hegel.

***) Quaest. 5 – 11.

seiner Erkenntniß gelangen, auch nicht durch die bloße Kraft des Verstandes, sondern im Wege der Gnade, jedoch mit Hülfe und Zuthun des dem Menschen anerschaffenen Lichtes. Die Erkenntniß Gottes ist nicht in Allen gleich, und in Keinem ganz vollkommen. Während dieses sterblichen Lebens kann der bloße Mensch (homo purus) Gott nicht schauen. Da alle Dinge von Gott erschaffen sind, so kann der Mensch durch seine Natur, seine Sinne und das Sichtbare überhaupt zu Gott hingeführt werden, sein Dasein und sein Verhältniß zu den Geschöpfen begreifen, aber nicht sein Wesen erkennen. Jenes erreichen durch natürliches Licht sowol die Bösen als die Guten; dieses nur die Guten mit Hülfe der Gnade. Kein Gotte von Menschen beigelegter Name kann sein Wesen ganz ausdrücken und erschöpfen. Doch sind die Namen weder ganz gleichbedeutend, noch gleich würdig. Sie drücken meist nur analogisch das Verhältniß der Geschöpfe zu ihm aus. Gott erkennt und begreift sich und alles Andere vollkommen durch sich selbst. Da in Gott das Sein und Erkennen dasselbe ist, so verwirklicht er die Dinge durch sein Erkennen, unter dem Hinzutreten seines Willens. Sein Wissen erstreckt sich auf Alles und ist unveränderlich. In ihm sind alle Ideen im voraus vorhanden, nach deren Aehnlichkeit Alles gebildet ward *).

Vorzugsweise ist alle Wahrheit im Geiste, nächstdem (secundarie) aber auch in den Dingen, sofern sie einen Bezug haben (aliquem ordinem) auf den Geist. Dies ist der Fall, entweder weil ihr Dasein vom Geiste abhängt, und sie nach göttlichen Ideen erschaffen sind, oder weil

*) Quaest. 12 — 15.

sie von einem Geiste erkannt werden. Zuletzt aber wurzelt alle Wahrheit in der Bezugnahme und dem Verhältnisse zu Gott.

Ferner liegt die Wahrheit in der Uebereinstimmung des Geistes und der Sache. Diese Uebereinstimmung und Erkenntniß geben keineswegs die Sinne für sich, sondern der Geist muß verbinden, trennen, urtheilen, mit einem Worte thätig sein. Das Seiende und das Wahre ist im Geiste und in den Dingen, doch scheint diesen vorzugsweise das Sein, jenem das Erkennen zuzugehören. Das Nichtseiende hat nichts in sich, wodurch es erkannt würde; wol aber wird es erkennbar, sobald der Geist es erkennbar macht. Das Wesen des Nichtseienden gründet sich darauf, daß es ein Wesen der Vernunft ist und aufgefaßt durch die Vernunft. Das Wahre, welches sich auf das bloße Sein bezieht, ist es vor dem Guten, sofern dies eine besondere Beschaffenheit und einen Trieb nach dieser Beschaffenheit ausdrückt. Das Wahre ist Gegenstand des Erkennens, das Gute hingegen zugleich Gegenstand des Triebes, welcher jenem folgt. Doch ist zu bemerken: daß Wollen und Erkennen (voluntas et intellectus) sich gegenseitig einschließen *); denn das Erkennen versteht den Willen und der Wille sucht die Erkenntniß zu begreifen. Die Gegenstände des Wollens und Erkennens sind dieselben, nur steht dort das Gute, hier das Wahre in der Reihe voran **).

Gottes Sein und Erkennen ist dasselbe, und sein Er-

*) Dies erinnert an Spinoza.

**) Quaest. 16.

kennen und Sein ist Maaß und Ursache alles anderen Seins und Erkennens: daher ist er die erste, höchste und unveränderliche Wahrheit. In den erschaffenen Geistern wechselt, steigt und sinkt dagegen das Maß der Erkenntniß und Wahrheit. Gott wirkt nach seinem Willen, nicht getrieben durch eine äußere Nothwendigkeit. Er will zunächst sich, dann behufs der Mittheilung des Guten auch Anderes; indessen läßt sich nicht sagen, daß sein Wille eine Ursache habe. Sowie er auf einmal (uno actu) Alles erkennt, so will er auch auf einmal. Sein Wille ist unveränderlich und geht immer in Erfüllung. Sein Wille legt indessen nur einigen, nicht allen Dingen eine Nothwendigkeit auf. Was nach Gottes Willen geschehen soll, geschieht: er will aber entweder unbedingt, woran sich die Nothwendigkeit knüpft, oder bedingt, wo dann Freiheit und Zufall (contingentia) hervortreten. Gott will weder, daß das Böse geschehe (etwa um angeblich dadurch Gutes zu bewirken), noch daß es nicht geschehe, sondern er will erlauben, daß das Böse geschehe *). Man kann Gott (und auch dem Menschen) nur in sofern einen freien Willen beilegen, als er etwas nicht nothwendig will **). Gott liebt das Gute in anderer Weise als der

*) Es kann hier nicht untersucht werden, ob Thomas bei strengem Fortschreiten auf dialektischem Wege nicht zu einem Leugnen der menschlichen Freiheit gekommen wäre, wenn ihn nicht sein unmittelbares und religiöses Bewußtsein davon zurückgehalten hätte. Man vergleiche z. B. Summa theol. quaest. XIX, artic. 8; XLVIII, 2, und CXVI, 1, wo er sagt: Ordinatio humanorum actuum, quorum principium est voluntas, soli Deo attribui debet.

**) Quaest. 19—20.

Mensch; nämlich dasselbe erschaffend und mittheilend. Da in Gott keine Leiden und Leidenschaften sind, können ihm auch gewisse Tugenden in menschlichem Sinne nicht beigelegt werden (z. B. empfangende Gerechtigkeit, Mitleiden). Seine Vorsehung ist nicht bloß eine allgemeine, sondern auch eine besondere; obwol dadurch nicht allen Dingen eine Nothwendigkeit auferlegt wird. Die Vorherbestimmung, welche von Ewigkeit her in Gottes Rathschluß stattfindet, hat ihren Grund nicht in den Handlungen des Erwählten oder Verworfenen. Sie erreicht gewiß und unfehlbar ihren Zweck, hat ihre Wirkung, legt aber doch keine Nothwendigkeit auf, so daß die Wirkung aus dieser hervorginge. Gott ist allmächtig in Bezug auf Thun, nicht auf Leiden, und seine Allmacht erstreckt sich auf alles Mögliche, nicht aber auf Unmögliches, in sich Widersprechendes. In ihm ist die höchste Seligkeit *).

Nachdem hierauf die Lehre von den drei Personen in der Gottheit, dann die Lehre von den Engeln, den Teufeln und der Schöpfung in bekannter Weise entwickelt worden, heißt es weiter: Gott erschafft aus Nichts. Die Ewigkeit der Welt ist möglich, aber nicht nothwendig. Ihr Anfang ist nicht zu erweisen, wol aber zu glauben **).

Die Seele ist kein Körper. Denn zu dem Wesen des Körpers gehört keineswegs das Leben, sonst müßte jeder Körper lebendig sein. Hätte der Geist etwas Körperliches an sich, so könnte er nicht alle Körper erkennen; doch besteht der Mensch aus Leib und Seele. — Man hat behauptet: so wie die Seele einen Anfang hat, hat sie,

*) Quaest. 20—26.
**) Quaest. 46.

als vergänglich, auch ein Ende, und ihre Thätigkeit muß aufhören, sobald der Körper (dies unentbehrliche Werkzeug) zu Grunde geht. Zur Antwort: die Seele, dies intelligibele Princip des Menschen, kann als Kraft und Thätigkeit durch sich selbst nicht zerstört werden. Zerstörung kann nur eintreten, wo ein Gegensatz (contrarietas) stattfindet, der feindlich aufeinanderwirkt; in der Seele gibt es aber keinen solchen, und was etwa so erscheint, ist nur ein Wissen und Erkennen von Gegensätzen. Hierzu kommt, daß jede Seele natürlich ihre stete Dauer wünscht, und ein solcher natürlicher Wunsch kann nicht leer sein. Die Seele entsteht keineswegs durch Zeugung, wie der Körper, unterliegt also nicht denselben Gesetzen, und von diesem getrennt, bleibt ihr eine andere Art der Erkenntnißweise. Durch die Seele überkommt der Körper das Leben, sie ist seine Form und die Wurzel seiner Thätigkeit *). Man muß also behaupten: die Seele sei nothwendig unzerstörbar **).

Es wird gesagt: die Zahl der Seelen vermehrt sich nicht nach Maaßgabe der Zahl der Körper; sonst würde auch eine gegenseitige Verminderung stattfinden; vielmehr gibt es nur einen Geist für alle Menschen, worauf zuletzt alle geistige Mittheilung und die Möglichkeit alles geistigen Verständnisses beruht. — Zur Antwort: ist die

*) Quaest. 65—66.

**) Dicendum, quod necesse est omnino animam incorruptibilem esse. Opera XIV, S. 443. Und Anselm lehrte: Omnem animam sic creatam, ut possit et amare et contemnere summum bonum, immortalem esse oportet. Monol. cap. 72.

Seele die Form des Menschen, so kann sie nicht Allen gemein sein, ohne die Persönlichkeit zu vernichten, oder dieselbe auf ganz äußerliche Nebendinge hinabzubringen. Eben so wenig läßt sich die Sinnlichkeit als ein ganz gleichartiges, gemeinsames Geschäft bezeichnen. Die Seele ist die Form der Materie, und da diese theilbar ist, so gibt es viele Seelen derselben Art, welche nach Zerstörung der Körper in ihrem Wesen verharren. Das Gemeinsame der Erkenntniß und die Möglichkeit einer gemeinsamen Erkenntniß wird durch die Vielheit der Seelen einer Art nicht aufgehoben. Mag es aber auch einen oder viele Geister geben, so bleibt doch das zu Erkennende dasselbe.

Wäre die Seele mit dem Körper nur vereint als dessen Beweger, wäre sie nicht Form und bestimmte sie nicht das ganze Sein desselben, so könnte es neben der erkennenden noch eine sinnliche und vegetative geben. In Wahrheit übt eine Seele alle diese Thätigkeiten.

Man hat gefragt: ob die Verbindung der unverderblichen Seele mit dem verderblichen Körper nicht unpassend sei. Zur Antwort: die Seele gewinnt hierdurch die Organe sinnlicher Kenntniß, und durch Gottes Gnade ist gegen den Tod des Körpers ein Mittel gegeben.

Da keine einzelne Wirksamkeit der Seele ihre Substanz ausmacht und sie nicht immerwährend wirkt, so muß ihre Kraft (potentia) von ihrem Wesen und ihrer Substanz verschieden sein *). Oder vielmehr, es liegen in ihr verschiedene Kräfte, nach Maaßgabe der Gegenstände und Wirkungsarten. Sie sind nicht gleich an Würdigkeit, und die, welche allein in der Seele wurzeln, verbleiben

*) Quaest. 67.

ihr auch nach der Trennung von dem Körper; diejenigen, welche aus der Verbindung mit dem Körper hervorgehen bleiben hingegen nach dem Untergange desselben, nur der Fähigkeit und Möglichkeit nach.

Es gibt eine natürliche, unbedingte Nothwendigkeit (so z. B. daß die drei Winkel eines Dreiecks zweien rechten gleich sind); ferner eine Nothwendigkeit des Mittels, um einen Zweck zu erreichen (was bisweilen auch Nutzen genannt wird), welche mit dem Willen zusammentrifft. Ferner eine Nothwendigkeit des Zwanges, im Widerspruche mit dem Willen. Von Natur will der Mensch vor Allem seine Seligkeit. Das, was nicht mit diesem Hauptzwecke zusammenfällt, oder doch wesentlich zusammenhängt, will der Mensch nicht aus Nothwendigkeit. Betrachtet man Erkennen und Wollen, an und für sich, so steht jenes seinem Gegenstande nach voran; doch kann auch dem letzten der Vorrang gebühren, sofern es sich insbesondere auf etwas Höheres richtet *).

Der freie Wille gehört nothwendig zum Wesen eines vernünftigen Menschen; es ist eine natürliche Kraft des Geistes vorhanden, vermöge welcher man sich zum Guten wie zum Bösen wenden kann.

Thomas gibt hierauf eine vollständige Theorie der menschlichen Erkenntniß, welche zugleich eine Prüfung der Platonischen Ideenlehre in sich schließt. Er leugnet, daß wir durch die Erfahrung und Kenntniß der körperlichen Dinge jemals zu einer vollkommenen Erkenntniß der unkörperlichen Gegenstände gelangen können. Auch sei das Unkörperliche, oder Gott, nicht das Erste, was der

*) Quaest. 82—83.

Mensch erkennt. — Die Seele ist von Gott erschaffen, gehört aber nicht zu seiner Substanz. Sie wird nicht früher erschaffen, als der Körper. Das Bild Gottes ist in jedem Menschen, sofern er sein Geschöpf ist; das Bild der Wiedergeburt aber nur in den Gerechten, und der Glorie in den Seligen *).

Alle Handlungen des vernünftigen, wollenden Menschen haben irgend einen Zweck, und alle Zwecke beziehen sich auf einen letzten und höchsten, nämlich Gott und die ewige Seligkeit. Die Menschen suchen diesen Zweck auf verschiedenen Wegen zu erreichen, oder halten Verschiedenes für den höchsten Zweck. Die Seligkeit des Menschen besteht nicht in Reichthum, Ehre, Macht oder körperlichen Genüssen. Um zur Seligkeit zu gelangen, ist der Seele die Vollkommenheit nöthig; diese vereint sich mit ihr und inhärirt ihr; aber das, worin die Seligkeit besteht und was beseligt, ist etwas außerhalb derselben. Die Ursache der Seligkeit ist unerschaffen; zur Seligkeit gehört aber auch Erschaffenes. Durch die bloßen Sinne kann der Mensch nicht zum unerschaffenen Guten gelangen, auch nicht durch ein bloßes Wollen, dessen Zweck außerhalb des Wollens liegt; mithin bezieht sich die Seligkeit vorzugsweise auf die erkennende Thätigkeit des Geistes, oder sie wurzelt vorzugsweise in der speculativen und nächstdem in der praktischen Thätigkeit. Doch gibt die Speculation, welche sich nicht über die Erkenntniß des Sinnlichen hinaus erstreckt, nie die volle Seligkeit. — Ohne rechten Willen kommt Niemand zur Seligkeit. Die höchste Seligkeit, welche im Schauen Gottes besteht, erlangt kein

*) Quaest. 90—93.

Mensch durch natürliche Kräfte; sie wird von Gott verliehen. Durch seine eigene Natur ist nur Gott selig *). — Die leblosen Wesen bewegen sich nach einem nicht wahrgenommenen, die Thiere nach einem wahrgenommenen Zwecke; nur der vernünftige Mensch kann selbstthätig wegen eines Zweckes handeln **). In jedem Wesen kann nur so viel des Guten sein, als des Seins in ihm ist ***), deshalb ist nur in Gott, wie die Fülle (plenitudo) des Seins, so auch der Güte. Jedes Ueble oder Böse offenbart also auch einen Mangel des Seins; doch kann aus einer bösen Handlung mittelbar etwas Positives, Seiendes und Gutes hervorgehen. Die erste natürliche Güte entspringt aus der Form, dem Sein; die erste sittliche Güte aus der Materie, dem Gegenstande. Umstände und Verhältnisse (circumstantiae) gehören nun zwar nicht zum Wesen der Handlungen, doch bestimmt sich der Werth der letzten auch nach denselben und nicht bloß nach dem Gegenstande. Weiter kommt neben der natürlichen Güte, dem Gegenstande und den Verhältnissen, auch der Zweck (finis) in Betrachtung, oder vielmehr die Absicht, als eigentlicher Gegenstand des innern Willens. Handlungen, welche gar Nichts in sich schließen, was sich auf die Vernunft bezieht, kann man gleichgültige nennen ****). Die Güte des Willens hängt ab von der Vernunft und von dem Gegenstande, und in der höchsten

*) Pars II, Sectio 1, Quaest. 1—5.

**) Stäudlin, Geschichte der Moralphilosophie S. 495—587.

***) Quaest. 18.

****) Quaest. 19.

Stelle von dem ewigen Gesetze, das in Gott ist. Jedes Wollen, welches der richtigen oder irrenden Vernunft widerstreitet, ist böse; aber auch das mit der irrenden Vernunft zusammentreffende Wollen ist vom Uebel, sobald der Irrthum konnte und sollte vermieden werden. Güte des Willens, die sich auf einen Zweck bezieht, beruht auf der Absicht (intentio). Der Wille kann nie gut heißen, wenn die Absicht nichts taugt. Das Maaß der Güte folgt nicht immer der Quantität der guten Absicht; wol aber folgt das Maaß des Uebels der Quantität böser Absichten. Zuletzt hängt alle Güte des menschlichen Willens von seiner Uebereinstimmung mit dem göttlichen Willen ab, und eine Handlung ist gut, sofern sie mit den ewigen Gesetzen übereinstimmt. Gute und schlechte Handlungen sind nicht bloß in Bezug auf die Menschen, sondern auch vor Gott verdienstlich oder nicht verdienstlich (meritorii, vel demeritorii).

Sofern die Leidenschaften der Vernunft und dem Willen unterworfen sind, kann man sie in moralischer Beziehung gut oder schlecht nennen. Nur diejenigen Leidenschaften sind unmoralisch, welche der Vernunft widersprechen. Freude und Traurigkeit, Hoffnung und Furcht sind die vier Hauptleidenschaften der Seele *).

Da jede Tugend eine Uebung oder Angewöhnung (habitus) ist, wodurch der Mensch zum gut Handeln angetrieben und geschickt wird, so ist jede entweder intellectueller Art und bezieht sich auf den Geist und die Erkenntniß, oder moralischer Art und bezieht sich auf den

*) Quaest. 21—25.

Trieb und die Neigungen (appetitus) *). Die moralische Tugend kann stattfinden ohne einige der geistigen Tugenden (z. B. ohne Weisheit, Wissenschaft und Kunst), aber nicht ohne Klugheit und ohne alle Einsicht. Umgekehrt können sich alle geistigen Vorzüge (mit Ausnahme der Klugheit) ohne moralische Tugenden vorfinden. Die moralische Tugend ist keine Leidenschaft, verträgt sich auch nicht mit den von der Vernunft gelöseten Leidenschaften; sie bezieht sich nicht ausschließlich auf die letzten. Es gibt vier Haupttugenden: Gerechtigkeit, Mäßigung, Klugheit (prudentia) und Tapferkeit. Außer diesen moralischen Tugenden für natürliche Zwecke sind dem Menschen nothwendig noch andere Tugenden eingeflößt (infusae), um einen übernatürlichen Zweck zu erreichen, welcher die menschliche Vernunft übersteigt. Diese theologischen Tugenden sind Glaube, Hoffnung und Liebe. In Bezug auf die Entstehung und Erzeugung, geht Glaube der Hoffnung und Hoffnung der Liebe voran; in Bezug auf Vollkommenheit ist die Liebe Wurzel und Form aller Tugenden. Die Natur gibt uns die Fähigkeit zur moralischen Tugend, aber damit nicht sogleich deren Vollendung. In noch höherem und unmittelbarerem Sinne wirkt Gott in uns durch die Gabe der theologischen Tugenden. Mit Recht sagt man, daß die moralische Tugend in einem Mittleren zwischen zwei Aeußersten, zweien Uebertreibungen bestehe. Betrachten wir unsere persönlichen Kräfte und Eigenschaften, so finden wir, daß zufällig (per accidens) auch die theologischen Tugenden in dieser Beziehung ein Maaß haben; an sich aber übersteigen sie alles Maaß. Der

*) Quaest. 58.

Glaube bezieht sich auf die Wahrheit Gottes und regelt sich nach derselben, die Liebe auf seine Güte, die Hoffnung auf seine Macht und Milde. Niemand kann zu viel Gott lieben, zu viel glauben oder hoffen, von einem Uebermaaße also auf diesem Boden nicht die Rede sein. Die moralischen Tugenden sind, in ihrer Vollkommenheit gedacht, von einander unzertrennlich. Mit der Liebe werden dem Menschen auch die übrigen moralischen Tugenden eingeflößt; ebenfalls kann, ohne jene, Glaube und Hoffnung nicht zur Vollkommenheit gelangen. Wiederum kann die Liebe ohne Glauben und Hoffnung nicht Wurzel fassen.

An sich ist keine Tugend größer als die andere; wol aber kann in dem einzelnen Menschen eine mehr oder weniger hervortreten. Die Tugenden des Geistes (intellectuales) stehen nicht hinter den moralischen zurück; ja in Hinsicht auf den Gegenstand (dort die Vernunft, hier der Trieb) haben jene sogar den Vorrang. Die Weisheit, welche sich auf die Erkenntniß Gottes bezieht, ist die erste der geistigen Tugenden, und aus gleichem Grunde steht die Liebe den übrigen theologischen Tugenden voran, weil sie Gotte näher ist als Glaube und Hoffnung *).

Dem Wesen nach werden die moralischen und geistigen Tugenden dem Menschen auch in jener Welt verbleiben. Glaube und Hoffnung müssen sich alsdann umgestalten und in vieler Beziehung verschwinden, nur die Liebe bleibt (sofern sie nichts Unvollkommenes in sich trägt) auch den Seligen.

Die Tugenden, bei welchen der Mensch dem Gebote

*) Quaest. 61—66.

und Antriebe seiner Vernunft folgt, sind verschieden von den Gaben (dona) des heiligen Geistes, welche den Menschen in anderer Weise bestimmen *). Bei den Tugenden geht man immer von der Mehrheit zur Einheit, bei den Lastern von der Einheit zur Mehrheit. Unüberwindliche Unwissenheit ist keine Sünde, wol aber Unwissenheit dessen, was man wissen könnte und sollte. Gott ist niemals Urheber der Sünde, doch beharrt der Mensch in der Verblendung, sofern ihm Gott seine Gnade vorenthält. Der Teufel zwingt Niemanden zum Sündigen. Durch Adam's Sünde ist die menschliche Natur angesteckt worden. Nur wegen derjenigen Sünden, welche der Liebe zuwiderlaufen (caritati), tritt eine ewige Strafe ein. Jede Strafe bezieht sich auf eine Schuld. Das Gesetz ist Sache der Vernunft **).

Jedes Gesetz muß sich auf das allgemeine Beste beziehen, deshalb kann kein Einzelner es geben, sondern das ganze Volk, oder derjenige, oder diejenigen, welche dessen Stelle vertreten. Das ewige, weltregierende Gesetz ist in Gott; es gibt aber für die Menschen auch ein natürliches Gesetz, welches an dem göttlichen Theil hat und wornach jene Gutes und Böses unterscheiden. Durch menschliche Gesetze wird nach dem Gesetze der Natur das Einzelne angeordnet. Außer den natürlichen und menschlichen Gesetzen war endlich ein göttliches nothwendig, wodurch des Menschen übernatürliche Bestimmung, die ewige Seligkeit, geordnet und unfehlbar erreicht wird. Alle

*) Quaest. 68.

**) Quaest. 76—87.

natürlichen Gesetze beziehen sich zuletzt darauf, das Böse zu meiden und das Gute zu erreichen; sie erlauben jedoch Abänderungen und Verschiedenheiten, nach Maaßgabe der Zeiten und Völker. Nur sollen jene nicht leichtsinnig und nur dann vorgenommen werden, wenn wahrer und allgemeiner Gewinn daraus hervorgeht *).

Nachdem Thomas hierauf eine Entwickelung und Beurtheilung der gesammten alttestamentarischen Gesetzgebung gegeben hat, fährt er fort:

Das Gesetz des neuen Bundes ist hauptsächlich die Gnade des heiligen Geistes, eingeschrieben in die Herzen der Gläubigen; nächstdem (secundarie) aber das geschriebene Gesetz, welches das enthält, was zur Gnade vorbereitet und sich auf ihren Gebrauch bezieht. Nicht was geschrieben stehet, rechtfertigt den Menschen, sondern dies thut die Gnade des heiligen Geistes. Das neue Gesetz des heiligen Geistes konnte erst eintreten, nachdem Christus die Sünde hinweggenommen hatte; es wird, als vollkommen, dauern bis ans Ende der Welt **). Im alten Bunde sind die Gesetze des neuen Bundes bildlich, verdeckt vorhanden, etwa wie der Baum im Samen. Das alte Gesetz ist härter als das neue durch die Menge äußerer Vorschriften; das neue strenger durch die Forderung der Beherrschung aller Gemüthsbewegungen. Das neue Gesetz ist das der wahren Freiheit und führt am sichersten und schnellsten zur ewigen Seligkeit. Durch natürliche Kräfte kann der Mensch natürliche Wahrheiten erkennen,

*) Quaest. 90—96.

**) Quaest. 106—107.

Gutes erkennen und vollbringen; aber es fehlt ihm die höchste Triebfeder alles Handelns in höchster Verklärung, das heißt die Liebe; auch kann er ohne Gottes Gnade das ewige Leben nicht verdienen, oder erwerben, oder den durch die Sünde erlittenen Verlust ersetzen *).

In der zweiten Hälfte des zweiten Theiles handelt Thomas von den drei theologischen und den vier Cardinaltugenden, ihren Gegensätzen, den außerordentlichen Gaben Gottes, den Lebensarten und den Pflichten der Menschen (status et officia). Der formale Gegenstand des Glaubens ist die Wahrheit selbst, den materiellen Inhalt bildet das, was (der göttlichen Offenbarung halber) geglaubt wird. Die Erklärung und Feststellung der Glaubenslehren gegen einbrechende Irrthümer ist nothwendig, und vorzugsweise ein Geschäft des Papstes. Ihm steht es auch zu Kirchenversammlungen zu berufen und deren Schlüsse zu bestätigen. Der Glaube entsteht durch die Gnade Gottes und nicht aus uns selbst. Da der Mensch mittelst seines natürlichen Lichtes gewisse Dinge nicht erkennen und durchdringen kann, so bedurfte er einer übernatürlichen Erleuchtung, welche man die Gabe des Geistes (donum intellectus) nennt. Sie ist vorzugsweise speculativ, richtet sich auf das Erkennen, und steht in Verbindung mit der Gnade und dem Glauben. Wissenschaft bezieht sich vorzugsweise auf menschliche, Weisheit auf göttliche Dinge.

Unglaube, negativ betrachtet, ist mehr eine Strafe als eine Sünde; positiv als Widerstand gegen den Glauben und als Trennung von Gott betrachtet, hingegen die

*) Quaest. 108, 109.

schwerste Sünde. Obgleich der Irrthum der Juden geringer ist, als der der Heiden, und das Irren der Ketzer minder umfassend als das der Juden, so sind die Juden als Misdeuter der eingehüllten Wahrheit schlimmer als die Heiden, und die Ketzer als Verderber der vollen Wahrheit sträflicher als die Juden. Heiden und Juden sollen nicht zum Glauben gezwungen werden; Ketzer und Abtrünnige aber zur Erfüllung dessen, was sie versprochen haben. Auch Kinder der Ungläubigen sollen nicht wider Willen der Aeltern getauft werden; denn dies widerspricht der natürlichen Gerechtigkeit und könnte den Glauben in Gefahr bringen *). Ketzer, welche nach der zweiten Aufforderung nicht zum wahren Glauben zurückkehren, sind zu bannen und der weltlichen Gewalt zur Bestrafung, selbst mit dem Tode, zu übergeben; denn es ist ein viel größeres Verbrechen, den Glauben zu verfälschen, wovon das Leben der Seele abhängt, als falsche Münze zu schlagen, was blos den zeitlichen Verkehr stört. Abfall des Herrschers vom christlichen Glauben löset die Pflichten der Unterthanen **).

Seine Ansichten über Staat und Politik hat Thomas in zwei Schriften niedergelegt: von der Herrschaft und von der Erziehung der Fürsten. Doch bleibt es sehr zweifelhaft, ob und in wie weit die erste von ihm herrührt, denn Thomas starb 1274 und Buch III, C. 19 ist vom Tode Adolfs von Nassau die Rede, der 1298 umkam. Doch bleibt der Inhalt beider Schriften lehrreich, weßhalb ich folgende Auszüge mittheile: Weil nicht jeder einzelne Mensch

*) Pars II. quaest. 1—12.
**) Quaest. 12, 57, 182.

(wie etwa das Thier) Alles selbst erreichen, lernen, ausüben kann, was in den Kreis menschlicher Thätigkeit und Bestimmung fällt, so muß Einer dem Andern helfen, jeder aber eine besondere angemessene Bahn einschlagen *). Damit aber dies Zerstreute, Auseinandergehende sich nicht ganz auflöse und verflüchtige, ist eine zusammenhaltende, das Gemeinsame hervorhebende Kraft und Leitung nothwendig. Dies erkennen wir an dem Baue und dem Zusammenhange des Weltalls, den verschiedenen Gliedern des Leibes und den Kräften der Seele. Der Einzelne gedenkt vorzugsweise seines eigenen Vortheils; die unentbehrliche heilsame Regierung bedenkt hingegen und bezweckt gleichmäßig den Vortheil Aller. Geschieht dies nicht, so wirkt sie tyrannisch und unheilbringend, mag nun die Gewalt in der Hand eines Menschen, oder Etlicher, oder Aller ruhen.

Der Hauptzweck aller geselligen Verbindung, nämlich Friede und Eintracht, läßt sich besser durch die Herrschaft eines, als vieler Menschen erreichen. So herrscht ein Herz über die Glieder des Leibes, eine Vernunft über die Kräfte des Geistes, ein Gott über die Welt. Wenn aber die Herrschaft eines Einzelnen, sobald sie trefflich ist, als die beste Regierungsform erscheint; so ist umgekehrt die Tyrannei eines Einzelnen, aus ähnlichen Gründen, die schlechteste und schädlichste. Daher verjagten die Römer ihre Könige und bewirkten im Gefühl für das Gemeinsame und durch Thätigkeit für das Oeffentliche erstaunenswürdige Dinge. Jede Mehrherrschaft ist aber der

*) De regimine principum opera, edit. Rom. Vol. XVII. S. 160. Lib. I.

Ausartung ebenfalls ausgesetzt und endet fast immer in Tyrannei.

Man soll Mittel auffinden, wie man die Ausartung der Monarchie in Tyrannei verhindere, oder diese zur Gerechtigkeit zurückbringe; wobei man aber nicht leichtsinnig verfahren, und lieber Manches ertragen, als sich der Gefahr aussetzen muß, durch unpassende Gegenmittel, oder übertriebenen Argwohn, den Tyrannen noch mehr aufzureizen, in ärgeres Verfahren hineinzudrängen, oder ihm einen noch abscheulicheren Nachfolger zu geben. Jedenfalls sind gottlose Mittel gegen Tyrannen, z. B. Mord, durch Christi Lehre verboten; man soll lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun, wie die Beispiele echter Märtyrer lehren.

In der Regel taugen die Einzelnen, welche sich mit Tyrannenmord befassen, selbst nichts, und ohne Zweifel ist es besser gesetzliche, formale Mittel dagegen aufzustellen und anzuwenden. Nicht Anmaßung der Einzelnen, sondern eine öffentliche Autorität soll dafür wirksam werden. Hat das Volk hierbei ein gesetzliches Anrecht der Wahl oder Einsetzung, so braucht es dem Tyrannen, der seine Pflichten nicht erfüllt, auch die Gegenversprechungen nicht zu halten, sondern kann ihn absetzen. So geschah es dem Tarquinius, dem Domitian. Findet sich gar kein menschliches Mittel gegen einen Tyrannen, so muß man Gott vertrauen und zunächst die eigene Schuld und Sünde vertilgen, damit die Plage und Strafe der Tyrannei durch Gott aufgehoben werde.

Ruhm und Ehre ist weder der alleinige Lohn, noch der ausschließlich angemessene Zweck des Herrschers; vielmehr müssen die Könige ihren wahren und höchsten Lohn von Gott erwarten. Je größer Thätigkeit, Tugend und

Verdienst, desto größer der Lohn und die künftige Seligkeit. Eine Tyrannei, welche der Menge verhaßt ist, kann nicht lange dauern; denn Furcht gewährt nur einen sehr schwachen Schutz, ja sie führt oft zur rücksichtslosen Verzweiflung. Gute Könige finden schon auf Erden reichlichen irdischen, sowie inneren Lohn, Tyrannen hingegen die verdiente Strafe. Der König soll seinem Reiche vorstehen, wie die Seele dem Körper und Gott der Welt.

Die geistliche Leitung, die Führung zum Himmel und zur Seligkeit ist nicht den Königen, sondern den Priestern und insbesondere dem Papste anvertraut, welchem also die weltlichen Herrscher untergeben sind. Umgekehrt war das heidnische Priesterthum dem Staate unterthan, weil es nur Irdisches und Zeitliches bezweckte.

Bei Gründung eines Staats ist wesentlich zu berücksichtigen *): gemäßigtes und gesundes Klima, Sicherheit, Fruchtbarkeit, Tauglichkeit zum Handel u. s. w. Kaufleute kann man aus einem Staate nicht ganz ausschließen, da es kein Land gibt, welches alle Gegenstände des Bedarfs und Verbrauchs selbst erzeugte, oder entbehrliche Dinge nicht zur Ausfuhr darböte. Der Herrscher bedarf zum guten Regieren eines bedeutenden eigenen Reichthums, damit nicht alles Erforderliche von den Unterthanen genommen werden müsse; eben so bedarf er eines Schatzes für ungewöhnliche Ausgaben.

Eine despotische Regierung, welche nur das Verhältniß von Herren und Knechten übrig läßt, ist verwerflich. In jedem Staate sind Beamte nothwendig, welche wie Glieder zum Haupte passen müssen. Bloß für Geld an-

*) Lib. II.

genommenen Beamten (mercenarii) liegt selten das allgemeine Wohl genügend am Herzen; für Lebenszeit, oder selbst für ihre Nachkommen verpflichtete Beamte (Grafen, Barone, Lehnsleute) sind davon verschieden. Festungen, gute Straßen, richtige Münzen, Maaß und Gewicht, Armenwesen, Gottesdienst u. s. w. sind Gegenstände der Sorgfalt und Aufmerksamkeit einer jeden Regierung.

So wie alle Dinge von einer ersten Ursache abhangen, so Regierung und Herrschaft zuletzt von Gott *). Es gibt viele Abstufungen der Herrschaft, von der über Thiere und natürliche Dinge aufwärts, bis zu der des Papstes, welche zugleich eine königliche und priesterliche ist, und jeder anderen weltlichen und geistlichen Herrschaft voransteht. Alle Herrscher sollen dem göttlichen Geiste nachfolgen, welcher erhält und beglückt. Wer hiervon abweicht, ist ein Tyrann, und sorgt schlecht zugleich für sich und seine Völker.

Weil die griechischen Kaiser die Kirche nicht gebührend schützten, übertrug der Papst seinem Rechte gemäß jene Würde auf die deutschen, und diese Einrichtung wird dauern, so lange sie der römischen Kirche für das Wohl der Christenheit nützlich erscheint.

In der zweiten Schrift von der Erziehung oder Belehrung der Fürsten **) heißt es: Ursprünglich waren die Menschen gleich und auf die Herrschaft über Fische, Vögel und andere Thiere angewiesen. Herrschaft der Menschen über Menschen ist nicht eine Sache der Natur, sondern

*) Lib. III.

**) De eruditione principum, ed. Rom. XVII. S. 226.

eine Folge der Schuld. Sie soll mehr gefürchtet als begehrt werden; obgleich man sie bisweilen nach Gottes Anordnung und zum Nutzen des Volks übernehmen mag. Sie ist oft von kurzer Dauer, mehr ein Dienst als eine Oberleitung, gefahrvoll und lästig. Ein Herrscher erscheint zuletzt weniger frei, als seine Unterthanen: denn er soll Vielen, diese nur Einem dienen. Vor Allem thut ihm Weisheit noth, da bloße Macht nicht zum Ziele führt, ja ohne löblichen Gebrauch zerstörend wirkt.

Ueber den Adel sind viele Irrthümer im Schwange. Niemand ist adelig um der Trefflichkeit seines Körpers willen, wenn sein Geist unadelig erscheint. Niemand ist adelig durch einen Andern, sowenig als er durch einen Andern weise sein kann. Niemand ist adelig durch Abkunft, denn von Adam her sind alle Menschen gleich adelig oder unadelig. Wir lesen nicht, daß Gott einen Menschen aus Silber erschaffen habe, von dem die Adeligen abstammten, und einen zweiten aus Koth, von dem die Unadeligen abstammten; alle Abkommen Adams sind Brüder. Wol aber können von demselben Stamme gute und schlechte Früchte kommen; jene mögen dann adelig, diese unadelig heißen. Wäre Alles adelig, was von einem Adeligen ausgeht, so müßten auch Läuse und andere Ueberflüssigkeiten, die von ihnen ausgehen, adelig heißen. Nur der ist adeliger als ein Anderer, dessen Geist sich tüchtiger und zu allem Guten geeigneter erweiset. Wer seinem Leibe, seinen Lüsten und Leidenschaften dient, ist in Wahrheit ein Leibeigener; der echte Adelige dient Gott und seinen Nebenmenschen, ist fromm und milde, herablassend und freigebig, und gedenkt mehr des Geistigen und Himmlischen, als des Leiblichen und Irdischen.

Es ist merkwürdig, daß in diesen politischen Schriften die Verschiedenheit des heidnischen und christlichen Priesterthums zwar nachgewiesen und das umfassende Recht des Papstes anerkannt ist, die übrigen Abstufungen und Organisationen der hierarchischen Welt aber mit Stillschweigen übergangen werden. Man könnte hierin vielleicht, neben dem Vorwalten des Monarchismus in jener Zeit, auch schon eine Hinneigung der Bettelmönchsorden zum Demokratischen erkennen. Unverkennbar spricht sich dieselbe wenigstens in der Betrachtung der Adelsverhältnisse aus. So reich sich dieselben im 12. und 13. Jahrhunderte auch ausgebildet hatten, so mächtig sie sich auch in vielen Abstufungen geltend machten, wird doch der Geburtsadel und seine politische Stellung verworfen, und nur dem Adel des Verdienstes Werth und Wahrheit beigelegt. Ein Beweis, daß diese Ansichten nicht erst (wie Manche wähnen) durch die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts in die Welt gekommen sind.

12) Johann Bonaventura. Er war 1221 geboren zu Bagnarea im Florentinischen, stieg im Franciskanerorden bis zum General, ward Cardinalbischof und starb 1274 *). So wie Thomas von Aquino in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Haupt der Dogmatiker war, so Bonaventura Haupt der ihnen oft entgegentretenden Mystiker. Ihm ist das theoretische Wissen dem Zwecke sittlicher Bildung untergeordnet, und er betrachtet die Liebe Gottes als das höchste Ziel aller vernünftigen Wesen. Die Seligkeit (so heißt es in seinem Wegweiser zu Gott)

*) Tirab. IV, 125. Ueber seine Verdienste im Orden s. Geschichte der Hohenst. III, 620.

ist nichts Anderes als der Genuß des höchsten Gutes *). Da aber das höchste Gut über jedem ist, so kann er nur selig werden, wenn er auf geistige Weise über sich selbst hinaussteigt. Niemand aber kann sich über sich selbst erheben, ohne eine höhere Kraft, ohne Beistand Gottes. Das Gebet ist die Vorbereitung zur Erhebung durch Gott, das Mittel um auf den rechten Weg zu kommen. Dann folgen drei Stufen der Erhebung: die erste ist die Betrachtung des Einzelnen, Aeußerlichen, Körperlichen und der sich hier offenbarenden Spuren der Gottheit; die zweite ist die Betrachtung unseres, nach dem Bilde Gottes erschaffenen Geistes; die dritte ist die Betrachtung der göttlichen Natur selbst. Aehnliches gibt die Betrachtung des Körperlichen, Geistigen und Göttlichen in Christus; ähnlich ist die dreifache Ansicht der Theologie. Die sinnbildliche bezieht sich auf das Sinnliche; die eigenthümliche (propria) auf die Erkenntniß (recte intelligibilia); die mystische erhebt zu dem Uebermenschlichen. So zeigt die erste Betrachtung der Dinge nur Maaß, Gewicht, Zahl; eine höhere bedenkt Anfang, Fortschritt und Ende; nach der dritten scheint Einiges nur zu sein, Anderes zu sein und zu leben, noch Höheres zu sein, zu leben und zu erkennen. — Alle Erinnerung und Gedächtniß ist nur ein zerstückter Abschein aus dem ewigen Sein, alles Erkennen nur möglich durch das Beziehen auf die ewige Wahrheit, alle Freiheit und Wahl begründet in dem Urguten und nur möglich in Beziehung auf dasselbe. Erkenntniß ist die Tochter des Gedächtnisses, und aus beiden entspringt die Liebe. — Das Licht der Natur und erlernter

*) Opera VII, 125.

Wissenschaft gab die erste Leitung: allein das eigene Innere mit Licht zu durchdringen, sich selbst zu durchschauen und zu verklären, das ist erst möglich durch Glaube, Liebe und Hoffnung, durch Christus, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Wer die Spuren der Gottheit in der Welt erkennt, steht in der Vorhalle; wer ihr Ebenbild in sich erkennt, steht im Tempel; wer durch höhere Erleuchtung Gott erkennt, steht im Allerheiligsten. Das Sein in Gott erkennen ist der niedere Grad, die Güte in ihm erkennen, der höhere; deshalb heißt es bei Moses: ich bin der ich bin; Christus aber sagt: Niemand ist gut, als der alleinige Gott.

Die menschliche Seele ist von Gott mit Unsterblichkeit begabt*); unvernünftige Seelen waren von Anfang an sterblich. Vernunft und Wille, oder Geist und Begier (affectus) sind verschiedene, aber nicht ihrem Wesen nach verschiedene Kräfte. Der freie Wille bezieht sich auf beides.

Auch eine Art speculativer Naturphilosophie findet sich bei Bonaventura: z. B. über die Natur des Lichtes, ob es körperlich und ein Ausfließen desselben anzunehmen sei**)? Ueber die Gestalt des Himmels, die Bestandtheile der thierischen Körper, die Gleichheit oder Verschiedenheit der Seele. Ueber Physiologie und Psychologie u. s. w.

13. Raymundus Lullus, geboren 1234 auf der Insel Majorka, ward nach einem wilden Leben plötzlich bekehrt und ein Schwärmer, besonders für die Bekehrung

---

*) Comment. in libr. Sentent. II, Diss. 19, 24.

**) Lib. II, Diss. 13—15.

der Ungläubigen. Auffallend ist es, daß ein, freilich im ganzen unwissender, Schwärmer auf das äußerlichste und bloß mechanische Mittel verfiel, Kenntnisse zu erzeugen und zu mehren. Unter allen Werken Raimunds ist nämlich keines berühmter geworden, hat mehr Erklärer und Verehrer gefunden, als die nach ihm benannte große lullianische Kunst. Sie war ihrem Erfinder die Wurzel, der Grund, der Inbegriff alles Wissens; mit ihr sollten alle nur möglichen Gedanken, Ansichten, Ideenverbindungen vollkommen verzeichnet und auf dem Wege der Form an die Hand gegeben sein. Die Grundlage der lullianischen Kunst ist das nebenstehende Alphabet, wobei Raimund voraussetzt: daß die in der Tafel aufgestellten Fragen, Tugenden u. s. w. den Kreis des Einfachen erschöpfen und durch die mannichfachsten Verbindungen derselben, jede Idee u. s. w. zur Sprache gebracht werden müsse. Außer den Verbindungen, welche die Tafel selbst durch das Anreihen nach verschiedenen Richtungen ergibt, werden die meisten dadurch herbeigeführt, daß man die Buchstaben als Zeichen der Subjecte, Prädikate u. s. w. betrachtet. Dann verknüpft z. B. eine Tafel zwei und zwei Buchstaben BC, CD u. s. w., eine andere drei Buchstaben und so fort. Endlich wurden die Buchstaben auf dem Umfange eines unbeweglichen Kreises verzeichnet; innerhalb desselben bewegte sich ein zweiter auf gleiche Weise bezeichneter, wodurch die Buchstaben in die verschiedenartigste Verbindung kamen. Diese Verbindung, nach dem ausgedrückt, was die Buchstaben bezeichnen, gab Sätze wie die folgenden: die Güte ist groß, die Güte ist verschieden, die Güte ist übereinstimmend, oder: was ist große Güte, wo ist große Güte u. s. w. — Allerdings bringt dies

		A	B	C	D	E	F	G	H	I	K
Prädikate		Absolute	Güte	Größe	Ewigkeit (Dauer)	Macht	Weisheit	Wille	Tugend	Wahrheit	Ruhm
	T	Relationen	Verschiedenheit	Uebereinstimmung	Entgegensetzung	Ursprung	Mitte	Ende	Größe majoritas	Gleichheit	Kleinheit minoritas
Q		Fragen	Ob utrum	Was	Woher	Warum	Wieviel	Wie quale	Wann	Wo	Auf welche Weise Womit
S		Subjekte	Gott	Engel	Himmel	Mensch	Vorstellung	Empfindung	Princip d. Pflanzenreichs	Das Elementarische	Das Vermittelnde (Instrument, Auge)
V		Tugenden	Gerechtigkeit	Klugheit	Tapferkeit	Mäßigkeit	Glaube	Hoffnung	Liebe	Geduld	Frömmigkeit
W		Laster	Geiz	Gefräßigkeit	Wollust	Stolz	Verzagtheit	Neid	Zorn	Lüge	Unbeständigkeit

Verfahren eine erstaunliche Menge Sätze zum Vorschein, allein diese ohne Urtheil übereinandergestapelte, mechanisch erzeugte Menge erscheint um so unbrauchbarer und verwirrender, da die Bestandtheile des Alphabets mit loser Willkür nebeneinander gestellt sind, keineswegs das wahrhaft Einfache oder die höchsten Grundsätze enthalten, oder mit sinnvoller Kunst in eine ihrer Natur angemessene Wechselwirkung gebracht werden.

Raimund schrieb eine Rhetorik, welche nicht bloß Regeln für bestimmte Arten der Reden, sondern (weil über Alles geredet werden könne und solle) zum größern Theil eine Art von tabellischer Encyklopädie enthielt. Wie oberflächlich und unzureichend diese aber ist, zeigen folgende Beispiele. Die Tugend des Mannes, so heißt es daselbst, ist, in seinen Geschäften fleißig zu sein und Vorsicht zu gebrauchen; die Tugend der Frau, die häuslichen Angelegenheiten zu besorgen; die des Knaben, bescheiden zu sein und gute Anlagen zu zeigen; des Alten, im Rathe durch guten Rath zu gelten. — Die bürgerliche Philosophie begreift drei Theile, sowie drei richtige und drei verderbte Arten. Der erste Theil bezieht sich auf die Vernunft, daher entstehen Philosophen; der zweite auf den Zorn, daher Soldaten; der dritte auf die Begierde (cupiditas), daher Handwerker. Die drei richtigen Arten sind: Monarchie, Aristokratie, Republik; die drei ausgearteten: Tyrannei, Oligarchie, Demokratie. Aus den Philosophen durch die Vernunft werden Bürgermeister, Rathsherrn, Magistratspersonen, Priester und Richter. Die Wissenschaft der letzten theilt sich in sieben Theile: Herkommen, Gerichte, Sachen, Hypotheken, Testamente, Besitz, Verträge. — Am Schlusse seiner Rhetorik gibt Raimund eine

Rede, welche ihm nach Form und Inhalt für ein Muster gilt und zwar über den Satz: die Accidenzen machen aus einen großen Theil von dem, was etwas ist! Anziehender als Proben aus derselben dürfte es sein, das Wesentliche seiner Schrift: die Principien der Philosophie, mitzutheilen *).

Auf grüner Wiese, unter einem dichtbelaubten Baume, der von tausend Stimmen der Vögel ertönte, fand ich die Philosophie mit ihren zwölf Begleiterinnen, durch welche sie besteht, ohne welche sie nicht ist. Sie klagte, daß falscher Wahn sie für eine Feindin der Theologie ausgebe, und forderte ihre Begleiterinnen auf, nach der Reihe zu sprechen. Da hub die erste an: ich bin Forma, die Gestaltende, ursprünglich, ohne Bedingung und Schranke. Ich gebe den Dingen das Sein und bilde mit der Materie die eine, allgemeine Substanz des Universums. In mir ruht, durch mich besteht jedes Einzelne. Die Güte, Größe, Dauer, Macht, Wahrheit u. s. w. sind einzelne Strahlen, in denen sich mein Wesen abspiegelt. Nichts ist vergänglich an mir; was so erscheint, ist Wechsel und neue Bildung im Einzelnen durch neue Erzeugung. Ich bin die Gottähnliche, denn Gott ist das Gestaltende, Wirkende, nicht das Leidende. — Ich bin das Leidende, sprach Materia, die zweite Begleiterin. Unbedingt unterwerfe ich mich dem Urquelle alles Bildens, dem Gotte, dessen Werk ich schlechthin bin. Dadurch werde ich überall theilhaft der Größe, der Güte, der Vollkommenheit. Mein

*) In unserer Darstellung haben wir nur den Umfang verkürzt, und die Form zu verbessern gesucht; nicht aber am wesentlichen Inhalte etwas geändert.

Wesen vereinigt sich mit dem Gestaltenden zu einer Substanz, die unvergänglich und ewig ist. — Die dritte hub an: ich heiße die Zeugende. Aus dem Ursprünglichen, Einen, erscheint durch mich alles einzelne Dasein auf dreifache Weise. Zuerst bin ich der Kraft nach vorhanden in der Substanz; dann trete ich durch die Kraft hervor in die Wirklichkeit; dann erhalte, nähre und vermehre ich das Wirkliche. Der Zeugenden stehe ich entgegen, sprach die vierte, die Zerstörende: denn durch mich ist der Uebergang von allem Dasein zum Nichtsein, und dreifach bin auch ich vorhanden. Ruhend der Kraft nach schon im Samen, hervortretend bei Abnahme jeglicher Lebenskraft, siegreich beim Dahinsterben. Und wie die Zeugende neu belebt und hinwegführt zu einzelnem Dasein, so führe ich zurück zu dem großen Einen. Wechselnd erscheint Leben und Tod, feindlich wider einander gestellt: wer aber unsere Herrin recht erkennt, wird einsehen, wie wir beide ihre Begleiterinnen sein können und müssen. — Ich bin die Elementarische, sagte die fünfte: vierfach ist meine Gestalt, aber tausendfach wechseln und verknüpfen sich diese Grundbildungen. Das Feuer bringt zum Wasser, es erwärmt, es verdampft, in Wolken trägt es die Luft, auf die Erde stürzt es hinab zu neuem Vereine. — Durch mich, die Pflanzenbelebende, wird den Pflanzen die Seele eingehaucht; beim stillen Hinscheiden der einen trage ich sie freundlich zur andern. Wie möchte eine auch nur ganz vergehen, da aller Leben in mir ruht, und ich sie liebe und durch ihr Dasein wiederum nur selbst bin. Eines allein vermag ich anzunehmen von den unendlich reichen, ältern Schwestern, eines zu bilden, zu leiten: aber ich weiß in stillem Frieden, daß in der Wurzel alles Seins,

aus der auch ich entspringe, daß in Gott gleich groß ist das unendliche Dasein, das unendliche Denken *). — Sensitiva bin ich, sprach die siebente, durch mich entsteht alles Empfinden, aber es spaltet sich aus einem Mittelpunkte in viele Strahlen, damit man sehe, höre, rieche, schmecke, fühle. Leiden und Thätigkeit sind immer in mir zu einer ruhigen Wirkung vereint. — Ich gehe aus von der Schwester Sensitiva, sprach die achte, und kann mich nie ganz von ihr trennen: Imaginativa ist mein Name. Auch in mir wohnen ursprüngliche Kräfte, ja ich stehe höher als Sensitiva: denn ohne Bande und Einschränkung gestalte ich das von ihr Gegebene, verknüpfe Getrenntes, löse Vereintes und bin so der Schwester Forma, sie der Materia ähnlich. — Ich bin die Bewegende, die neunte der Begleiterinnen, überall verbreitet und wenn auch nicht immer erscheinend, doch der Kraft nach vorhanden. Jede einzelne Bewegung gehört zu mir, bezieht sich auf mein einiges Wesen, sie sei im Elemente, der Pflanze, im Empfinden, in der Phantasie. Ich erscheine bewegend und bewegt: das Schiff wird vom Winde durch die Fluthen getrieben, es scheint selbst ruhig, im Schiffe bewegt sich die Mannschaft, der Steuermann gedenkt, wie er lenken möge, er fürchtet Gefahr, er hofft Rettung. Ueberall bin ich, unter vielfacher Gestalt. — Wenn ich mich, sprach die zehnte, zu den Schwestern geselle, welche im Menschen als körperliche Kräfte wirken, so geht erst ein höheres Ganzes hervor: denn ich bin die Geistige, Wissende, Verstehende, unmittelbar entsprossen aus

*) Est in tanto magnus per suum intelligere, quantum est magnus per suum existere. Vergleiche Spinozas Lehre.

göttlichem Wesen. Alles Geistige, Wissende, gehört zu einem einzigen Geistigen, Allwissenden: die Spaltungen entstehen scheinbar durch Vereinigung des einzelnen Geistigen mit einzelnen Körpern, damit so die tiefere Wurzel in mannichfachen Zweigen desto herrlicher erkannt werde. Meinem Wesen nach würde ich ohne Fehl erkennen; da ich aber nur ein Theil des Menschen, nicht seine unbedingte Herrscherin bin, so werde ich von ihm gelenkt und getrieben. Wo ich nicht zum Erkennen hindurchzudringen, die Zweifel nicht ganz zu lösen vermag, da wähle ich den Glauben; doch ist dieser nur zufällig in mir, das Wissen hingegen meine eigenste Natur. Richte ich meine Kraft und Thätigkeit auf Gegenstände, die Sensitiva oder Imaginativa mir bieten, so entsteht nur niederes Wissen von mechanischem und künstlerischem Bemühen, von sittlichem und unsittlichem Thun: das wahre höchste Wissen ist aber die Erkenntniß Gottes, und obgleich ich ihn nicht ganz zu erkennen vermag, da er unendlich ist und Alles in sich faßt, so kann und will ich doch ihm immer mehr angehören, da ich von ihm bin und nur durch ihn. — Sowie meine Schwester zweifaches Wissen bildete, so ich, die Wollende, zweifaches Wollen: einmal geleitet durch Sinn und Einbildungskraft, zum Frommen oder auch zum Schaden des Körpers, dem ich inwohne; dann gerichtet zum höchsten Zwecke, zur himmlischen Liebe. Bald beherrsche ich die Erkennende, daß sie den gewünschten Gegenstand mir darstelle; bald bin ich wiederum durch sie bestimmt. Wenn wir beide in Eintracht dem höchsten Gute nachstreben, ist es schon offenbart. Die Erkennende kann in Trägheit versinken, nicht aber gleich mir sich zum Bösen wenden, wozu ich als Dienerin des Menschen oft

gezwungen bin, weil dessen freie Wahl der göttlichen Gerechtigkeit erst den Weg zur Beseligung oder zur Strafe eröffnet. — Zu der Erkennenden und Wollenden geselle ich, die zwölfte der Begleiterinnen, mich als die Erinnernde. Voran geht die Erkennende Neues erschaffend, begreifend; in der Mitte steht die Wollende bald nach dem Neuen, bald zurück nach mir gewendet: denn ich sammele die Schätze und halte sie bereit zu jeglichem Gebrauche. Wenn wir drei im innigsten Verhältnisse stehen, ist nicht nur der Augenblick der Gegenwart und der Fortschritt in die Zukunft aufs trefflichste begründet; sondern auch das Vergangene reihet sich als Gutes an, Alles ein Einiges in steter Beziehung auf das unendliche Gute. — So sprachen die Begleiterinnen der Philosophie, und ich will das Gehörte verkünden, und wie zwischen ihr und der Theologie nie kann Friede und Eintracht sein, wenn jene nur eine Magd heißen soll, wohl aber dann, wenn beide als Schwestern zu einander kommen: denn Gott ist das Ziel der einen, und der Gegenstand der andern.

14) Heinrich Goethals

aus Muda bei Gent, gestorben 1293, zeigte sich als ein Mann von entschiedenen philosophischen Anlagen und großem Scharfsinne, welcher sich besonders in seinen Quodlibeten offenbart, wo Fragen sehr mannichfaltiger Art, von den verschiedensten Seiten erörtert werden. Neben wichtigern Untersuchungen kommen auch die folgenden zum Vorscheine: Ob Paulus habe können vor seiner Bekehrung getödtet werden? Ob Jemand etwas höher verkaufen dürfe, als zum laufenden Preise? Ob man durch Wucher erworbenes Geld für Unterricht nehmen dürfe? Ob es einen Menschen geben könne, der gar nicht lächerlich (risi-

bilis) sei? Ob ein Kind, geboren mit zwei Köpfen, bei der Taufe zwei Namen erhalten müsse? Ob Gott die Eva, ohne Zuthun anderen Stoffes, habe aus einer Rippe Adams schaffen können? Ob die Hölle im Mittelpunkte der Erde sei? Ob sich aus der Hostie Würmer erzeugen könnten? Ob Gott machen könne, daß ein leerer Raum sei? Ob man immerwährende Renten kaufen dürfe *)? u. s. w.

In manchen von diesen Aufgaben zeigt sich das, was ich übertriebenen und geschmacklosen Schmuck allzukühner Scholastik nannte, der am wenigsten Bedeutung hat, wenn er im Einzelnen und getrennt von dem Zusammenhange mit irgend einem Ganzen vorgelegt wird.

So wie es aber einen zu blühenden Styl der Baukunst des Mittelalters gibt, unbeschadet der Grundformen und der Totalität des gesammten Gebäudes, so finden wir im Duns Scotus den untrennlichen Zusammenhang eines ganzen Systems, verbunden mit den künstlichsten Linien, Ausbeugungen, Arabesken und Verschnörkelungen, so daß sich mit ihm die scholastische Philosophie des 13. Jahrhunderts, nach Beendigung ihres Kreislaufes, wiederum abschließt.

15) Duns Scotus,

dessen Geburtsort, trotz seiner Berühmtheit, unbekannt ist, trat in den Franziskanerorden, lehrte am längsten zu Oxford und starb 1308. Sein außerordentlicher Scharfsinn, vielleicht mit einiger Eitelkeit vermischt, versenkte ihn in die größten Tiefen der Speculation, suchte zu alten Antworten neue Bestimmungen hinzuzufügen, und fand in

*) Utrum liceat emere redditus perpetuos?

den allerfeinsten Unterscheidungen und Gegensätzen noch Inhalt und Stoff für die höchste Wissenschaft. Einige Andeutungen über den Inhalt seiner Werke und die darin behandelten Gegenstände werden dies verdeutlichen.

In seinen, mit Bezug auf Aristoteles und Porphyrius angestellten logischen Untersuchungen *), sagt er: die Logik ist eine Wissenschaft, weil das, was sie lehrt, durch Demonstration erschlossen wird. Die Demonstration ist nämlich ein Syllogismus, der zum Wissen führt. Hieran reihen sich Fragen folgender Art: Was ist das Allgemeine, Universelle? Ist es ein Ding (ens) und für sich selbst erkennbar? Hat es Eigenschaften? Ruht es im Geiste, oder in den Dingen? (in re). Ist es die allgemein verbreitete, überall wirkende göttliche Macht? Wie unterscheidet sich Geschlecht von Art? Inwiefern sind viele Menschen ein Mensch? Was ist Verschiedenheit? Wie unterscheidet sich Eigenthümlichkeit von Zufälligkeit? Muß das Eigenthümliche immer vorhanden sein? Kann ein Accidens zu den Universalien gehören? Kann man von demselben Dinge Eigenthümliches und Zufälliges aussagen? Gibt es Substanzen und Theile der Substanzen? Ist an dem Menschen etwas Substantielles? Kann Entgegengesetztes an demselben Dinge vorhanden sein? Bezeichnet ein Wort gleichmäßig ein Ding, dies mag vorhanden sein oder nicht? — Im Allgemeinen anerkennt Scotus, daß die Vernunft vermöge ihrer unbegrenzten Empfänglichkeit Vieles aufnehmen und sich aneignen könne, was sie aus eigenen Kräften hervorzubringen nicht im Stande

*) Quaestiones in universam Logicam. Opera edit. Lugdun. Vol. I.

sei. In der Schrift: über den Ursprung oder das Princip aller Dinge, ward geprüft*): ob dies Princip nur ein Einiges sei, und die Mehrheit aus ihm ohne Veränderung hervorgehe? Ob Gott nothwendig erschaffe, und auch ein Geschöpf etwas erschaffen könne? Ob zu allem Geistigen ein Materielles gehöre? Ob die Seele von Gott, oder dem erzeugenden Menschen herstamme? Ueber den Sitz der Seele. Ueber Zeit und Bewegung. Ob die Zeit etwas sei, außerhalb der Seele des Menschen**).

In den meteorologischen Fragen und dem Commentar zur Physik des Aristoteles***) kommt viel Naturphilosophisches zur Sprache, über Natur, Kunst, Bewegung, Raum, Zeit, Leere, Theilbarkeit und Untheilbarkeit, Ewigkeit u. s. w. — Ist die Bewegung oder das Licht Ursache der Wärme? Stehen die vier Elemente in einem stets gleichen Verhältnisse zu einander? Ueber die Natur der Kometen, den Ursprung der Quellen und Flüsse, die Bewegung des Meeres, Blitz, Donner, Erdbeben. Ueber Sehen, Widerschein, Ursprung und Wesen der Farben, Regenbogen, Verdauung, Fäulniß u. s. w.

Ein Mann, der, wie Scotus, so große Anlage und Neigung zu den feinsten Entwickelungen der Metaphysik hatte, mußte dieser Wissenschaft den höchsten Werth zugestehen. Indem er jedoch dieselbe eigentlich nur Gott beilegte, blieb für die Menschen nur insofern ein Antheil übrig, als Gott sie damit begnadigte. Die Metaphysik beginnt mit Fragen und Zweifeln, bezweckt das Austrei-

---

*) Vol. 3.

**) Vergl. Kant.

***) Vol. 2, 3.

den der Unwissenheit und Verwunderung (admiratio) und sucht an deren Stelle die Gewißheit zu setzen *).

Des Scotus Commentar zu den Büchern der Sentenzen **) beginnt mit der skeptischen Untersuchung: ob der Mensch zur Erreichung seiner Bestimmung einer außerordentlichen Offenbarung bedürfe, die über seine Kräfte hinausgehe. Es wird gezeigt, daß sich die Ansichten der Philosophen und Theologen in dieser Hinsicht widersprechen. Jene sucht Scotus nicht sowol im Wege des Glaubens und Gefühls, oder nach Weise der Mystiker, als durch dialektische Schlußfolgen zu widerlegen; wobei er unter andern darauf aufmerksam macht: daß zufolge bloß natürlicher Erkenntniß, nicht immer Lohn dem Verdienste folge.

Nach beiden Seiten hin werden zwar verschiedene und entgegengesetzte Gründe aufgeführt und (wie es damals nicht anders erlaubt und möglich war) die Theologie mit hoher Achtung behandelt. Indem aber die gesammte Form der Untersuchung rein philosophisch gehalten, und der theologische Inhalt eigentlich nur auf dem philosophischen Boden gleichsam suppletorisch hingestellt wird, ist der Totaleindruck, daß das dialektisch Speculative durchaus das Uebergewicht habe: während bei S. Victor und Bonaventura der religiöse Glaube vorherrscht, und bei Thomas von Aquino das skeptische Element nur dazu dient, das Dogmatische zu Tage zu fördern. Ja in andern Schriften des Scotus ***) tritt eine höchst merkwürdige, durchgrei-

*) Commentar zur Metaphysik des Aristoteles IV. 17.
**) Vol. 5.
***) Theoremata, Collationes, Miscellanea, Vol. 3.

fende Skepsis noch mehr hervor, und seine Lehre von der unbestimmten und unbestimmbaren Freiheit, sowie das Vorwalten eines subjectiven Moralprincips mußten ebenfalls dazu hindrängen *). So schien nur der Weg zur Annahme des kirchlichen Glaubens, — oder auch zur Verwerfung desselben offen und vorbereitet. Denn wenn man gleich den Scotus nicht einen Skeptiker in dem Sinne nennen kann, daß das Verneinen überall vorherrsche **), führt doch die Kühnheit und Freiheit seiner Untersuchung oft zum Zersprengen der dogmatischen Bande. Ich stelle, als näher bezeichnende Proben, Einiges aus den Schriften des Scotus über Gott und Unsterblichkeit zusammen ***): Wir können Geistiges nicht anders erkennen, als durch Aehnlichkeit mit dem Körperlichen, was uns bekannt ist; — in welchem Satze sich schon ein Uebergang zum Empirismus und Materialismus ausspricht. — Durch natürliche Forschung können wir das Wesen Gottes nicht erkennen oder ergründen; immer gelangen wir zur Substanz nur durch das Accidens der Kreatur. Man trachtet nach einer einfachen Erkenntniß des einfachen Wesens, kommt aber nicht über Zusammengesetztes und Verwirrtes hinaus. Eine nähere Kenntniß von Gott haben wir nur durch Unwissenheit und Verneinung ****).

---

*) Weil die Abstraction zum Allgemeinsten, Unbestimmtesten fortgehen kann, hält man das Absolut-Unbestimmte für das wahrhaft Unbedingte, für den Freiheitsbegriff selbst. F. H. Jacobi's Werke II. 81.

**) Baumgarten-Crusius, de Theologia Scoti, vortrefflich, wie alle Schriften des Verfassers über die Scholastiker.

***) Miscellanea III. 456.

****) Per ignorantiam et negationem. Collationes III. 378.

Gott allein ist unveränderlich, deshalb kann man ihm allein Unsterblichkeit beilegen *); die Unsterblichkeit der vernünftigen Seele läßt sich nicht beweisen. Es gibt dafür wahrscheinliche Gründe, aber keine demonstrirende, ja nicht einmal nothwendige **). Die Unsterblichkeit ist uns nicht natürlicher, sondern nur wahrscheinlicher Weise bekannt. Die Auferstehung läßt sich weder a priori, noch aus einem dem Menschen inwohnenden Principe, noch a posteriori durch natürliche Einsicht darthun; — man kann nur durch den Glauben daran festhalten ***).

Allerdings baute Scotus sein System in solcher Weise auf, daß er dessen Rechtgläubigkeit vertheidigen konnte; er hielt es auch wol selbst für rechtgläubig, wie dies neuere und neueste Philosophen mit ihren Systemen ebenfalls gethan haben. Sobald aber die unantastbare Heiligkeit jedes Dogmas nicht mehr anerkannt wird, oder die Furcht vor der Kirche verschwindet, müssen aus der Schule und in der Richtung des Scotus ganz andere Ergebnisse hervorwachsen, als aus den Schulen der oben genannten Meister. Daher erhub die katholische Kirche den Thomas und Bonaventura, nicht aber den Scotus unter ihre Heiligen, daher entstanden ganz natürlich zwischen den Thomisten (Dominikanern) und Scotisten (Franziskanern) gar viele wissenschaftliche, durch Ordenshaß leidenschaftlich erhöhte Streitigkeiten. Hätte zur Zeit des Scotus ein Mann gelebt von der Kraft und dem Einflusse Bernhards von

*) Comment. ad lib. I. Sentent. Diss. 8, S. 706. lib. II. Diss. 17, quaest. 1. Theoremata III. 286.

**) Opera X. 28; XII. 839, 840.

***) Non tenetur nisi per fidem Opera X. 35.

Clairvaux; schwerlich wäre jener dem Schicksale Abälards entgangen.

Bei mancher Aehnlichkeit bleibt Scotus dessenungeachtet von Abälard wesentlich verschieden. Die angeblichen Ketzereien des Letzten gingen meist hervor aus einem lebendigen Gefühle, aus begeisterter Verehrung des Alterthums, aus Abneigung gegen unbedingte Vorschriften. Scotus hingegen ward auf diese Weise wenig oder gar nicht angeregt. Sein dialektischer Scharfsinn, der ihn da noch Verschiedenheiten und Gegenstände wichtiger Untersuchungen, sowie erheblichen Zweifels sehen ließ, wo den Meisten Hören und Sehen verging, diente allerdings bisweilen zum scheinbar wissenschaftlichen Erhärten des Dogmatischen, was Andere lediglich als Wunder und Offenbarung bezeichneten. Der wichtige Lehrsatz: „nichts Geglaubtes widerspricht den Schlußfolgen, welche sich aus richtigen Grundsätzen ergeben" *), forderte aber (in Uebereinstimmung mit den ausgesprochenen Grundsätzen über Syllogistik und Dialektik) für den Vernunftgebrauch so große Rechte, daß kaum ein Kampf gegen Manches ausbleiben konnte, was die Kirche als zu Glaubendes hinstellte. Ueberhaupt mußte des Scotus anatomisches, zersetzendes, mikroskopisches Verfahren die natürliche und offenbarte Erkenntniß fast gleich setzen und die organische Totalität des Kirchenglaubens aufheben. Sein oder Nichtsein desselben schien wesentlich von dem Willen und der Macht des dialektischen Meisters abzuhangen. Freilich ist dies sehr verschieden von dem flachen Unglauben der Unwissenheit, oder dem frechen

*) Nullum vero creditum repugnat conclusioni sequenti e veris principiis. Ad Sent. I. Diss. 3, quaest. 8.

Leugnen der Gottlosigkeit; natürlich aber kam man im Ablaufe der Zeit, von den Untersuchungen des Für und Wider in Hinsicht einzelner Kirchenlehren, allmälig zu einer strengen Kritik der biblischen Bücher und aller Dogmen, — ja zuletzt zu einem Leugnen der Persönlichkeit Christi. Dies und Aehnliches wurzelt zum wenigsten schon im Mittelalter, so sehr sich dieses auch entsetzt haben würde, wenn es Jemand zum Bewußtsein gebracht und ausgesprochen hätte. Ist aber das Kind erzeugt, so muß es zuletzt auch geboren werden, und nicht Bücherverbote, oder gar die Flammen der Scheiterhaufen, sondern das Licht der Wissenschaft und die Wärme des Glaubens bieten die rechte Erziehung und führen zur Wahrheit.

Die Schärfe der Kritik des Duns Scotus und sein Leugnen eines demonstrativen Wissens unsinnlicher und übersinnlicher Dinge mußte zum Sinnlichen und zur Empirie hindrängen. Doch blieb er, wie es ihm seine Virtuosität vorschrieb, meist bei dem Allgemeinen und Abstracten stehen, und hatte keine Wahlverwandtschaft zu eigentlichen Versuchen und Erfahrungen. Hierfür brach neue Bahnen sein Zeitgenosse

16) Roger Bakon,

geboren 1214 zu Ilchester in Somersetshire, Mitglied des Franziskanerordens, gestorben 1292 oder 1294. In seinem wichtigsten Werke, dem Opus majus lehrt er: Das Hauptmittel gegen Irrthum und Unwissenheit aller Art ist, sich nicht mit dem zu begnügen und dabei zu beruhigen, was hergebracht, angewöhnt und anerkannt ist. Wir müssen vielmehr selbst aufs Genaueste (obwol mit Bescheidenheit) forschen, damit wir Lücken ausfüllen und

Mangelhaftes verbessern. Dies ist der einzige Weg zur Wahrheit und Vollkommenheit.

Wir sind so entfernt diese Wahrheit bereits in allen Dingen zu erkennen, daß auch der Weiseste nicht einmal die Natur und Eigenschaften einer Fliege begreift, oder die Gründe anzugeben wüßte, warum sie diese Farbe und Gestalt, diese und nicht mehr, oder weniger Glieder hat u. s. w. — Weil nun der Mensch weit das Meiste, Größte und Schönste nicht weiß, ist es doppelter Unsinn, auf seine Weisheit stolz zu sein. Die Liebe zur Weisheit, die Philosophie, ist aber der göttlichen Weisheit keineswegs fremd, sondern in ihr eingeschlossen. Auch besteht die gesammte Entwickelung der Philosophie darin, daß der Schöpfer durch die Kenntniß der Geschöpfe besser erkannt werde, woraus hervorgeht, daß sie für Theologen und Christen nothwendig sei. Wir müssen in der Theologie philosophiren, und in der Philosophie vieles Theologische annehmen (assumere), damit klar werde, wie in beiden dieselbe Weisheit hervorleuchte. Die christliche Philosophie kann und soll mehr von den göttlichen Dingen wissen, als die heidnische, ja das ganze Gebäude gewissermaßen neu begründen und aufführen.

Es gibt zwei Wege, zur Kenntniß zu gelangen: das Argument und das Experiment, der Schluß und die Erfahrung. Auf jenem Wege erreichen wir wol ein Ziel, oder kommen zu einem Ende; aber nicht zu einer unzweifelhaften, beruhigenden Gewißheit, bevor die Erfahrung bestätigend hinzutritt. Leider ist aber der letzte Weg, die Erfahrungswissenschaft, den meisten Studirenden völlig unbekannt. Durch die Kraft der Wissenschaft (so schließt das Werk), welche Aristoteles dem Alexander einflößte, war

diesem die Welt übergeben. Das sollte die Kirche bedenken, um gegen Ungläubige und Aufrührer Christenblut zu ersparen, vor Allem aber wegen der künftigen Gefahren in den Zeiten des Antichrists. Mit Gottes Gnade könnte man leicht diesen Gefahren entgegentreten, sobald Prälaten und Fürsten die Wissenschaft beförderten, und die Geheimnisse der Kunst und Natur erforschten.

Daß Bakon die Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer grammatischen und geschichtlichen Prüfung der heiligen Schriften anerkannte, versteht sich von selbst; ja ihm blieb (bei aller Begeisterung für die Natur) die höchste Sittlichkeit so Zweck alles Strebens, daß er jede theoretische Wissenschaft, welche damit in gar keine Verbindung trete, für nutzlos erklärte. Unbegnügt mit einer Entwickelung blos allgemeiner Begriffe von Natur, Kraft Wesen, Zeugung, Geschlecht, Art, Thun, Leiden, Wirken, Einheit, Vielheit, Dichtigkeit, Leere, Raum, Körper, Geist u. s. w. studirte er Mathematik, Physik, Optik, Physiologie mit rastlosem Fleiße, und ward zugleich einer der größten Erfinder in seinem Fache. Denn was er z. B. über Brillen, Ferngläser, Brenngläser und Schießpulver sagt, ist so bestimmt und deutlich, daß im Gedanken das Schwierigste durch ihn überwunden erscheint *).

In Wahrheit wollte Bakon dem ganzen Studiren

*) Jebb, Vorrede zum Opus majus. Henry, History of England, VIII. 199, 216, 288. Daß man um 1138 Brenngläser kannte, ergibt ein Inventarium des Klosters Weihenstephan, wo es heißt: unus christallus, cum qua ignis acquirendus est a sole in parasceve. v. Hormayr, Taschenbuch für 1836. S. 317.

eine andere und inhaltsreichere Richtung geben, und das veranlaßte wol den meisten Anstoß. Gerade das, worin Bakon irrte, sein Glaube an Astrologie und den Stein der Weisen, ward in jener mitirrenden Zeit nicht gerügt; die Andeutungen und Erfindungen, womit er der Entwickelung der Wissenschaften vorausgriff, aber unbeachtet gelassen, oder misverstanden. — Betrachten wir Roger Bakon im Verhältnisse zu seiner Zeit, sehen wir, welch Märtyrerthum ihm (sowie später dem Galilei) um der Wissenschaft willen bereitet ward, so dürfen wir ihn für einen ebenso großen Geist und für einen reineren Charakter halten, als seinen Namensgenossen Franz Bakon.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


Widener Library
3 2044 098 617 681